F. XXXV. 121/b.

Geogr.
o
135

F. XLII. [illegible]

F. XXXV. 121.

AUS DÄNEMARK.

BORNHOLM UND DIE BORNHOLMER.

DR. SÖREN KIERKEGAARD:

WIDER DIE DÄNISCHE STAATSKIRCHE; MIT EINEM HINBLICK AUF PREUSSEN.

VON

R. QUEHL,

KÖNIGL. PREUSS. GENERAL-KONSUL FÜR DIE DÄNISCHE MONARCHIE ETC.

MIT DREI ABBILDUNGEN UND EINER KARTE.

BERLIN.

VERLAG DER DECKERSCHEN GEHEIMEN OBER-HOFBUCHDRUCKEREI.

1856.

2/4

AUS DÄNEMARK.



[illegible] Thurm [illegible] [illegible]naegten auf Bornh[illegible]

[illegible] Erinnerung [illegible] Friedrichs VII, Königs [illegible]

von [illegible] errichtet und vollendet [illegible]

AUS DÄNEMARK.

BORNHOLM UND DIE BORNHOLMER.

D[R.] SÖREN KIERKEGAARD:

WIDER DIE DÄNISCHE STAATSKIRCHE; MIT EINEM HINBLICK AUF PREUSSEN.

VON

R. QUEHL,

KÖNIGL. PREUSS. GENERAL-KONSUL FÜR DIE DÄNISCHE MONARCHIE ETC.

MIT DREI ABBILDUNGEN UND EINER KARTE.

BERLIN 1856.

VERLAG DER DECKERSCHEN GEHEIMEN OBER-HOFBUCHDRUCKEREI.

Der Autor und die Verlags-Handlung behalten sich das Recht auf Uebersetzung in das Dänische, Französische und Englische vor.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

DEM

FREIHERRN ALEXANDER VON HUMBOLDT

DEM

FREIHERRN OTTO VON MANTEUFFEL

DEN MANEN

ADALBERT VON LADENBERGS.

Geh' hin, mein Buch, an deiner Stirne prangen
Drei edle Zeichen, Namen hochverehrt,
Geh' hin getrost: wirst freundlich du empfangen,
Verleihen dir die Männer selbst den Werth.
Stets viel zu geben, wenig zu verlangen,
Hat mich ihr Wort und Leben oft gelehrt,
Drum ihre Güte wird dich auch beschämen,
Wie klein du bist — dich freundlich hinzunehmen.

Wie klein — wenn es Dir, Alexander, naht,
Der Welt Erob'rer mit des Geistes Waffen,
Dem Geist, den Gott so reich begnadigt hat,
Dass er uns sagen darf von ew'gem Schaffen;
Dem Herzen, in dem Liebe ward zur That,
Dess Jugend Alters Schwächen nicht erschlaffen:
Wie klein — doch siehe dieses Herzens Güte
Erfreut am All' sich wie an Baum und Blüthe.

Wie klein nahst du dem Starken nach dem Weisen,
Dem Mann voll Kraft, voll Milde, voll Geduld, —
Dem ruh'gen Steurer, mag ihn Sturm umkreisen, —
Dem unverdrossnen Träger And'rer Schuld, —
Den viele Herzen segnen still und preisen,
Wie schön ihn schmückt des Herrn Vertraun und Huld,
Mit Nachsicht wirst du bei Ihm aufgenommen,
Er kennt den Sinn, aus dem du bist gekommen.

Wie klein — du sollst nach unermessnen Reichen,
Zum Freunde sollst du, der so früh uns schied,
Von ungeschwächter Lieb' sei ihm ein Zeichen,
Von unvergessnem Dank sag' ihm mein Lied: —
Er war ein Mann mit Wen'gen zu vergleichen,
Wie man auch jetzt nun an ihm zerrt und zieht,
Nur Wen'ge so hat Preussen zu verlieren:
Lasst dies Bekenntniss dieses Büchlein zieren.

So geh' denn hin und bringe allen Dreien
Und allen Freunden, ihrem Sinn verwandt,
Des Fernen Grüsse — mögen sie verzeihen,
Wo hier und dort er nicht das Rechte fand:
Das Wollen ist's, das Eure Namen weihen,
Und dieses Wollen gilt dem Vaterland,
In diesem Wollen fühlt er sich verbunden
Mit Euch und Allen, die wie Ihr empfunden.

Copenhagen, 3. Februar 1856.

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkungen	XI—XXIX
Bornholm und die Bornholmer.	
Erster Tag	1
Auf dem Dampfschiffe	1
Ankunft in Ystadt	3
Schwedisches Quarantainewesen	4
Seekrankheit	6
Willkommen	7
Wanderung durch Rönne. Grönlandsfahrt — Lachshandel — Schiffbauer Beck	8
Zweiter Tag	11
Nach Nexö. Aakirkeby und Aakirche	12
Ein St. Johannesbild. Nexöer nach Danzig	13
Snogebaeks Rettungs-Anstalten für Schiffbrüchige	14
Die Sage von Bondevedde	15
Wanderung nach Nexö — Cholera — ein civilisirter Wirth .	18
Bornholms Geschichte bis zum Frieden von Brömsebro.	22
Nach Svanicke. Steinbrüche. Ein preussisches Unternehmen von 1850. Galgen. Bornholmer Generalmarsch	28
Svanicke. Glockenumschrift. Zwietracht. Schicksale eines Theologen	30
Zurück nach Rönne. Wegebau. Hartnäckiges Einschlagen des Blitzes. Almindingen. Abend. Mahlzeit im Freien . .	33
Dritter Tag	36
Unruhige Nacht, Oehlenschläger's Tordenskjold . . .	36
Ein kluger Barbier	37

Seite
Ein klügerer Bauer 38
Folgen des Thaues 40
Kirchenbesuch. Die Augen des Sonntags. Mormonen. Staat und Kirche. Ein höchster Bischof wider seinen Willen 41
Fröhliches Gastmahl 45
Fahrt nach Duebjerg 47
Geselligkeit. Gasthöfe 48

Vierter Tag 49

Trauriges Wetter. Erinnerungen des Prof. Eschricht aus einem Aufenthalte in Bornholm. Schilderungen des Volkslebens. Der Branntwein. Schiffbrüche u. s. w. . 51
Neues Fest. Eine Hausehre. Topf- und Fayence-Fabriken. Thorwaldsen's Popularität. Bornholmer Uhren. Strassenbeleuchtung 73

Fünfter Tag 76

Ein Leichenzug und eine Traurige 76
Fahrt nach Hammerhuus. Castell-Kirchen. Allinge. Sandwig. Der Hammer 78
Der steile Berg. Das Feuer und sein Wärter 80
Ruinen von Hammerhuus 84
Fortsetzung der Geschichte Bornholms bis zur Vertreibung der Schweden oder die schwedische Vesper auf Bornholm 87
Bornholmer Webereien, Gewitter an der Ruthskirche . . 97
Fahrt nach Vang, der Jons-Kirche und Salomons-Kapelle 98

Sechster Tag 101

Fahrt nach Rösogn. Die Nykirche mit ihren Inschriften . 101
Splitsgaard. Erziehung. Wie die neu-christliche Partei in Preussen sich zum Neuen Testament und dem Vaterlande verhält 104
Udmarken oder Lyngen 110
Bornholmer Gilden 112
Rökirche mit deutschen Inschriften und ihrem Pfarrer . . 114
Verpflegung der Bornholmer Dienstleute 115
Helligdomsgaard und Quelle, Lysene, trockener und nasser Ofen 116
Dyndalen — Wald, Wasserfälle, Bach 118
Dyndalengaard, sein Besitzer, Betrieb der Landwirthschaft 120

Seite
Ausflug nach Christiansö und den Ertholmen. Geschichtliches. Entstehung der dänischen Flagge. Schleifung der Festung. Eidergänse auf Graesholmen. Gudhjem. Randklöve. Eine Sage 124
Zurück zu Herrn Madsen. Bornholmer Landwirthschaft. Pferdezucht . 132
Die Landhaushalts-Gesellschaft in Copenhagen . 133
Ausfuhr ländlicher Produkte von Bornholm 134
Milchwirthschaft, Gjeddesdal auf Seeland 135
Schaaf-, Schweine- und Bienenzucht 136
Das Eigenthums-Verhältniss der Höfe, Verkauf der Fästehöfe 137
Was Hartkorn in Dänemark bedeutet 138
Das Bornholmer Erbrecht 141

Siebenter Tag 144

Nach Almindingen 144
Bornholmer Pflanzenwelt 146
Bornholm's Thierwelt. Eine komische Fuchsjagd. Kultur, Jagd und Jagdgesetze. Feodale Consequenzen. Maulwurfsjäger 150
Das Reich der Vögel auf Bornholm, Fische, Amphibien und Insekten 159
Rytterknaegten (der Reiterknecht). Denkmal für den König. Danner-Grotte. Hexentanzplatz. Kanzel und Orgel. Alte Burg. Die Sage von den drei Ritterfräuleins. Christians-Säule. Der Salon im Walde. St. Johannes (des Täufers) Abend. Gemeinde. Fehden. Quellen. Torfmoore. Die Röckesteene. Lille Borg (kleine Burg) und Burgsee mit seiner Sage. Seetang. 165
Klima und Witterungs-Verhältnisse auf Bornholm und in Dänemark 183
Bevölkerung auf Bornholm und in Dänemark. Körperliche Constitution der Bornholmer. Ihre Eigenthümlichkeit. Wohlthätigkeit und christliche Wohlthätigkeit. Sittlichkeit. Ehescheidungen in Dänemark 186
Vergehen und Verbrechen 196
Ein Urtheil Friedrich's II. von Dänemark 196
Das Königthum und die richterliche Gewalt . . . 197
Das Königthum in Preussen und die „Partei" . . 199
Erkenntnisse von Christian IV. und Christian III. . . . 204
Aberglauben und seine verschiedenen Formen 206
Bornholm's Name 208
Adel . 210

Seite
Einfluss der Verwaltung und Geistlichkeit 212
Einfluss der politischen Bewegung 215
Allgemeine Wehrpflicht und bornholmer Miliz 216
Behörden 222
Zwei bornholmer Geschichten 223
Literatur. Bornholmer Hirtenlied 229
Sprache 231

Achter Tag 233
Landungsstelle des Dampfschiffes, das Arsenal 232
Bericht eines Augenzeugen über eine Seeschlacht vor Rönne (1563) 233
Der Friedhof in Rönne. Gedanken über Unsterblichkeit und Materialismus. Ein tröstlicher Brief. Lasset die Kindlein zu mir kommen. Eines Kindes Lebenslauf 239
Cement-Fabriken. Porzellanerde. Steinbruch zu Klippengaard. Hasler Kohlenwerk. Ziegelei zu Sortehat. Hessen und Lipper auf Bornholm. Flugsand . . . 261
Die geognostische Beschaffenheit der Insel 267
Schluss 273

Dr. S. Kierkegaard wider die dänische Staatskirche u. s. w. 277
Wer Kierkegaard war 277
Auszug aus seinen Schriften 285
Zur Kenntniss der kirchlichen Zustände in Dänemark . . 298
„Wider Bunsen von Stahl" und die religiöse Frage in Preussen 306

Anhang 353
I. Literatur über Bornholm und benutzte Quellen . . . 355
II. Zusätze zu Bornholm und die Bornholmer 359
III. Zusätze zu Dr. S. Kierkegaard 368
Berichtigungen 381

Vorbemerkungen.

Der Krieg, welcher Ströme edlen Blutes zu Ehren der Civilisation vergossen hat, und über dem das Herz eines der herrlichsten Monarchen gebrochen ist, die jemals einen europäischen Thron geziert haben, — dieser Krieg hat wohl seinen Ursprung zu nicht geringem Theile in dem unrichtigen Maasstabe zu suchen, mit dem Russland die Kräfte gemessen zu haben scheint, die seinem politisch-religiösen Vorwärtsdringen entgegenstehen. Man mochte vielleicht in den, durch die Stürme der letzten Jahre nur weiter verbreiteten und erhöhten Sympathien für die ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften des Kaisers Nicolaus eine wirkliche Hinneigung zu den religiösen und politischen Welt-Anschauungen dieses Monarchen erblicken. Man überschätzte vielleicht auch die Tragweite verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Beziehungen von Höfen in den grossen Fragen der Politik der Kabinette. Man würdigte nicht genug die Bedeutung Napoleons III., der von Neuem gezeigt hat, wie eine Regierung, welche, fest gegen die Prätensionen der Parteien, das Wohl und die Ehre einer ganzen, grossen Nation zum Gesetze ihrer Politik nach Aussen und Innen macht, dieser

Nation nicht allein schwere Opfer an Geld und Menschen, sondern auch diejenigen an Formen bürgerlicher Freiheit auferlegen kann, ohne dadurch die Kraft und Sicherheit ihrer Aktion zu beeinträchtigen — Napoleons III., dem es durch die Treue gegen seinen Namen, durch die Macht des Napoleonismus und diejenige des eigenen Genies, durch die Herrschaft eines kühlen Verstandes über eine tiefe und lebhafte Empfindung, durch praktisches Wissen und durch die, in einem bewegten Leben gewonnene Kenntniss der Menschen gelungen ist, Frankreich in wenigen Jahren den Rang und Einfluss zurückzugeben, den es mit dem Verfalle der bourbonischen Dynastie verloren, und welchen weder die Contrerevolution eines angestammten, aber von fremden Heeren auf den Thron seines Vaterlandes zurückgeführten Monarchen, noch der schwächliche Parlamentarismus des Bürgerkönigs ihm wieder gewinnen konnten. *) Man unterschätzte aber sicherlich nicht allein die Lebenskräfte der Türkei, die Macht Frankreichs und Englands, sondern auch die Macht der öffentlichen Meinung in der civilisirten Welt und die Bedeutung des Bandes, das ein lebhafter, geistiger und commer-

*) Sehr günstige Urtheile über diesen Monarchen sind freilich heute ebenso allgemein, wie sie keine andere Eigenschaft als einige Wahrheitsliebe verlangen. Als aber der Verfasser unmittelbar nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1851 den verdammendsten Aussprüchen über den „Usurpator" gegenüber trat, und seinem Systeme und Genie ein günstiges Horoscop stellte, fand er nicht allein auf liberaler Seite die lebhafteste Unzufriedenheit und Anfeindung. Jetzt haben historische Thatsachen die damals in der kleinen, in demselben Verlage herausgegebenen Schrift: „Die Revision der Verfassung. Zur Beurtheilung Napoleons u. s. w. Dritte, mit einer preussischen Epistel vermehrte Auflage." ausgesprochenen Ansichten deutlich genug gerechtfertigt.

zieller Verkehr zwischen den Völkern trotz aller Verschiedenheiten des National-Charakters geknüpft hat. Man zog vielleicht auch diplomatische Personen und Berichte allzusehr in die politische Rechnung, ohne zu bedenken, dass nur allzuhäufig der Dunstkreis, in welchem sich die Diplomaten bewegen, auf ihr Urtheil und ihre Thätigkeit, unter den heutigen Zuständen, einen nur allzulähmenden Einfluss übt. Kurz, es hat sich von Neuem bestätigt, dass Mangel an Kenntniss und Verständniss ein so schlimmer Feind für die Ruhe und den Wohlstand der Völker ist, als es der böse Wille nur immer sein kann, — ein Satz, der auf die Beziehungen der Staaten untereinander dieselbe Richtigkeit hat, die ihm ein ernster und scharfer Blick für die Zustände eines Landes oder Ortes oft auch auf die Verhältnisse der verschiedenen Stände untereinander einräumen muss. Wer dieser Ansicht beitritt, der wird auch jeden Beitrag zur Verbreitung der Kenntniss der Verhältnisse und Zustände eines Landes für eine gemeinnützliche Arbeit erachten müssen. Solche Beiträge in Bezug auf Dänemark zu liefern, findet der Verfasser dieses Werkes eine Aufforderung in mehrfachen Verhältnissen. Man kann getrost sagen; Dänemark gehört trotzdem, dass seine Hauptstadt von Berlin in einem Tage und von Paris und London in nicht viel längerer Zeit erreicht werden kann, doch noch zu den im Auslande unbekanntesten Ländern des civilisirten Europa's. Wir wollen hier nicht bei den Umständen verweilen, welche diese Unbekanntschaft veranlasst oder ermöglicht haben. Nicht unwahrscheinlich aber erscheint es, dass die früheren Regierungen in Dänemark eben kein Missbehagen über dieselbe

empfanden, weil es nur bei ihr und der Indolenz ihrer diplomatischen Träger möglich war, die Fortdauer des Sundzolles zu erhalten. Die europäische Welt sollte glauben, dass dieses schöne und reiche, von einem kräftigen und biedern Volke bewohnte Land eines jährlichen Beitrages der anderen Staaten Europas bedürfe, — um als selbstständiger Staat existiren zu können! Jetzt, wo die königlich dänische Regierung selbst von dem ernsten Willen durchdrungen erscheint, ein Uebereinkommen über die Beseitigung einer Abgabe zu treffen, welche dem dänischen Handel und insonderheit der Entwickelung Copenhagens mehr geschadet, als dem Staate Dänemark genützt hat: muss es dieser Regierung ebenso willkommen sein, wie es für den patriotischen Dänen immer erwünscht war, Dänemark und die dänische Nation im Auslande besser als bisher gekannt und vielleicht richtiger beurtheilt zu sehen. In Bezug auf Preussen und Deutschland tritt ein wesentliches Moment hinzu. Die kriegerischen Zwistigkeiten, in welche diese Länder durch die schleswig-holsteinische Erhebung mit einander gerathen waren, sind nicht ganz ohne Nachklang geblieben. Zwar darf ich es mit Stolz sagen und alle Dänen, die in Preussen leben, dessen zum Zeugen nehmen, dass in dem preussischen Volke durchaus Nichts von einer Animosität gegen die dänische Nation zu bemerken ist. Aber wir können und wollen nicht leugnen, dass es Kreise geben mag, welche die Dänen nach schleswig-holsteinischen Schilderungen zu beurtheilen ebenso geneigt sind, wie es in Dänemark eine nicht kleine Zahl von Leuten giebt, welche unter Beifall und Vortritt einiger ultra-dänischen Organe gegen

Alles, was deutsch, insonderheit preussisch ist, eine zuweilen in das Komische gehende Erbitterung und Abneigung zeigen. Durch solche Aeusserungen sein Urtheil über Dänemark bestimmen lassen, würde ebenso ungerecht, wie unrichtig sein. Wir hoffen zwar nicht auf die Billigung der extremen Parteien, aber auf das Einverständniss der nüchternen und klaren Politiker beider Länder, wenn wir es aussprechen, dass in einem ehrlichen und freundschaftlichen Einvernehmen zwischen Preussen und den skandinavischen Königreichen eine nicht unwesentliche Garantie gegen die Uebermacht des Ostens und Westens und für die Erhaltung des Friedens in Europa gesucht und gefunden werden muss. Preussen und Schweden haben sich tüchtig geschlagen, aber dann gut vertragen, und — Gustav Adolph gehört zu den in Wahrheit populärsten Königen in Deutschland. Die Sundzollfrage wird, wir hoffen es, in den Beziehungen zwischen Preussen und Dänemark bald gar keine Rolle mehr spielen. So bliebe die Nationalitätsfrage in den Herzogthümern. Wir gedenken nicht, auf diese Frage hier näher einzugehen, aber einige parteilose Bemerkungen dürften nicht unwillkommen sein.*) Schleswig-

*) Der Verfasser hat Besseres zu thun, als perfide persönliche Angriffe zu lesen, geschweige zu beantworten, wenn er aber in einem, im vergangenen Jahre erschienenen schleswig-holsteinischen Pamphlet „Ein Stück dänisch-deutscher Geschichte u. s. w." mit Anführung unwahrer Thatsachen, als ein Gegner seiner deutschen Landsleute verdächtigt wird, so hat er nur zu bemerken, dass er sich nicht in Dänemark befindet, um Politik, am allerwenigsten, um schleswig-holsteinische Politik zu machen, und dass es einen gänzlichen Mangel an Urtheilsfähigkeit zeigt, wenn man von einem diplomatischen oder consularischen Vertreter fordert, dass er Pflichten der Artigkeit vernachlässige, weil ihre Erfüllung ihn hier und dort einer falschen Beurtheilung aussetzen könnten.

Holsteiner können mit Recht nur diejenigen genannt werden, welche die Losreissung Schleswig-Holsteins von dem Staate Dänemark erstrebten. Diese schleswig-holsteinische Frage ist — von den europäischen Mächten praktisch gelöst worden. Wer und mit welchem Rechte man sich über die Art der Lösung beklagen kann, das zu untersuchen, ist nach diesem fait accompli jetzt eine überflüssige Arbeit. Sicher freilich ist, dass Holstein dem dänischen Gesammtstaat einverleiben und es zugleich im deutschen Bunde zu belassen, in Dänemark wie in Holstein für eine diplomatische Inconsequenz gehalten wird, die auf einen reellen und dauernden Bestand kaum zu rechnen hätte, aber für die, durch ihre Talente ausgezeichnete eiderdänische Partei eine grosse Waffe gegen das ganze „Arrangement" und ein Hauptmotiv ihrer sich fortdauernd äussernden Abneigung gegen Deutschland werden musste. Eine Union der skandinavischen Königreiche — Dänemark bis an die Eider — Holstein in einer Personal-Union mit der dänischen Krone: heisst das Programm dieser Partei. War es ein Unrecht, wenn die Schleswig-Holsteiner das ganze Schleswig verlangten, weil ein Theil desselben deutsch war, so müssten die Eiderdänen, wenn sie die Absicht und Macht hätten, das ganze Schleswig zu „danisiren", in ein neues Unrecht verfallen. Aber man darf sich, und am allerwenigsten in Deutschland, nicht einreden lassen, dass eine Verwirklichung der eiderdänischen Grenzlinie eine Unterdrückung der deutschen Nationalität in Schleswig mit Nothwendigkeit herbeiführen müsse, wo hingegen deutsche Sprache und deutsches Recht in Schleswig durch den Ge-

sammtstaat am Besten geschützt seien. Ein wahres, mit einer rückhaltlosen Anerkennung des Rechtes der dänischen Nationalität sehr wohl zu vereinbarendes Interesse der deutschen Grossmächte an dem Schicksale der Deutschen in Schleswig würde sie in ihrem Rechte trotz der Eidergrenze ebenso zu schützen vermögen, wie diese Rechte ohne jenes Interesse auch in dem „Gesammtstaate" ernstlich gefährdet werden können. Jedenfalls kann die Nationalitätsfrage in Schleswig, mit einigem Verstande, guten Willen und Billigkeit von beiden Seiten behandelt, zu einem Zerwürfniss mit Deutschland keine Veranlassung geben. Aber die Verfassungsfrage in Holstein?! Gerade hier ist zu befürchten, dass der Kern der Frage mit einer augenblicklichen Gestaltung derselben einmal leicht verwechselt werden kann. Holstein, eines der von der Natur gesegnetsten Länder deutscher Zunge, von einem kräftigen und treuherzigen Menschenschlage bewohnt, hat in seinen bürgerlichen Einrichtungen einen höchst eigenthümlichen, nicht allein zu Dänemark, von dem es eine Provinz sein soll, sondern auch zu den meisten andern deutschen Ländern in mannigfachen Gegensätzen befindlichen Zustand. Eine solche Masse von ritterschaftlichen Autoritäten, von Vermengungen zwischen Verwaltung und Justiz, von Usancen und Observanzen, ständischer Gliederung und Ausschliesslichkeit: dass die Verehrer der „Grundzüge der conservativen Politik" nur nach Holstein zu reisen brauchten, um eine Verwirklichung ihres „christlichen Staates" zu sehen, — wird doch auch kein Prediger dort angestellt, der nicht, ausser auf die andern Symbole der evangelischen Kirche auch noch auf die Konkordienformel und die

schmalkaldischen Artikel einen Eid leistet. Dass bei aller Abneigung der Holsteiner, sich einer dänischen Reichsraths-Majorität untergeordnet zu sehen, die Fortdauer solcher Zustände in den Wünschen der Mehrheit der holsteinischen Bevölkerung liegen sollte, darf eben so bezweifelt werden, als wie, dass der im Uebrigen durch Bildung und materiellen Besitz höchst respektable Adel zu einer gründlichen Reform aus eigenem Antriebe und rückhaltlos die Hand bieten wird. Wenn unter diesen Umständen die dänische Regierung in eindringlichster Weise auf Reformen hinarbeitet, die sie im Interesse dieses Landes für nothwendig oder wünschenswerth hält, so kann man ihr billigerweise, wenigstens von unserem Standpunkte aus, hierüber niemals einen Vorwurf machen, gleichviel, wie ein augenblickliches Organ der Regierung oder die Beziehungen zu demselben beschaffen wären. Das ist der eigentliche Kern der Sache. Wenn also selbst der Fall einmal vorläge, dass die holsteinische Ritterschaft mit aller Entschiedenheit und Beharrlichkeit formell unzweifelhafte Rechte gegen Personen vertheidigte, die nach der Behauptung ihrer Gegner, mit Verletzung jenes formellen Rechtes nicht die bürgerliche Freiheit, sondern den ministeriellen Despotismus in Holstein anzubahnen versuchten, und wenn auch eifrige Gegner der Ritterschaft in die Lage kämen, über ihre Sympathie für die Menschen die Abneigung gegen ihre Prinzipien zu vergessen, so könnte nach unserer Ueberzeugung doch hierdurch nie der Wunsch gerechtfertigt werden, ritterschaftliche Rechte in Holstein durch eine deutsche Intervention vertheidigt zu sehen. — Die hier selbst von wohlwollenden Personen oft aufgestellte Behaup-

tung, dass Preussen für sich den Besitz Holsteins erstrebe, zeugt endlich von einer so geringen Kenntniss der bestehenden Verhältnisse, und traut uns Preussen eine zu grosse Täuschung über unsere eigenen Interessen zu, als dass wir bei ihr länger verweilen sollten. So vermag ein unbefangenes und besonnenes Urtheil auch in den besonderen Verhältnissen Holsteins und gleichviel, wie sich sein Verhältniss zum Gesammtstaate ordnet, keinen Grund zu erblicken, der ein freundliches Einvernehmen Preussens und Dänemarks ernstlich gefährden könnte. Ein solches Einvernehmen mag nun wesentlich auf den Regierungen beruhen, aber wir glauben kaum, dass unter den heutigen Verhältnissen Jemand den gewichtigen Einfluss bestreiten wird, den Sympathien oder Antipathien, welche Nationen für oder gegen einander empfinden, hierauf üben können und müssen. Nach unserer Ueberzeugung ist es heute nur noch nothwendig, dass die Preussen und Dänen sich besser kennen lernen, um die hier und dort noch herrschenden Antipathien allmählig zurücktreten zu lassen und in den gemeinschaftlichen Interessen ein starkes Band wechselseitiger Neigung zu finden. Dass Stimmungen in dieser Weise sich zu ändern vermögen, dafür legt jetzt nicht allein die französisch-englische Alliance, sondern vielleicht in noch höherem Grade die heutige Freundschaft zwischen Dänemark und Schweden ein beredtes Zeugniss ab. Denn noch liegt die Zeit nicht weit zurück, wo die bitterste Abneigung zwischen diesen Nationen bestand, und noch heute kann man in den untersten Volksklassen der Dänen und Schweden die deutlichsten Spuren jener Abneigung wahrnehmen.

Eine besondere Aufforderung, sein Schärflein zu dieser Verständigung beizutragen, fand der Verfasser in seiner amtlichen Stellung. Die preussischen Consuln sind nach dem Consular-Reglement angewiesen, „Alles zu thun und wahrzunehmen, was zur Sicherung und Förderung der Rechte und Vortheile Preussens überhaupt, so wie der preussischen einzelnen Unterthanen in Absicht des Commerces und der Schifffahrt gereichen kann." Niemand kann nun in Abrede stellen, dass zwar Vertrauen und Sympathie für die Menschen nicht hinreichen, einen Handel hervorzurufen, und dass das Gegentheil Beider selten einen Geschäftsmann veranlassen wird, ein vortheilhaftes Geschäft zurückzuweisen, aber dass diese Dinge gleichwohl für die Belebung, die Sicherheit und die Erleichterung des Verkehrs von sehr wesentlicher Bedeutung bleiben. Wir waren daher bei den zahlreichen Differenzen, deren Vermittelung zwischen preussischen und dänischen Unterthanen uns obgelegen hat, immer von dem Bestreben beseelt, auch den dänischen Betheiligten die Ueberzeugung zu geben, dass sie es mit einem wohlwollenden und unparteiischen Beurtheiler zu thun haben, der weit entfernt ist, die Frage des Rechts und der Billigkeit nach der Nationalität zu beurtheilen. Waren wir auf diese Weise im Stande, unseren preussischen Mitunterthanen einige Dienste zu erzeigen, so müssen wir dankbar hinzusetzen, dass jenes Streben bei den meisten Dänen, mit denen wir in derartige Berührung gekommen sind, eine genugthuende Anerkennung gefunden hat, und dass wir auch fast durchgängig das freundliche Entgegenkommen der Behörden zu rühmen haben.

In vollem Einklange mit diesem Streben schien es

uns daher, wenn wir die Stunden unserer Musse verwendeten, um auch in weiteren Kreisen zur Kenntniss Dänemark's und des dänischen Volkes beizutragen. Die Erreichung dieses Zieles schien an drei Bedingungen geknüpft. Einmal durften wir uns nicht bloss mit statistischen Mittheilungen, Abhandlungen über bürgerliche Verhältnisse und Institutionen begnügen, sondern wir mussten den Leser mitten in das Volksleben selbst führen und keines jener Momente der Vergangenheit und Gegenwart unbenutzt lassen, als dessen Produkt es erscheint. Sodann durften wir die eigene Kenntniss und das eigene Urtheil nicht allein aus Büchern, auch nicht allein aus den Urtheilen einer Gesellschaft, einer Berufsklasse oder Partei gewinnen, sondern mussten die Dinge und Personen so weit wie möglich durch eigene Anschauung und Beobachtung kennen zu lernen suchen — welcher schiefen Beurtheilung ein solches Bestreben auch ausgesetzt sein mochte. Endlich kam es darauf an, durch die Form der Darstellung sie, wenn auch nicht dem grossen Publikum überhaupt, so doch dem grossen gebildeten Publikum zugänglich zu machen. Wir mussten deshalb auch dem unterhaltenden Elemente sein Recht lassen und dadurch Leser zu gewinnen suchen, die für eine, ihnen zu ernst entgegentretende Lektüre keine Neigung haben.

Inwieweit jene Bedingungen in dem vorliegenden ersten Werke über Dänemark erfüllt sind, darüber wird auch die Aufnahme urtheilen, die ihm zu Theil wird. So sehr er bei dem Schaffen seiner literarischen Arbeiten jeder Zeit eine gewisse Freude empfindet — der Verfasser darf nicht verschweigen, dass er an den vollendeten Arbeiten selbst so viel auszusetzen hat, dass

kein fremdes Beurtheilen härter mit ihnen umgehen kann.

Die Nützlichkeit des Unternehmens zugegeben, könnte man uns nun zunächst den Einwand machen, dass unsere Hauptabsicht besser erreicht worden wäre, wenn wir mit einem allgemeinen Werke über Dänemark oder wenigstens mit einer Schilderung Seelands begonnen. Mit der Sammlung der Materialien hierzu sind wir seit Langem beschäftigt. Ja, jener Einwand mag sogar an Stärke gewinnen, wenn wir einräumen, dass wir nur sehr schwer der Versuchung eines so reichen und anziehenden Stoffes widerstanden haben. Aber eine Erwägung hat uns bestimmt, einem anderen Plane zu folgen: Dänemark befindet sich offenbar in einer Uebergangs-Periode. Institutionen und Personen, welche heute noch eine hervorragende Rolle spielen, sind vielleicht schon nach sehr kurzer Zeit aufgegeben oder unterliegen einer ganz anderen Beurtheilung. So haben wir zwar auch bei der Schilderung Bornholms es an einzelnen Mittheilungen über allgemeine dänische Verhältnisse nicht fehlen lassen und gedenken in dem nächsten Abschnitte des Werkes damit in noch ausführlicherer Weise fortzufahren. Aber Bornholm war einerseits der unbekannteste aller dänischen Landestheile und hatte anderseits nicht allein selbst den anderen dänischen Provinzen gegenüber so viele Besonderheiten, sondern ist auch bei der allgemeinen dänischen Bewegung und ihrem Parteienkampfe so wenig betheiligt gewesen, dass es dem Verfasser angemessen erschien, mit der Schilderung dieses Landes sein Werk „Aus Dänemark" zu beginnen. Giebt Gottes Gnade mir weiter Leben, Kraft und Gelegenheit —

findet das vorliegende Werk hier und dort eine angemessene Verbreitung, so werden Jütland und die Jüten, Fühnen und die Fühnen und endlich Seeland und die Seeländer seiner Zeit nachfolgen.

Auch über einen anderen Vorwurf, dem das Werk begegnen wird, nämlich über die Abschweifungen auf allgemein menschliche oder speciell preussische Fragen bitten wir um die Erlaubniss, einige Worte hinzuzufügen. Die Thatsache selbst ist begründet. Auch gedenken wir nicht, sie durch die Bemerkung zu entkräften, dass diese Abschweifungen vielleicht einigermaassen den Mangel ersetzen, den unsere Reise an den pikanten Abentheuern und Historien hat, die von anderen Reisebeschreibern entweder wirklich erlebt oder glücklich erfunden sind. Aber wir hofften nicht allein, dass ein solches Aussprechen unseren persönlichen und politischen Freunden und Gesinnungsgenossen in Preussen nicht unwillkommen wäre, sondern wir wünschten, da das Buch voraussichtlich in viele dänische Hände kommt, gerade auch hier den Beweis zu liefern, dass man ein „fanatischer Preusse" sein kann, ohne sich um deswillen mit den Bestrebungen einer mächtigen Partei in Preussen einverstanden zu erklären oder Alles vortrefflich zu finden, was dort geschieht, und dass mit dem Verzichten eines treuen und pflichteifrigen Beamten auf eine öffentliche Opposition gegen die Regierung des Königs, keinesweges der Verzicht auf die Bildung und Aeusserung einer unabhängigen Meinung über religiöse und politische Fragen verbunden zu sein braucht. Weit entfernt, sich für einen würdigen Repräsentanten seiner Nation auszugeben, erklärt doch der Verfasser ganz rückhaltlos, dass bei alle dem, was verständige und

ehrenwerthe Leser in den ausgesprochenen Ansichten wahr, kräftig, frisch, lebensvoll und hoffnungsreich finden, dem Verfasser dieses Buches kein anderes Verdienst bleibt, als den Gedanken und dem Bewusstsein seiner Landsleute einen Ausdruck gegeben und dadurch versucht zu haben, den täglichen, gehässigen Insinuationen der ausländischen Presse über diese „allen Sinnes für ihre Ehre und Freiheit baare Nation" die Spitze abzusprechen. Meine Landsleute sollen nicht allein die Dänen, auch uns sollen sie ein wenig besser beurtheilen lernen.

Für eine gefällige Bezeichnung thatsächlicher Irrthümer würde der Verfasser besonders dankbar und bestrebt sein, die Verbesserungen bei einer nächsten Auflage dieses Buches oder den Fortsetzungen desselben zu Rathe zu ziehen. Ueber die Literatur und die benutzten Quellen finden sich im Anhange die erforderlichen Mittheilungen.

Was den zweiten Abschnitt: Dr. Sören Kierkegaard u. s. w. betrifft, so ist der Verfasser damit einer Verpflichtung seines Gewissens gefolgt. Für ihn giebt es, was Religion betrifft, keinen Unterschied zwischen einem preussischen und einem dänischen Christen, sondern eine Solidarität beider in ihren heiligsten Interessen. Aber die Aufnahme jenes Abschnittes in dieses Werk, die Sprache, in welcher es geschrieben, mag einen Belag dafür geben, dass es auch auf diesem Gebiete dem Verfasser nicht daran liegt, sich an die Leidenschaft der Massen, sondern an die Ueberzeugung der Gebildeten und an ein ruhiges und besonnenes Urtheil zu wenden. Für die öffentliche Beurtheilung dieses Buches mag diese Richtung vielleicht keine glück-

liche sein, — aber vielleicht werde ich dann in der stillen Billigung ruhiger und wohlwollender Leser eine Genugthuung suchen und finden können.

So bleibt dem Verfasser nur übrig, seinem Freunde und Verleger für die geschmackvolle Ausstattung des Werkes zu danken und den Leser um Entschuldigung wegen der vielen kleinen Versehen zu bitten, die bei einem sehr unleserlichen Manuscript und der Entfernung des Verfassers vom Druckorte stehen geblieben sind. Eine Berichtigung einiger sinnentstellenden Irrthümer und Auslassungen wird der Leser (nach der Mittheilung am Schlusse des Anhanges) vor der Lecture vorzunehmen freundlichst gebeten; auf die Verbesserung anderer Versehen haben wir uns, wenigstens bei dieser Auflage, nicht mehr einlassen können.

Copenhagen, im März 1856.

R. Quehl.

licht sein. — aber vielleicht werde ich dann in der stillen Billigung ruhiger und wohlwollender Leser eine Genugthuung suchen und finden können.

So bleibt dem Verfasser nur übrig, seinem Freunde und Verleger für die geschmackvolle Ausstattung des Werkes zu danken und den Leser um Entschuldigung wegen der vielen kleinen Versehen zu bitten, die bei einem sehr unleserlichen Manuscript und der Entfernung des Verfassers vom Druckorte stehen geblieben sind. Eine Berichtigung einiger sinnentstellenden Irrthümer und Auslassungen wird der Leser (nach der Mittheilung am Schlusse des Anhanges) vor der Lecture vorzunehmen freundlichst gebeten; auf die Verbesserung anderer Versehen haben wir uns, wenigstens bei dieser Auflage, nicht mehr einlassen können.

Copenhagen, im März 1851.

K. Ottesen.

BORNHOLM

UND DIE BORNHOLMER.

Es war am 16. August 1855, Abends 7 Uhr, als ich mit dem Königl. Dänischen Post-Dampfschiff Skirner den Hafen von Copenhagen verliess. Insel Amager, und später Seeland, lagen im herrlichsten Abendlichte, aber der Wind wehte frisch aus Nord-West und trieb den grössten Theil der circa 100 Passagiere — Dänische Herren und Damen — bald hinab in die Kajüten und Kojen. Nur gegen 20 Personen fanden sich daher um 9 Uhr zum Abendtisch in dem auf dem Deck befindlichen eleganten Salon ein, um ziemlich schweigend ihren Thee zu trinken und die nicht unbedeutenden Portionen Fleisch, Fisch, Käse, Butter und Brod dazu, die, trotz der heutigen theuern Zeit, zu verzehren ein Vorrecht der Unterthanen Sr. Dänischen Majestät ist. Auf einem rheinischen Dampfschiff würde bei gleicher Gelegenheit vielleicht bald eine lebhafte Unterhaltung begonnen haben und mehr oder weniger bald allgemein geworden sein. Ein Fluss macht heiter und gesprächig, das Meer fast immer schweigsam und ernst, sei es, dass seine Majestät und das Bewusstsein ihrer Gefahr auf den Menschen unheimlich wirkt, sei es jenes „andere körperliche Befinden," dem bei einiger Bewegung der Wellen selbst Diejenigen nicht entgehen, die das Seereisen gewöhnt und für die Seekrankheit unzugänglich sind. — Aber in Dänemark ist man überhaupt schweigsamer als bei uns. In einem gefüllten Salon der Kaffeehäuser in

Copenhagen herrscht fast immer eine grössere Stille als z. B. in den Sitzungssälen unserer Vertretungen, wenn nicht gerade eine Pythia oder ein Cicero ihre welterleuchtenden Aussprüche thun. So geht auch auf den Dampfschiffen Einer an dem Andern still und scheinbar kalt vorüber und knüpft fast niemals mit einem Unbekannten ein Gespräch an. Nichtsdestoweniger können die Dänen, werden sie einmal warm, sehr gesprächig werden, wie sie auch nicht allein gegen Freunde und Verwandte sehr herzlich, sondern auch gegen ihre Mitbrüder freigebig und wohlthätig sind. Ueberhaupt ist der Geiz unter ihnen eben so wenig häufig, wie die Verschwendung im eigentlichen Sinne, obschon das materielle Leben in Dänemark, nicht allein der Wohlhabendsten, auf Fremde den Eindruck einer gewissen Verschwendung in Speise und Trank niemals verfehlen mag.

Doch bedenken wir, es soll nach Bornholm gehen, das 24 deutsche Meilen von Copenhagen und 12 Meilen von der Pommerschen, jedoch nur 6 Meilen von der Schwedischen Küste entfernt und ausser bei armen Schiffbrüchigen doch nicht mehr, sondern fast weniger bekannt ist, als Island und die Faröer. Wir haben daher keine Zeit, bei einer Schilderung des Dänischen Charakters und Lebens im Allgemeinen hier länger zu verweilen. Nur einer der Passagiere nöthigt uns mit Beziehung auf das eben Gesagte noch zu einer Bemerkung. Ein starker Mann mit schmutziger Wäsche und leichtem unsaubern Rocke wird als einer der reichsten Bewohner des Landes Bornholm bezeichnet, aber auch gerade als eine Ausnahme des schmutzigsten Geizes. Er nimmt immer nur einen Deckplatz, denn selbst die zweite Kajüte ist ihm zu theuer. Und doch finden wir ihn auf dem Decke der ersten?! Ein anderer Passagier würde sicherlich von da verwiesen werden, aber das ist die Macht des Geldes, dass man selbst seiner unberechtigten und widerlichsten Erscheinung Rücksichten erweist, für die es sonst keinen Grund gäbe. Dem reichen Geizhals wird sein Laster von der Gesellschaft eher verziehen oder getragen, als

dem Armen sein Unglück, und doch nennt die Schrift den Geiz die Wurzel alles Uebels und hat nur für die Armuth ihre Verheissung!

Es ist zehn Uhr. Hinab nach der Unterwelt — in die Koje nämlich, denn oben ist zwar viel noch zu sehen — der ganze Himmel in seiner Sternenpracht — aber die Seeluft ermüdet und man sehnt sich nach Ruhe. Eine Koje ist freilich für Viele ein so unerträglicher Gedanke, dass sie selbst Ruhe da nicht finden mögen — und doch schläft sich's bei nicht allzu starkem Schaukeln des Schiffes darin so vortrefflich. Auch deine Koje, mein Skirner, würde heute vortrefflich gewesen sein, wenn nicht die Luft in dem Schlafsalon mit 22 Betten so bestialisch gewesen wäre. In der Nacht zuvor, auf der stürmischen Reise von Lübeck nach Copenhagen, hatte nämlich die böse Seekrankheit unter den Reisenden erschrecklich gehaust und für den alten unersättlichen Neptun viel unfreiwillige Opfer verlangt. Weder die sorgsamste Reinigung, noch das Oeffnen der kleinen Fenster während des ganzen Tages hatte die Nachwehen dieser Opfer beseitigen können. Aber warum greift man nicht in solchen Fällen, insonderheit wenn die Cholera mit ihrer zunehmenden Nähe die Gemüther der Menschen mehr oder weniger beschäftigt, zu dem einfachen Mittel, die Luft durch Räucherung mit Essig u. s. w. zu verbessern? Ich bin sicher, dass die umsichtige Verwaltung der K. Dänischen Post-Dampfschiffe, einmal hierauf aufmerksam gemacht, auf eine Beseitigung des Uebels bald Bedacht nehmen wird. Es ist gewiss eher darauf zu rechnen, als dass Schweden von dem Quarantaine-Unwesen zurückkommt, das so eben leibhaftig uns entgegentritt*). Wir sind 3½ Uhr früh glücklich in dem übrigens geräumigen und hinreichend tiefen Hafen von Ystadt angelangt.

*) Und das doch noch, während dieses Buch geschrieben wurde, wenigstens vorläufig durch eine allerhöchste Ordre wesentlich entfernt ist.

Beim Einlaufen passiren wir das Königl. Preussische Post-Dampfschiff Königin Elisabeth, das in Quarantaine liegen muss, weil in Stralsund ein Fall vorgekommen, den der Schwedische Consul daselbst für Cholera zu halten sich veranlasst gesehen hat. Die armen Passagiere sind seit zwei Tagen, das Ziel ihrer Reise vor Augen, auf das Schiff oder eine kleine Landzunge in der Nähe gebannt. Auch auf dem Skirner befinden sich an 20 Personen, die aus Deutschland über Cholera verdächtige Städte kommen und nach Ystadt wollen. Aber die Schwedischen Herren und Damen, mit den Gewohnheiten ihres Vaterlandes vertraut, haben den Weg über das noch unverdächtige Copenhagen gewählt, dort einen mehrtägigen Aufenthalt genommen, resp. nehmen können und dürfen nun, mit dem Schwedischen Gesundheitspass versehen, sofort an das Land gehen. Wir Andern sind alle verdächtig, denn das Schiff ist ja 24 Stunden zuvor in Lübeck gewesen, und wir haben keinen Schwedischen Gesundheitspass. Selbst dem Capitain werden seine Papiere nur vermittelst einer langen Stange abgenommen, und weder er noch wir Andern dürfen während der zwei Stunden, wo das Schiff seine Güter ausladet, nicht einmal die Brücke betreten. Hören wir, wie ein Königlich Schwedischer Officier und Gutsbesitzer sich in fliessendem Deutsch über diesen Quarantainepunkt äussert. „Sehen Sie," sagt er, „diese ganze Geschichte liegt an unsern Beamten. Es liegt in ihrem Interesse, diese Wirthschaft erhalten zu sehen, die uns doch vor der Cholera nicht schützt und auf Verkehr und Handel wie eine schwere Last ruht. Ueberhaupt unsere Administration ist mangelhaft, sehr mangelhaft. Es ist viel zu viel dem Eigennutze der Beamten preisgegeben. Zum Beispiel, sehen Sie die Spielhölle in Ramlösa (einem früher von dem Schwedischen Adel sehr besuchten Bade auf der Seeland gegenüber liegenden Küste, eine Meile von Helsingborg). Der König hat ihre Aufhebung selbst befohlen, der Landeshauptmann wohl zehn Mal den Befehl wiederholt und eingeschärft. Alles umsonst.

Ein paar Unterbeamte in der Nähe haben ein Douceur von den Bankhaltern, benachrichtigen sie daher jedesmal, wenn sie kommen und eine Visitation halten wollen, und die Sache bleibt daher ein Jahr wie alle. Ja das muss ich sagen. Ich komme durch Preussen, da weiss man, was Administration ist. Was für eine Pünktlichkeit und Ordnung!? Dabei sind Ihre Beamten meistentheils doch sehr zuvorkommend und freundlich. Was könnte aus Schweden werden, wenn es in jeder Beziehung eine solche Administration hätte?! Aber uns fehlt es an geschickten und zuverlässigen Beamten, auch in der Gesetzgebung an rechtem Geschick. So das neue Branntweinsteuer-Gesetz. Wir bedurften sehr, dass auch durch gesetzliche Bestimmungen dem übermässigen Branntweintrinken entgegengetreten wurde; aber dieses Gesetz, das durch die hohen Abgaben eigentlich alle kleineren Brennereien vernichten musste, würde, pünktlich ausgeführt, einen zu schroffen Uebergang machen. Nun ist aber sehr zu fürchten, dass es eben nicht pünktlich befolgt und die Brennerei häufig heimlich betrieben wird, also muss der Nutzen gering sein!" Lassen wir dahin gestellt sein, was in dem Urtheil des Schwedischen Reisegefährten über diese Verwaltung richtig ist, und freuen wir uns, dass selbst in der heutigen Zeit die Vorzüge unserer Verwaltung von allen Fremden, die nach Preussen kommen, gern anerkannt werden, ein Grund vielleicht mehr, sie zu erhalten und nicht zu untergraben. — Ystadt bleibt so nahe und doch so unerreichbar, aber die prächtig aufgehende Sonne, die ihre ersten Strahlen über die Stadt wirft, lässt uns ahnen, dass der Verlust, sie nicht näher gesehen zu haben, nicht unerträglich ist. Schlag fünf geht es weiter. Wir fahren kaum eine Stunde und Schweden verschwindet mehr und mehr. Dagegen heisst es bald: Bornholm in Sicht! In der That zeigt sich am Horizonte ein dunkler Landstreifen, und nicht lange, so tritt die Insel mitten im Meere immer deutlicher hervor. Man unterscheidet die scheinbar von der Insel getrennte nörd-

lichste Spitze Hammeren, man sieht Berge, Wälder, Felder und Ortschaften, erwirbt sich durch Hin- uud Herfragen einige Auskunft, was dieses und jenes wohl sei, nimmt wenige Hundert Schritte vom Hafen von Rönne noch einen Lootsen an Bord, denn das Wasser ist selbst in der Nähe des Hafens sehr gefährlich, und ist — in sehr glücklicher Fahrt, denn eben zeigt die Uhr erst neun — in dem kleinen Hafen, an dem sich ein zahlreiches Publikum versammelt hat, glücklich angelangt. Kurz zuvor sind auch die Passagiere, die theils aus Furcht vor der Seekrankheit, theils in wirklichem Leiden an derselben sich in Salons und Kajüten verkrochen und niedergelegt hatten, allmälig wieder erschienen und sehen mit sichtlichem Behagen auf den bleichen Gesichtern das Ende der Seefahrt. Man hat bekanntlich gegen diese Krankheit, an der täglich Hunderttausende von Menschen recht jämmerlich leiden (obschon noch Niemand daran gestorben und nach Vieler Meinung dieselbe sogar für die Reinigung des Magens äusserst wohlthätig ist, was freilich ein Seekranker niemals glaubt), noch kein Universalmittel gefunden. Unter den hundert verschiedenen Mitteln, die versucht und verworfen werden, erscheint es mir immer noch am wirksamsten, dass Personen, die zur Seekrankheit disponiren, sogleich, wenn das Schiff eine auch noch so leise Bewegung beginnt, eine horizontale Lage, den Kopf ja nicht zu hoch, einnehmen, in derselben verharren und nur trockene Semmel mit Madeira oder Portwein geniessen. Aeusserst langweilig, zumal für längere Fahrten, aber probat! Ein anderes Mittel erfordert mehr Kraft. Es ist, bei guter Kost, die fortdauernde Beschäftigung des Gehirnes durch angestrengtes Denken, interessante Gespräche — wozu freilich immer zwei Leute gehören — und beim Sitzen das Anlehnen des Rückens. Hat man auf diese Weise erst einige Male die Krankheit überwunden, so lässt sie bei späteren Reisen und selbst bei schlechterem Wetter sich nicht mehr blicken, und man kann während des Schaukelns auch gehen, essen und trinken, und was noch

besser, den Leidenden beistehen. Mögen meine freundlichen Leser dieses Mittel gegen die Seekrankheit oft und glücklich anwenden, und die unfreundlichen für seine Verschmähung nicht allzu hart bestraft werden.

„Willkommen zu Bornholm" — mein lieber Wirth, der Königl. Preussische Consul Thor Rönne in Rönne hat diesem herzlichen Gruss die That folgen lassen und thut Alles, was mir den Aufenthalt hier interressant und angenehm machen kann. Geboren in Rönne und mit der ganzen Insel bis auf die kleinsten Einzelheiten vertraut, hat er doch auch, zum Unterschied von dem bei weitem grösseren Theil seiner Mitbürger, andere Länder gesehen. Seine geschäftliche Thätigkeit, von der wir später noch sprechen, und sein ehrenhafter Charakter haben ihn auf Bornholm zu einem eben so bekannten wie beliebten Manne gemacht, und will ich ihn als Typus Bornholmischer Männer nehmen, so darf ich sagen: „Das ist ein körperlich und geistig kräftiger, biederer Menschenschlag." Freundliche Zimmer in dem grossen, von ihm erbauten und nach Bornholmischer Sitte allein bewohnten Hause sind mir zur Wohnung angewiesen, und die wackere sorgsame Hausfrau, eine geborne Preussin, lässt es dem Gaste an nichts fehlen. Dazu herrscht in der ganzen mit Kindern gesegneten Familie jener Geist der Eintracht und des Friedens, der den Fremden sich so bald heimisch fühlen lässt. Ja, wohin man auch kommt, in die volkreichsten Städte und auf die einsamsten stillsten Inseln, es heisst immer: „Wohl dem, dem in seinem Hause wohl bereitet ist." Mag dem gastlichen Hause, in dem ich jetzt diese Zeilen schreibe, dieses Wohl noch lange erhalten bleiben, und wie heute der sechzigjährige Vater aus der Nachbarschaft mit der Kraft und Munterkeit eines Dreissigers seinen Sohn besucht und seiner sich freut, so möge nach dreissig Jahren der Sohn sich seiner Kinder noch erfreuen können.

Es ist nicht meine Absicht, eine vollständige Beschreibung Bornholms zu liefern, obschon ich hoffe, dass diese Blätter ein

ziemlich treues Bild von der Insel und dem Leben auf ihr gewähren werden, wenn der Leser mir auf den einzelnen Wanderungen und Ausflügen folgen und gestatten will, dass ich im bunten Durcheinander von dem spreche und bei dem verweile, worauf die Aufmerksamkeit gerade gelenkt wird.

Wir benutzen den Freitag Nachmittag zu einem Gang durch die Stadt Rönne. Sie hätte Platz für 20,000 Menschen, hat aber deren nur 5000, wie denn die ganze Insel auf 10½ Quadratmeilen nur circa 28,000 Einwohner zählt. Auf einem sanften Abhange gelegen, erstreckt die Stadt Rönne sich bis zu dem nur kleinen Hafen, mit dessen Erweiterung in einem freilich wieder sehr kleinen und gewiss zu kleinen Maasstabe man eben beschäftigt ist. In dem Hafen lagen sechs grössere und kleinere Grönlandsfahrer, die in diesem Jahre mit leider nur geringem Fange an Seehunden zurückgekehrt sind. Im Uebrigen bildet die Grönlandsfahrt eine Haupt-Einnahme für die Rönner. Die Schiffe gehen im Februar aus und kehren im Mai oder Juni zurück. Sie müssen im nördlichen Eismeer ankommen, wenn die Seehunde auf dem Eise ihre Jungen bekommen. Treffen die Schiffe nun einen solchen Platz, gewöhnlich die Insel S. Jan Meyen, auf dem in der Regel tausende von Seehunden zusammen sind und einen Lärm machen, der ganz unerhört sein soll, so wartet man ab, bis die Jungen zehn Tage alt geworden sind. Dann geht die Mannschaft in die Böte. Ein „Harpunir" führt das Boot, ein „Springer" ist verpflichtet, zuerst auf das Eis zu springen, die andere Mannschaft folgt ihm mit ihren Todtschlägern, nämlich mit Eisen und grossen Nägeln beschlagenen Knüppeln. Die alten Seehunde nehmen dann sofort Reissaus, die Jungen werden oft zu Tausenden todtgeschlagen, die abgezogenen Felle und der abgeschnittene Speck werden mitgenommen, Fleisch und Gerippe bleiben liegen. Der Speck kommt auf dem Schiffe in Tonnen und wird dann in Rönne der Thran ausgekocht; die Felle gehen gesalzen nach Copenhagen. Ist das Glück gut,

so kehrt manches Schiff mit 7 bis 9000 Stück heim und die Ausfuhr von Thran und Fellen aus Rönne hat sich schon in einem Jahre auf 80,000 Thaler belaufen.

Einen anderen Erwerbszweig für Rönne und die Fischerdörfer der ganzen Insel hat eben der Herr Consul Rönne seit 20 Jahren in's Leben gerufen. Er hat nämlich in jedem der Fischerdörfer einen Aufkäufer, der vom Beginn des Lachsfanges im October, so lange die Schifffahrt offen ist, allen Lachs aufkauft. Er wird sofort nach Rönne geschafft, theils frisch, theils gesalzen sogleich auf sehr zweckmässig und zum Schnellsegeln eingerichteten Jachten nach Swinemünde geschafft, von wo er nach Berlin geht, um theils dort abgesetzt, theils von da weiter bis nach Wien und Paris versandt zu werden. Eine solche Jacht macht die Fahrt oft zwei und drei Mal in der Woche, und in guten Jahren sind wohl 12 bis 16,000 Stück Lachs nach Berlin gesandt worden. Man begreift, wie sehr dieses Unternehmen auch die Lage der Fischer verbessert hat, die früher nur auf den Absatz auf Bornholm und höchstens nach Copenhagen angewiesen waren. Freilich ist wie durch das Proviant-Bedürfniss der Grönlandsfahrer das Fleisch, so durch diese Unternehmung der Fisch den Bornholmern selbst theurer geworden, und man bezahlt das Pfund Lachs jetzt hier mit 20 Schilling (5 Sgr.), während es sonst nur 4 Schilling (1 Sgr.) kostete. Das umgesetzte Kapital beläuft sich jährlich auf 40,000 Thaler.

Auf dem Stapel geht eben ein Barkschiff von 200 Lasten seiner Vollendung entgegen. Es ist ein trefflich gebautes Schiff und der Baumeister S. B. Beck hat schon manchen Auftrag von Copenhagen erhalten, weil seine Schiffe sehr tüchtig sind und man in Bornholm billiger als dort baut. Holz muss man hier wie dort aus Schweden und Preussen beziehen. Dieser Schiffsbaumeister ist ebenso, wie die meisten anderen Handwerker in Rönne, Autodidact. Hier giebt es keine Zünfte. Nur bei Schneidern und Schuhmachern ist ein Meisterstück nöthig — wo und wie man sich die Fähigkeit hiezu verschafft hat, ist

gleichgültig. Wer das Geschick und die Mittel dazu hat, baut Schiffe und Häuser. Die letzteren sind fast alle nur einstöckig, aber sehr hell und freundlich eingerichtet; die wenigsten massiv, seit einigen Jahren aber alle mit Ziegeln versehen. Wenn man bedenkt, dass hier die Handwerker selten oder nie auch nur Seeland gesehen, so muss man über ihre Leistungen immer erstaunen, obschon die seit vier Jahren in's Leben getretene Dampfschifffahrts-Verbindung mit Copenhagen auch in dieser Beziehung bald einen grossen Einfluss üben wird. Aber sicher bildet die insularische Einsamkeit manche Fähigkeit und Vielseitigkeit, die auf dem Festlande ungeübt bleibt oder vermisst wird, und giebt dem Menschen eine gewisse Selbstständigkeit und Genügsamkeit, die desto seltener vorkommt, je civilisirter die Verhältnisse sind, in denen er lebt.

Jedes Haus in Bornholm wird von einer Familie allein bewohnt. Oeffentliche Gebäude giebt es nur: das Amthaus, wo der Amtmann (höchste Verwaltungs-Beamte über die ganze Insel) wohnt und sein Geschäftslocal hat, das Amtsverwalterhaus (Behörde für die Steuer), das Rathhaus mit dem Gefängniss, das glücklicherweise nur selten einen Bewohner hat. Von Diebstahl und anderen Verbrechen hört man hier Nichts. Die Häuser und Stuben sind unverschlossen, die meisten Hausthüren stehen auf. Auch Civilprozesse, die in erster Instanz in Rönne oder Nexö, sodann aber in Copenhagen verhandelt werden, werden selten geführt und ernähren auf der ganzen Insel keinen einzigen Advokaten. Hier giebt es deren Einige, aber sie haben alle ein Nebengeschäft; so ist der Haupt-Advokat in Rönne zugleich Buch- und Papierhändler, Auditeur bei der Miliz, Verkäufer von Karten und Stempelpapier. Ein Notarius publicus besorgt die Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Rönne ist auch der Sitz des Probstes (Superintendenten) für die ganze Insel, der zugleich Hauptprediger der einzigen, für die Stadt viel zu kleinen, aber freundlichen Kirche ist. Auf der Insel selbst befinden sich im Ganzen siebzehn Kirchen, von

denen indess öfters zwei Kirchen nur einen Geistlichen haben, der Früh in der einen und Nachmittags in der anderen Gottesdienst hält. Ausser Rönne und den fünf sogenannten Städten Nexö, Svanike, Alling, Hasle, Sandvig, giebt es überhaupt keine Dörfer in unserem Sinne, sondern die Bauerhöfe liegen zerstreut, von ihren Feldern und Büschen umgeben, was nicht allein für den Ackerbau viel vortheilhafter ist, sondern auch einen höchst malerischen Anblick gewährt. Der Sannemann — Schulze — macht nach der Kirche, die in der Regel in der Mitte ihres Bezirks liegt, den Leuten bekannt, was ihnen zu wissen Noth thut. Die Schulen liegen in der Nähe der Kirchen, sollen aber bei schlechter Jahreszeit und den weiten Entfernungen ziemlich dürftig besucht sein. In Rönne selbst ist ausser der Volksschule und den Privat-Mädchenschulen eine lateinische Schule, die bis zur höchsten Klasse eines Dänischen Gymnasiums bildet, in der aber Deutsch, Französisch und Englisch, so wie Naturwissenschaft so eifrig betrieben werden, dass sie zugleich eine Realschule ersetzt.

Doch wir verlassen für jetzt Rönne, zumal bei der Besichtigung der Insel nach dem Plane des freundlichen Wirthes jeder Abend uns dorthin zurückführen soll, und wir daher in Rönne selbst und seiner nächsten Umgebung noch öfter verweilen werden.

Nach demselben Plane soll ich den minder interessanten und malerischen Theil der Insel zuerst sehen. Wir fahren in der Frühe des nächsten Morgens — zunächst über sehr schlechtes Pflaster aber bei sehr schönem Sonnenschein — in östlicher Richtung aus der Stadt auf dem Wege nach Nexö. Rechts und links zuweilen sehr schöne Roggen- und Gerstenfelder, deren schöner Ertrag lebhaft wünschen lässt, dass recht bald hinreichende Arbeitskraft und Kapital auch andere weite Strecken, auf denen noch grosse Steine einen besseren Verbrauch er-

warten, urbar machen mögen. Der Boden ist zwar leicht und mit dem Seeländischen nicht zu vergleichen, liefert aber unter einigermassen guter Cultur vortreffliche Resultate. Man beginnt hie und da das Hauen des Roggens oder vollendet die Heuernte. Das zuweilen einzeln, zuweilen in kleinen Heerden weidende Vieh zeigt auch einen grossen Abstand gegen das Seeländische. Das Rindvieh ist klein und mager, die Schweine von alter Polnischer Raçe; auch die Pferde sind bei weitem kleiner als die in Seeland gebräuchlichen, aber sehr lebhaft und flink. Die Schafe sind klein aber wollreich. Das Ganze würde in diesem Theile der Insel mehr den Eindruck einer Schwedischen als Dänischen Gegend machen, wenn nicht die stattlichen Bauerhöfe von einer viel grösseren Wohlhabenheit zeugten, als sie bei den Schonischen Bauern zu finden. In Aarkirkeby (Bachkirchendorf) — einer sehr kleinen Ortschaft zwei Meilen von Rönne und circa 300 Fuss über dem Meeresspiegel gelegen — machen wir zuerst Halt, um die alte Kirche zu sehen. Ein dort wohnhafter Major und Chef der Jäger der Bornholmer Miliz — der wir später die schuldige Aufmerksamkeit nicht versagen wollen — der zugleich Gemeinde- und Kirchenvorstand ist, ein rüstiger Sechziger, der sich Taback, Branntwein und Wein vortrefflich schmecken lässt und in seiner Blouse ein freundliches Willkommen bietet, wird unser Führer. Die Aakirche, als die grösste und schönste auf Bornholm gerühmt, ist im vierzehnten Jahrhundert nach dem Muster der Domkirche in Lund ganz aus schwarzem Marmor gebaut, der in der Nähe der kleinen Ortschaft gebrochen wird, aber nicht sonderlich schön ist. Ein grosser Pfeiler geht, nicht eben zur Zierde, mitten durch den grössten Theil des Kirchenschiffes, aber die immer noch ziemlich erhaltenen Frescogemälde an ihm sind ungewöhnlich geschmackvoll. Eben so stellt die vierhundertjährige Kanzel in ausgezeichneten Schnitzereien die Hauptmomente der Lebens- und Leidensgeschichte des Herrn dar,

und auch die jüngst ausgeführte Restauration des Altars hat das schöne Schnitzwerk an ihm zu schonen gewusst. Von katholischen Zeiten her war eine von den alten Chroniken sowohl wegen der kunstvollen Arbeit als der reichen Vergoldung sehr gepriesene aus Holz geschnittene Figur, St. Johannes, darin aufgestellt. Aber im Spätherbste des Jahres 1706 strandete ein Fahrzeug, das 500 gefangene Polen, Kosaken und Kalmücken von Pommern nach Schweden führen sollte, auf der zum Kirchensprengel gehörigen Küste. Die gerettete Mannschaft eilte in die Kirche und betete den vergoldeten St. Johannes mit solcher Andacht an, dass der lutherische Pastor ein Aergerniss nahm und das Bild wegzunehmen und einzugraben befahl. Die Gefangenen wurden im Winter auf Bornholm verpflegt, aber im Frühjahr auf des Dänen-Königs Befehl an Schweden ausgeliefert. Indessen hatten, wie eine zuverlässige Chronik erzählt, doch eine Anzahl Polnischer Officiere Gelegenheit gefunden, sich auf der Insel zu verbergen, bis die Gefangenen-Expedition vorüber war. Sie wussten mit grossen, durch die Uebergabe von Anweisungen auf Danziger Häuser besiegelten Versprechungen Kaufleute in Nexö zu bewegen, sie nach Danzig überzufahren. Die Schiffe langten auch glücklich in Danzig an, aber die Anweisungen erwiesen sich sämmtlich als falsch, und die guten Nexöer sahen sich für ihre grosse Gastfreundschaft und das kostbare Unternehmen mit bitterem Hohne belohnt, sollen aber darum doch nicht aufgehört haben sehr gastfrei zu sein.

Von Aarkirkeby ging es noch östlich bis zur Bodilskirche, dann südlich durch Berg und Thal nach dem Schifferdorf Snogebaeck (Schlangenbächlein) — einer verhängnissvollen Stelle der Ostküste; denn hier stranden die meisten Schiffe. Eine Sandbank erstreckt sich fast eine Meile hinaus in die See und gefährliche Gründe und Klippen sind an der ganzen Küste. Seit 1854 ist daher auch in Snogebaek ein neuer Rettungs-Apparat

aufgestellt*). Er besteht zunächt in einem nach Englischem Muster gebauten grossen Boote, das weder kantern noch untergehen kann und nur 6 Zoll im Wasser geht. Ein grosser Korkrand umgiebt den Bord; an den Seiten sind leere Kasten von Zink. Ventile sorgen für das Ablaufen des Wassers. Ist irgend eine menschliche Möglichkeit dazu vorhanden, so besteigen 6 bis 8 muthige Schiffer das Boot im furchtbarsten Sturm, um der Mannschaft eines Schiffes zu Hülfe zu eilen. Sie erhalten korkene Gurte um den Leib, die mit starken Seilen am Boote befestigt sind, so dass die Schiffer nicht verloren gehen, wenn eine heftige See sie heraus schleudert. Dasselbe steht beständig in einem besonders dazu erbauten Hause auf einem langen Wagen, um mit 4 bis 6 Pferden schnell an den Theil der Ostküste geführt werden zu können, wo Hülfe Noth thut. Aber oft ist Sturm und See so furchtbar, dass auch mit diesem Boote einem gestrandeten Schiffe nicht beizukommen. Es wird dann ein anderer Versuch möglich, sobald nur das Schiff nicht weiter als 1000 Schritt vom Lande ist. Man schiesst nämlich aus einem Kasten eine Rakete nach dem Schiffe, an deren Ende eine nur ¼zöllige aber sehr starke Schnur befestigt ist. An das Ende dieser Schnur wird ein starkes Tau geknüpft, und kommt nur die Rakete glücklich im Schiffe an, so wird das Tau nachgezogen, auf dem Schiffe und am Lande festgemacht und dann ein sogenannter Rettungsstuhl vermittelst eines Ringes nach dem Schiffe, von da nach dem Lande gezogen, und dieses Manöver so oft wiederholt, als noch Menschen am Bord sind, wenn das Schiff nicht früher in Trümmer geht. Am Ufer befinden sich sowohl Häuser zur Aufnahme von Schiffbrüchigen, als ein Packhaus zur Aufbewahrung der geborgenen Güter und tragen, ein trauriger Schmuck, für sie ein Ehrenzeichen, die Schilder von den ge-

*) Ein ähnlicher befindet sich seit dieser Zeit auch auf der jütischen Westküste.

retteten Schiffen. Sicherlich sind diese Veranstaltungen mit Dank anzuerkennen, aber wir hoffen, dass die Königlich Dänische Regierung sich noch zu einer Maassregel entschliessen wird, welche vielen Strandungen dort vorbeugen kann — nämlich die Errichtung eines oder zweier Feuer auf Due-Odden (Tauben-Landzunge), der südöstlichsten Spitze der Insel. Die Schiffer pflegen nämlich die $1\frac{1}{2}$ Meilen nördlich von Snogebaeck gelegene und von der flachen Küste noch eine Meile entfernte Helvedes-Bakke (Höllenhöhe) als Land zu peilen, hiernach am Tage ihren Cours zu nehmen und dann des Nachts auf die langen Sandbänke zu gerathen, die hier weit hinaus in das Meer reichen.

Doch ehe wir den Weg nach Nexö an der Küste fortsetzen, werfen wir noch einen Blick nach Westen, wo sich etwas südlich von der Paulskirche der stattliche Rispebjerg (Riesenberg) erhebt. Der Wagen fährt langsam den tiefsandigen Weg. Die Sonne sticht gewaltig von oben und blendet von unten, dem feinen hellen Sande, aber ich verliere doch kein Wort von der nachfolgenden erbaulichen Sage, die sich an den Rispebjerg knüpft.

Dass ein Riesenberg, der als Berg eben nicht sehr riesig ist, früher von Riesen und Kämpen bewohnt war, ist leicht zu glauben. Einer derselben hiess Bonavede, eigentlich Bondevedde. Sein Name und seine Geburt stehen in nahem Zusammenhange. Sein Vater war ein Bonde — Bauer — seine Mutter eine Meerfrau — Vaette. Der Bauer ging einstmals am Strande und überraschte auf einem kleinen Sandhügel ein Meerfräulein. Sie fand ihn schön und er sie liebenswürdig. In einem Jahre — sagte sie beim Scheiden — komme wieder hierher, Du wirst hier einen Sohn finden, der die Berggeister und Zauberer aus Deiner Nähe vertreiben soll. Das Meerweib

verschwand hierauf sogleich, das Jahr erst nach 365 Tagen. Aber der Bauer hatte den Jahrestag nicht vergessen und richtig, er fand an derselben Stelle des Ufers einen kleinen Knaben, den er mit sich nahm, auffütterte und zu Ehren seiner Abstammung Bondevedde nannte. Der Junge wuchs auf, wurde gross und flink, wie ein gewöhnliches Menschenkind. Nur hatte er eine Eigenschaft, die sich andere Menschenkinder vergeblich zu wünschen pflegen. Er war „Synsk," d. h. er konnte sehen, was Andere nicht sehen konnten — nicht etwa nur um die Ecke oder durch ein Brett, sondern auch in das Innere der Berge, in die Tiefen des Wassers, in die Nähen und Fernen der Luft. Hätte dieser Herr Bondevedde in unserer industriellen Zeit gelebt, er hätte vielleicht nichts Eiligeres und Besseres zu thun gehabt, als sich selbst sehen zu lassen. Aber Bondevedde liess das bleiben, bekam beim Tode seines Vaters den Bauernhof, lebte darauf wie ein anderer Mensch, nahm auch ein Weib und dieses ward guter Hoffnung. Bondevedde hatte schon lange bemerkt, dass in dem westlichen Theile der Kreuzhöhe, die er bewohnte, Berggeister ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, sogenannte Puslinge, d.h. Kobolde, die sich, nach dem auch jetzt noch vorhandenen Glauben vieler Bornholmer, darin gefallen, den Menschen nicht allein allerlei Schabernack zu spielen, sondern ihnen auch ernstlich zu Leibe gehen, Kinder vertauschen und Krankheit in das Haus, Misserndte auf das Feld bringen. Zu der Zeit nun, da Madame Bondevedde ein Kindlein erwartete, sah ihr Gemahl beim Vorübergehen, wie die Puslinge im Berge ein Stück Holz behauten und einer derselben bei jedem Schlage ausrief: „Hau zu, hau zu — bald ist es Bondeveddens Hustru (Hausfrau)." Als nun die letztere im Wochenbette lag und mehrere Weiber bei ihr waren, die natürlich nicht „Synsk" waren und vielleicht auch so viel zu klatschen hatten, dass sie gar nicht sahen, was um sie herum vorging, kamen die Berggeister mit ihrem Holzbilde, nahmen das Weib aus dem Bette und legten

ihr Bild hinein, als wenn es Madame Bondevedde wäre. Die Letztere aber reichten sie aus dem Fenster den andern Geistern zu, die sich zur Empfangnahme unter demselben aufgestellt hatten. Aber der lange Bondevedde hatte sich auch eingefunden, nahm seine Ehehälfte den Geistern über dem Kopf hinweg und verwahrte sie sorgfältig. Die Weiber oben hatten von alle dem keine Ahnung. Dann liess er seinen Backofen heizen, ging hinauf nach seiner Frauen Bett und nahm das Holzbild heraus. In den Ofen mit Dir — rief er. Flugs begannen die Weiber entsetzlich zu heulen, denn sie glaubten, Bondevedde hätte seinen Verstand verloren und wollte seine eigene Frau verbrennen. Aber dieser liess sich nicht stören und irren, und bald knisterte und krachte das Holzbild im Ofen. Nachher holte er seine wirkliche Frau aus dem Verstecke hervor, zeigte sie den noch immer schreienden Weibern und erklärte ihnen Alles, was vorgegangen. Diese sperrten Nasen und Mäuler auf, schlugen drei mal drei Kreuze und — klatschten dann weiter.

Ein ander Mal hörte Bondevedde im Vorbeigehen die Berggeister sagen: „Heute Morgen will Bondeveddens Weib brauen, da wollen wir hin und das Bier ihr wegnehmen."

Da will ich doch auch dabei sein, dachte Bondevedde, ging zu Hause, liess rasch seinen Braukessel mit Wasser füllen und es so heiss machen, wie es nur möglich war. „Wenn ich mit Wasser schlage" — sagte er dann zu den Knechten — „so schlagt Ihr tüchtig mit Holzstangen." Als nun die Geister kamen mit einem Napf und einer Eisenstange, um das Bier zu holen, schüttete Bondevedde heisses Wasser über sie; die Knechte, obschon sie natürlich nichts sahen, prügelten mit ihren Stangen mörderlich darein und verjagten so die Puslinge vom Napf und der Eisenstange. Letztere muss übrigens darauf auch gewöhnlichen Augen sichtbar und gewöhnlichen Händen greifbar geworden sein, denn Bondevedde schenkte sie der Paulskirche

und die Angeln, in denen die Kirchthür noch heute hängt, sollen aus ihr geschmiedet sein.

Aber Pack schlägt, Pack verträgt sich. So verschmähte es Bondevedde nicht, als er einmal des Nachts vorüber ritt, und die Puslinge tanzen und zechen sah, einen Trunk von ihnen anzunehmen. Sie dachten ihn trunken zu machen; aber Bondevedde war klüger. Als der kreisende Becher ein Mal wieder zu ihm kam, schwang er sich rasch auf's Pferd — das Haut und Haare verlor, wo der Becher es berührte — eilte spornstreichs heim, aber schenkte darauf als guter Christ dieses Gefäss der Peterskirche, wo es zu katholischen Zeiten als Weihrauchkessel benutzt und heute noch aufbewahrt sein soll. Bondevedde lebte hierauf noch lange, aber endlich starb er doch auch und hinterliess seinen Kindern und Nachkommen nur seinen Hof, aber nicht die Gabe, durch Bretter und Berge zu sehen.

Während dieser Erzählung sind wir an einen kleinen süssen See gekommen, der dicht bei Nexö, vielleicht zweihundert Schritte vom Meere liegt. Nexö selbst hat nur 300 Häuser, fast alle einstöckig, aber hell und freundlich gebaut und in den Fenstern kleine, aber glänzende Spiegelscheiben. Gegen 800 Einwohner nähren sich hauptsächlich vom Ackerbau, Fischfange und einigem Handel. Auf der Schiffswerft steht eben ein Schooner auf dem Stapel, und seine leichte Formen lassen vermuthen, dass der Meister gewiss viel mehr und grössere Schiffe zu bauen haben würde, wenn nicht der Hafen en miniature an seinem mit Sandbänken umgürteten Eingange nur 6 bis 7 Fuss Wasser hätte, und daher grössere Schiffe, selbst leer, ihn kaum passiren könnten. Ueberhaupt möchte ich zur Vermeidung von Missverständnissen schon hier ein für alle Mal bemerken, dass grössere Schiffe nur in dem Hafen von Rönne, der 18 Fuss Wasser hat, eine Zuflucht

finden können, und wo sonst von Häfen gesprochen wird, darunter nur Zufluchtsstätten für Jachten von höchstens 10 Lasten und die kleineren Fahrzeuge zu verstehen sind. Wie wir dem Bollwerk entlang gehen, treffen wir eben auf eine solche Jacht, die, von Königsberg kommend und mit Hanf beladen, hier Nothhafen gesucht, nicht vor Sturm oder Havarie — sondern vor den Würgengel Cholera. Der einzige Matrose am Bord ist krank an das Land gebracht. Die Frau des Schiffers, mit dem wir sprechen, liegt krank in der Kajüte. Das kleine dreijährige Kind, das die Eltern auf ihren Meeresfahrten begleitet, klettert und spielt unbesorgt auf dem Decke umher, so sicher, wie in einer Kinderstube, obschon eine Mutter aus dem deutschen Binnenlande laut aufschreien oder ohnmächtig werden würde, wenn sie jetzt gar sähe, wie die Kleine ihre Promenade auch auf das schmale Brett ausdehnt, das vom Schiffe nach dem Lande gelegt ist. Uebrigens zeigen die Nexöer und die Bornholmer noch heute den furchtlosen Geist, von dem mein verehrter Freund Eschricht (siehe später) so treffende Züge erzählt, auch der Cholera gegenüber. Sie haben keinem Kranken gastliche Aufnahme versagt und sind auch dafür belohnt worden, denn die Cholera, nur einzelne Fälle abgerechnet, ist nie auf Bornholm gewesen. Von den Einwohnern Nexö's selbst war bisher nur einmal eine Frau gestorben, welche die Wäsche eines an der Cholera verstorbenen fremden Matrosen gewaschen hatte.

Die Kirche ist klein, aber freundlich, das Rathhaus bescheiden, aber der sogenannte Gasthof oder Krug, in den wir jetzt zurückkehren, sehr propre und einladend. Hat man bereits sieben Stunden im offenen Wagen oder auf seinen werthen Beinen nichts Anderes als freie Luft, Sonne und Staub genossen, so regt sich das menschlich-thierische Gefühl, das man Hunger nennt. Mein Begleiter hatte mich vorher darauf vorbereitet, auf warmes Mittagsessen sowohl heute als die künftigen Tage bei Ausflügen verzichten zu müssen, aber tröstend

hinzugefügt, dass er im Wagen kalte Küche und Wein habe, um uns dabei nicht abmagern zu lassen. Indessen, die Nachricht, dass ein „Wirth aus Copenhagen" sich in Nexö niedergelassen und die Erscheinung des stattlichen Mannes, als wir zuerst vor dem Hause hielten und ausstiegen, hatte meinen lieben Begleiter doch zu der Frage bestimmt: ob wir vielleicht ein Mittagsessen bekommen könnten. Ein geborener Bornholmer würde sich erst über die Frage gewundert und dann sie einfach verneint oder eine bejahende Antwort wenigstens auf kalte Küche beschränkt haben. Nicht so unser Herr Wirth. Erst Gardist, dann Lakai bei einem hohen Herrn, endlich Kaffeewirth in Copenhagen gewesen – wo er seine ebenfalls sehr riesige Gattin bei einem Besuche, den sie vom Lande Bornholm der Residenz machte, kennen gelernt — hatte er Weltbildung genug erhalten, um ein schnelles „Ja wohl" zu sagen und nur eine Stunde Zeit sich zu erbitten, um „das Diner" herzustellen.

Diese Frist war verflossen. Wir fanden in einer grossen freundlichen Stube wirklich einen Tisch gedeckt. Eine Flasche Wein wurde aus dem Wagen geholt und aufgepflanzt. Wir sind zum Einhauen bereit. Da erscheint der Wirth, zwar noch ohne dampfende Schüssel, aber mit der sehr freundlichen Frage: ob uns zuerst Huhn in Karri oder die Suppe gefällig sei.

Wenn meine Leser wüssten, dass Huhn in Karri mit dem hierzu immer selbstverständlich gehörigen Reis, zu den vorzüglichsten Dänischen Nationalgerichten gehört, so würden sie den erfreulichen Eindruck begreifen, den diese Frage machte, — wenn sie aber ferner hören, dass man in der Brühe des Huhnes oder Fleisches eben jenes ostindische Gewürz auflöst, das dem Gerichte seinen Namen giebt, und übrigens sehr selten Suppe dazu, aber jedenfalls immer vorher isst, — so begreifen sie auch, dass jener Eindruck etwas geschmälert,

gegen die Suppe einiges Misstrauen hervorgerufen und nach einem Blickwechsel zwischen uns, der Wirth ersucht wurde, den Karri zu bringen. Und wirklich erscheint eine Schüssel, in der in grünlicher Sauce ein grosses halbes Huhn schwimmt — aber o weh — mein Freund, der es theilen will, macht vergebliche Anstrengungen und kann nach unendlicher Mühe nur zwei Schenkel losreissen — die Brust war überhaupt nicht auf unseren Antheil gekommen. Nicht einmal mit demselben glücklichen Erfolge arbeiten aber unsere Zähne an dem mühsam losgelösten Fleische — man hätte gewiss eben so gut Leder oder Tischbeine klein beissen können. Und nun gar die Sauce — woraus sie bestand, hätte vielleicht der mythische Bondevedde gesehen, aber dass sie niemals Karri erblickt, war wenigstens eine historische Thatsache. Also wir wünschen das Huhn den Engländern — in billiger Revanche, dass sie in den letzten Sommern allwöchentlich mehre tausend Hühner aus Dänemark nach ihrer Flotte bringen liessen — und uns die Suppe. Dieser Wunsch führt, wie so viele menschliche Wünsche, zu einer neuen Täuschung — denn uns war es wenigstens unmöglich, das süsse Gebräu zu essen, das aus Rosinen, Sago, Zimmt und wie es schien verdünntem Syrup die Frau Wirthin zusammengekocht hatte. Wir vertrösteten uns also auf die Vorräthe im Wagen und brachen auf. Im Vorsaal erkundigte sich die Wirthin freundlich, wie es uns geschmeckt. Vortrefflich sagten wir. Aber wie kommt's, — setzte einer, hoffentlich nicht boshaft, hinzu — dass Sie nicht in Copenhagen geblieben sind?

„Ja sehen Sie" — sagte die Frau — „es ging uns da ganz gut, aber (und ihr Antlitz gewann einen besonders strahlenden Ausdruck) wenn man einmal auf Bornholm geboren ist, so behält man doch immer eine Vorliebe für unser Land, und so habe ich meinem Manne keine Ruhe gelassen, bis er mit mir hieher zog und den Krug kaufte. Es ist hier doch am schön-

sten, und wenn die Reisenden hier des Nachts schlafen wollen, wir haben schöne Betten und von der Stube die schönste Aussicht auf das Meer.”

Nexö hat nicht immer das Bild des Friedens geboten, der in diesem Augenblicke hier herrscht. Nicht dass ich daran denke, wie schnell das Meer, dessen Wellen jetzt nur spielend und plätschernd an das Ufer schlagen, hoch aufbrausen — wie ein Sturm die ganze Landschaft verändern kann — wie die Fischer und Schiffer, die jetzt einzeln an Böten und Netzen beschäftigt sind, sich zusammenschaaren werden, um die Mannschaft und Ladung des prächtigen Barkschiffs, das dort an der Sandbank ein Wrack wird, dem Sturme und dem Meere in fast übermenschlichem Kampf streitig zu machen. Mein Blick war nicht auf die Zukunft, sondern weit zurück in die Vergangenheit gerichtet, wo Bornholms Schicksal auf lange hinaus an diesem Strande entschieden zu werden schien, und der Sturm menschlicher Leidenschaften die friedlichen Bewohner in Angst und Schrecken versetzte.

Bornholm hat eine alte, an Thaten und Greueln reiche Geschichte. Aus der vorgeschichtlichen Zeit will man wissen, dass es seine eigenen Könige oder auch mehrere Könige auf ein Mal besass, wenn auch ihr Königreich nicht grösser war, als heute eine Herresfogdei (kleinster Bezirk) ist. Soll sich doch jeder Königssohn wieder König genannt, und wenn ihm in seinem Land-Erbe nicht hinreichender Unterhalt zufiel, in der See-Räuberei denselben gesucht und gefunden haben. Wo aber die Geschichte beginnt, da findet sich auch Bornholm unter der Herrschaft und dem Schutze der Könige Dänemarks, die mit geringen Unterbrechungen durch Statthalter regierten, und in den Kämpfen und Greueln der nachkommenden Zeit ist es die Treue und Anhänglichkeit der Bornholmer an die Dänischen

Könige, die sich gegen andere Herren oder fremde Bedrücker vertheidigt. Auch haben es die Dänischen Könige insonderheit in den späteren Jahrhunderten wohl verstanden, sich diese Anhänglichkeit zu bewahren, und Bornholm hat immer und bis in die neueste Zeit seine Freiheiten und Privilegien von ihnen geachtet und erhalten gesehn.

Erst um die Mitte des eilften Jahrhunderts war das Christenthum durch den Schonischen Bischof Eginus nach Bornholm gebracht worden. Es hatte eine willige Aufnahme gefunden, und die alten nordischen Götzen waren bald überall in Reue und Verwünschung der Vernichtung anheimgegeben. Da begab es sich, hundert Jahre später, dass der Dänische König Svend Gratehede mit dem Erzbischofe von Lund (in der heute Schwedischen Provinz Schonen) in argen Streit gerieth und den alten Prälaten in einem Korbe unter die Wölbung des Domes in Lund „aufhissen" liess. Sei es, dass die erzbischöflichen Unterthanen sich anschickten, diesen Schimpf ernstlich zu rächen, sei es, dass König Svend selbst später Gewissensbisse empfand, genug, er gab demselben Erzbischofe zur Sühne und Entschädigung für die erfahrene Unbill die drei grössten Theile Bornholms — das nördliche, südliche und östliche Herred — dass sie für alle Zeiten mit allen ihren Einwohnern unter den erzbischöflichen Stuhl von Lund gehören sollten. Diese erzbischöfliche Herrschaft über die genannten Landestheile, das sogenannte goldene oder heilige Zeitalter, währte 373 Jahr. Nicht dass die beiden Herren auf der Insel, die Könige von Dänemark und die Erzbischöfe in Lund, sich während dieser langen Zeit immer fein säuberlich betragen und christlich vertragen hätten; es kam vielmehr öfters zu unblutigen und blutigen Streitigkeiten. Zu einer derselben rief man auch den Fürsten Jarimarus von Rügen zur Hülfe herbei, der nach glänzenden Siegen auf Seeland wie Bornholm da, wo er sich am allersichersten glaubte, bei seinen geistlichen Freunden in Lund selbst, seinen Tod von der Hand eines Weibes fand, das ihn —

man weiss nicht, ob aus Vaterlandsliebe, Eifersucht, oder in der Vertheidigung ihrer Ehre — mit einem Messer durchbohrte. Aber wie oft sich auch das Glück der Waffen für die Königlichen entschied — die geistlichen Herren gingen doch in der Regel aus dem Streite schliesslich als Sieger hervor, und so findet auch noch der Krieg, der 1522 zwischen Dänemark und Schweden ausbrach, das ganze Bornholm als ein Lehn des Erzbischofs von Lund. Mit dem 1523 folgenden Frieden kam das Land freilich auf immer aus der erzbischöflichen Gewalt; denn es wurde zunächst mit allen seinen Einkünften auf ein halbes Jahrhundert den Lübeckern abgetreten, die den Schweden mit einer bedeutenden Flotte beigestanden, auch Bornholm geplündert und Nexö in Asche gelegt hatten. Der Erzbischof von Lund wurde durch ein schönes Lehn in Schonen selbst entschädigt und die Lübecker saugten während jener fünfzig Jahre das Land nach Kräften aus. Die Einwohner, die in den bisherigen Kämpfen eine ziemlich passive Rolle gespielt, sich im Uebrigen aber unter der milden Herrschaft des Krummstabes sehr wohl gefühlt zu haben scheinen, empfanden die Lübbesche Habsucht sehr bitter. Aber vergeblich suchten sie beim Könige von Dänemark Hülfe, der sich die höchste Entscheidung in weltlichen Dingen und die Landes-Oberhoheit vorbehalten hatte. Sie möchten sich selbst helfen, lautete die Antwort. Die Bornholmer liessen sich das nicht zweimal sagen, griffen 1538 zu den Waffen und würden vielleicht die Lübbeschen verjagt haben, wenn sie — wie es in der handschriftlichen Beschreibung des Probstes Jens Pedersen sehr naiv heisst — schon damals das Schiessen hätten vertragen können! Wie gewöhnlich folgte der verunglückten Erhebung ein noch weit grausameres Regiment, bei dem Wohlstand, Landbau und Handel so zurückgingen, dass eine grosse Zahl von Bauerhöfen gänzlich verfiel, die Felder mit Heide und Unkraut bewuchsen, die Gebäude einstürzten und auch die von den Bischöfen gegründeten Kaufstädte einen gar traurigen Anblick boten. Aber

wie Alles, so ging auch dieses Regiment zu Ende. Zwar hatte Christian der Dritte den Lübeckern für erlittenen Ausfall noch einen vierzehnjährigen längeren Besitz zugestanden, aber die schöne und eitele Gemahlin eines Lübbeschen Bürgermeisters war dem Dänenkönig, Friedrich II., für alles Gute und Liebe, das er ihr bei einem Besuche in Lübeck, insonderheit dadurch bewiesen, dass er viel mit ihr tanzte, so dankbar, dass sie des Gatten Wohlweisheit vermochte, Bornholm beim bevorstehenden Ablauf der fünfzig Jahre wieder abzutreten — woher es sich noch heute schreiben soll, dass man dort von allzuheftiger Leidenschaft für den Tanz sagt: Sie vertanzen Bornholm.

Uebrigens haben die Lübecker auch nach dieser Zeit und bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts vielen Verkehr auf Bornholm und insonderheit in den Kaufstädten Häuser, Niederlagen und Kramläden gehabt. Manche Bornholmerin ist als Frau eines Lübeckers nach dort gegangen oder hat ihren Mann nach Bornholm gezogen, wodurch sich die Masse deutscher Namen erklärt, die noch heute hier gefunden werden.

Die folgenden siebzig Jahre von 1572 an — die Reformation hatte schon um das Jahr 1530 die ganze Insel gewonnen — vergingen ruhig und friedlich. Bornholm erholte sich, wenn auch langsam. Nur forderte die Pest, der „schwarze Tod" 1602 und „der zweite Tod" 1619 furchtbare Opfer.

König Christian IV. hatte 1611 die Miliz in der Weise eingerichtet, deren Grundzüge sich noch bis auf heute erhalten haben. Wir werden gleich sehen, wie sich diese Landesvertheidigung, die allerdings 6000 Männern die Waffen in die Hände gab, damals gegenüber den Schweden bewährte, die eben in Deutschland so viel Uebung und Kriegsruhm sich erworben hatten; denn wir sind bei dem kurzen Ueberblick über die Geschichte Bornholms bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eben bei jener Episode angelangt, zu deren ausführlicher Erzählung der Anblick Nexö's Veranlassung giebt.

Schon am 5. Juni des Jahres 1644, in dem zwischen Dänemark und Schweden ein neuer Krieg ausbrach, war die feindliche Flotte, 45 Segel stark und vom Admiral Wrangel kommandirt, vor Nexö erschienen. Aber ein heftiger Nordwind erhob sich plötzlich und zerstreute sie. Auch in dem folgenden Monate wurden hie und dort auf Bornholmischen Rheden Schwedische Kriegsfahrzeuge sichtbar, aber sie verschwanden wieder, ohne einen Landgang versucht oder grossen Schaden angerichtet zu haben. Im Gegentheil, die Bewohner von Nexö kamen zu den Mannschaften der Schiffe, die hie und dort, um Fischerei zu treiben oder wegen widrigen Windes vor Anker gegangen waren, in so fern in ein freundliches Verhältniss, als man trotz des Kriegszustandes mit ihnen einen Stromhandel trieb. Es waren theuere Zeiten, und selbst der Herr Admiral verschmähte daher keinen Nebenverdienst. Ein kleines Fahrzeug mit allerlei schönen zum Tauschhandel bestimmten Dingen aus Deutschland, das Anfangs September vor Nexö erschien, war sein Privat-Eigenthum und trieb den Handel auf seine Rechnung. Aber die Mannschaft gerieth mit den Nexöer Fischern in Streit, nahm ihnen Butter, Hühner, Enten, Lämmer und andere Dinge mit Gewalt weg und schickte sie ohne Bezahlung heim. Die Fischer sannen auf Rache. Mit einigen Freunden gingen sie des Nachts aus, schwangen sich an Bord des Schwedischen Schiffes, machten die Mannschaft unschädlich, brachten das Schiff in den Hafen und verkauften die Ladung zu gemeinschaftlichem Nutzen. Wrangel, als er diese Vorgänge erfuhr, schwur blutige Rache. Am 9. Juni des folgenden Jahres erschien er mit 29 Schiffen vor Nexö und richtete ein furchtbares Feuer auf die kleine Stadt, während 500 Mann bei dem Malqvärn nordöstlich von derselben an das Land gingen. Unter dem Schutze seiner Kanonen kam nun Wrangel selbst nach der Stadt und übergab sie für vier Stunden seinen Soldaten zur Plünderung. Nur drei Höfe wurden verschont, darinnen, wie es hiess, des Admirals gute Freunde und Commissionaire wohnten, die mit

ihm einen Handel en gros betrieben und daher die Selbsthülfe jener muthigen Fischer bitter beklagt hatten. Muth, Ehre, Vaterlandsliebe und — Geschäft sind überhaupt in schwierigen und kriegerischen Zeiten schwer in Einklang zu bringen, wie wir gleich wieder sehen werden. Während in der Stadt Heulen und Wehklagen war, ging es am Strande sehr lustig her. Die Schweden hatten grosse Fässer mit Wein, Branntwein und Bier dahin gerollt und zechten so unmässig, dass sie bald kaum mehr auf den Beinen stehen konnten. Hätten die Bewohner Nexö's sich zu einem muthigen Entschlusse und schneller That vereinigen können, so würden sicher nur wenige Schweden entkommen sein. Aber vergeblich gab Albert Wulffen, ein junger Bürgersohn aus Svanike, mit zwei Freunden ihnen ein muthiges Beispiel. Denn wie Löwen stürzten diese jungen Leute auf die trunkene Schaar und schlugen eine grosse Zahl der Feinde nieder, bis Wrangel selbst mit einem neuen Trupp herbei kam und die drei Kämpfer im Streite mit ihm den Heldentod fanden. Hatte Muthlosigkeit die Hände der Nexöer gelähmt, so vollendete Verrath die Uebergabe des ganzen Landes. Denn wohl war die Miliz allarmirt und zog von verschiedenen Seiten herbei, und die Mannschaften dürsteten nach Thaten und Rache, aber ihre Führer, die Bornholmischen Edelleute Just Nicolai, Sivert Gagge und Christian Makkabäus, die zu den reichsten Familien des Landes gehörten, waren von den Schweden gewonnen und hatten sich selbst und ihr Vaterland an sie verkauft. Der Stadthalter Holger Rosenkranz, der auf Schloss Hammerhus sass, verstand zwar vieles Schöne und Gute, liebte Kirchen und Pfarrer, liess sein und seiner Frauen Lene Güldensterns Wappen in den meisten Kirchen zierlich malen, aber sonst fehlte es ihm an Ehre und Muth, und er übergab bald Schloss und Land dem Schwedischen Befehlshaber Bardonius, wogegen er selbst freie Reise nach Copenhagen erhielt. Als der Friede von Brömsebro Bornholm im nächsten Jahre Dänemark zurückgegeben hatte, sollte zwar dem

Holger Rosenkranz wie auch den verrätherischen Häuptlingen der Miliz, die nach Copenhagen gesandt und im blauen Thurm eingesperrt waren, der Prozess gemacht werden; auch lautete das Urtheil gegen Alle darauf, dass sie in Königs Gnade und Ungnade stehen sollten, was so viel als ein Todesurtheil war; aber der Einfluss des Schwedischen Hofes brachte es dahin, dass ihre Strafe in eine kleine Geldbusse verwandelt wurde, und die Verräther auf ihre Höfe wieder zurückkehren konnten. Eine alte Singweise sagt von ihnen:

Und Jeder wieder als gut und ehrlich dieselbe Achtung fand,
Wie ein anderer Hofherr, der bebaute das Land!

Das waren die letzten Sturm- und Drangtage gewesen, die Nexö in der Geschichte Bornholms gehabt. Wie das Land selbst kurz nachher noch einmal unter Schwedische Herrschaft kam, aber die Bornholmer sich bald selbst und auf immer von ihnen befreiten, werden unsere Leser bei dem Beschauen einer anderen Stätte zu erfahren Gelegenheit bekommen.

Von Nexö nach Svanike, wohin sich zunächst unsere Reise wenden soll, führen zwei Wege. Wer die nordwestlich von der Stadt gelegenen Höllenhügel besteigen und von dort einen weiten Blick hinaus auf das Meer auf den südöstlichen, flachsten Theil der Insel mit ihren hunderten von Bauernhöfen haben will, wird die bequeme Landstrasse wählen, die vom nordwestlichen Theile des Städtchens aus nahe an jenen Bergen vorüberführt und sich bei der Ibskirche in nordöstlicher Richtung nach Svanike wendet. Wir ziehen für heute den unbequemen Weg vor, der dicht an dem Ufer läuft. Aber der Sand, der von Snogebaeck aus die Fahrt sehr mühsam gemacht, ist verschwunden. Das Ufer beginnt nördlich von Nexö schon steinig und der Weg Berg auf, Berg ab zu gehen, daher sehr holprich zu werden. Kaum nach einer Viertelstunde

wird ein grosser, weiter Kirchhof sichtbar. Diesen Eindruck machten wenigstens von ferne lange Reihen von halbbehauenen aufrechtstehenden Steinen. Aber wir kommen nicht auf einen Friedhof, sondern bei dem nach hundertjähriger Bearbeitung vor einigen Jahren wieder verlassenen Frederiks-Steinbruch an. Die Dänische Regierung hat ihn mit weiten Strecken noch urbar zu machenden Landes an einen Bauer für wenige tausend Thaler verkauft. Da der Stein nur Sandstein, von nicht besonderer Güte und Festigkeit ist und mittlererweile andere Brüche auf der Insel einen schönen Granit gaben, lohnte sich der Betrieb nicht mehr. Nur ein wenig nördlich trifft man einen zweiten, wie es scheint gänzlich verlassenen Bruch, ganz dicht und unmittelbar am Meere belegen. Er ist das Denkmal eines verunglückten Preussischen Unternehmens aus dem Jahre 1850. Trotz der damals zwischen Preussen und Dänemark bestehenden sogenannten kriegerischen Verhältnisse hatten sich unternehmungslustige Herren aus Swinemünde auf einem kleinen Dampfer nach Bornholm aufgemacht. Man kam ihnen freundlich genug entgegen, und nach gefasstem Beschluss, an der eben bezeichneten Stelle einen Steinbruch anzulegen, kehrten sie zurück — unterwegs wahrscheinlich den kolossalen Gewinn besprechend, den bei der Nähe und dem starken Steinbedarf der Pommerschen Küste das neue Unternehmen ihnen abwerfen musste. Die alte Geschichte von der Bäuerin, welche Eier nach der Stadt trägt und in ihrer lebhaften Phantasie nicht Küchlein, sondern Kuh und Kalb aus den Eiern kommen sieht. Die Arbeit wurde begonnen und lieferte Steine die Menge — es fand sich nur eine kleine Schwierigkeit. Grosse Schiffe konnten dem Ufer nicht nahe kommen und Boote konnten wieder nur die Steine zu den Schiffen bei westlichem und nicht allzustarkem Winde bringen. Also die Waare war da, aber die Mittel und Schwierigkeiten, sie abzusetzen, schienen unüberwindlich. Dazu scheinen Schwierigkeiten und Zänkereien mit den Eingeborenen gekommen zu sein — kurz, das

Werk wurde verlassen, und der Hauptunternehmer legte bei Carlshafen in Schweden einen Steinbruch an, der von ihm sehr gewinnreich betrieben werden soll. Uebrigens bin ich der Ansicht, dass ein ähnliches Unternehmen, das auf Bornholm mit hinreichenden Kapitalien und hinreichender Kenntniss der Verhältnisse begonnen würde, die örtlichen Schwierigkeiten wohl überwinden und einen erklecklichen Gewinn abwerfen könnte. — Noch etwas nördlicher wird meine Aufmerksamkeit auf den Malqvärn gelenkt — einen mächtigen Strudel, der bei nördlichem Winde hoch aufbraust. Man sagt, dass diese Erscheinung durch riesige Felsblöcke hervorgebracht werde, die in einem kleinen Halbrund das Ufer an dieser Stelle umschliessen. — Eben im Geplauder über die merkwürdigen Erscheinungen auf und am Meere, wird meine Aufmerksamkeit von einem Gegenstande in Anspruch genommen, der, schon öfters in grösserer Entfernung bemerkt, sich jetzt nur einige hundert Schritte auf der Höhe des Bergrückens präsentirt, an dessen Rande wir dahin fahren. Das Ding sieht ganz wie ein Galgen aus, soviel man wenigstens von dem Aussehen eines Galgens aus der Beschreibung weiss. Die Civilisation hat ja bereits den Galgen mit der ganzen Romantik, die sich an ihn, die Henker und Henkersknechte knüpfte, in den Hintergrund gedrängt. Man hat schnellere und humanere Mittel zum Abthun eines Menschen gefunden und man ist, wenigstens bei uns, zu der Ueberzeugung gekommen, dass die öffentlichen Hinrichtungen auf die öffentliche Moral von nicht besonders günstigem Einflusse sind — es wird vielleicht bald auch die Zeit kommen, wo man dasselbe von den heimlichen Hinrichtungen beklagen lernt. Wir wollen uns hier nicht in dieses Thema vertiefen. Nur eine Frage. Zugegeben, dass das Leben eines Menschen, der einem Andern das Leben genommen, der Gesellschaft verfallen ist — ist es der beste Gebrauch, den die Gesellschaft für sich selbst und den Mörder davon macht, dass sie dieses Leben vernichtet?

Doch zurück zu dem vermeintlichen Galgen. Was ist das für ein Ding? Ein Baun. Was ist ein Baun? Der Bornholmer General-Marsch! Wie so? Sehr einfach. Auf allen Höhen des Landes sind eine Art von Scheiterhaufen errichtet von dürrem Holz mit Pechkränzen umgeben. Der älteste Bewohner des nächsten Hofes hat die Pflicht, diese Baune zu passen und dafür zu sorgen, dass sie sich jederzeit im brennbaren Zustande befinden, für welchen Dienst der Aufpasser militairfrei ist. Naht nun der Feind mit seinen Schiffen dem Ufer, so zündet derjenige Baunwächter, der ihn zuerst bemerkt, seinen Baun an — in kurzer Zeit brennen die Baune der ganzen Insel. Die waffenfähige Mannschaft wirft sich in Uniform und nimmt die Muskete u. s. w. zur Hand, die Kavallerie steigt zu Pferde, die Artilleristen begeben sich nach den Arsenalen und Batterien. Die ganze Miliz versammelt sich an ihren verschiedenen Sammelplätzen, um dort vom Rönner Hauptquartiere die weiteren Befehle zu erwarten.

Das ist ein Baun — der Bornholmer General-Marsch.

Wir sind durch das grosse Fischerdorf Aarsdala — in dem wir, wie gewöhnlich in Fischerdörfern, bei der Durchfahrt nur viele Kinder und Schweine bemerken — nach Svanike gekommen. Das kleine Städtchen selbst liegt malerisch auf drei Felsen. Der Erbauer war offenbar ein staatsöconomisches Genie, denn er hat durch die Wahl des Platzes der Stadt ein ewiges, wenn auch etwas holpriges Pflaster gegeben. Der Schwan in dem Wappen zeigt den Ursprung des Namens der Stadt an, in deren Nähe früher viele wilde Schwäne sich gezeigt haben sollen. An dem kleinen Hafen liegt eine Art Vorstadt. In der Kirche finden sich Massen von In- und Grabschriften, darunter auch einige Deutsche. So hat ein „Rathsverwandter" seine Frau, wahrscheinlich eine geborene Lübeckerin, in deutscher

Sprache verewigt, und auch einem wohlbestallten Lieutenant der Königlich Dänisch-Norwegischen Armee ist 1688 ein deutsches Denkmal gesetzt. Eine Glocke von 1701 trägt in dänischen Verslein eine sinnreiche Umschrift, die in wörtlicher Uebersetzung — um das wenig schöne Deutsch derselben bitte ich um Verzeihung — also lauten würde:

Da ich und Schwester mein bald hatten stumme Munde
Und daher nicht mit Lust zur Kirche lauten kunnte,
Gab umzugiessen uns die ganze Bürgerei,
Kind Gottes, her nach Pflicht und nach Vermögen frei.
Bischof war Bornemand, der Probsten Morsing wollte
Dass man uns giesse um, weil's nicht schlecht lauten sollte.
Der Kirchenält'ste war zu jener Zeit Hans Dick
Der auch sein Mühen hatt', zu bringen uns in Schick.

Hans Dick ist nun schon anderthalb Jahrhunderte todt, aber seine Glocke ruft die Gemeine noch immer „zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine." In Svanike soll das auch recht Noth thun. Denn wenn in den anderen kleinen Städten und Städtchen Bornholms, zum Unterschiede von vielen Krähwinkels und Schöppenstedts, immer die grösste Eintracht und der freundschaftlichste Verkehr herrscht, soll in Svanike unter dem anderthalb Dutzend von „Honoratioren" viel Zank und Krakehl sein. Bald heisst es:

Nein, er gefällt mir nicht der neue Bürgermeister,
Seitdem er's ist, so wird er täglich dreister, —

bald trägt die oder jene Dame die Nase zu hoch und das Kleid zu fein, bald gerathen die weltliche und geistliche Macht in „Conflikte", bald giebt es sogar „diplomatische Differenzen" mit diesem oder jenem Consularbeamten — doch wir wissen es ja alle:

Die Erde ist herrlich überall
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. —

Aber der Mensch wird nächstens überall hingekommen sein und mit ihm die Erbsünde Selbstsucht und mit ihr die Theologen, die sie unermüdlich bekämpfen — wenn es ihnen nicht gerade geht, wie einem wohlgewachsenen Candidatus theologiae, der vor einigen zwanzig Jahren auf einen der grössten Höfe in Svanike zu der Wittwe-Besitzerin als Informator des einzigen Sohnes kam, ihn vielleicht nicht viel klüger machte, aber doch das Herz der Wittwe und Hand und Hof dazu gewann. Da hiess es: „Fahre wohl, Theologie," und der Candidatus wurde ein Bauer. Sollte ein Leser geneigt sein, ihm darob besondere Vorwürfe zu machen, so mag er sich nur fragen, wie viele von je hundert Candidaten der Theologie oder auch von je hundert Pfarrern einer ähnlichen Versuchung widerstehen, oder wie viele vielmehr dem Dienste der Kirche untreu werden würden, wenn ihnen plötzlich eine andere sorgenfreie und behagliche Existenz und vielleicht eine liebenswürdige Frau dazu geboten würde. Wunderbare Veränderung! Der Dienst der Kirche ist aus einem Opfer der Selbstverleugnung, der Entsagung und Entbehrung eine — Carriere geworden, und noch dazu eine Carriere, in welche mit nicht allzu vielen Ausnahmen nicht die Begeisterung und Vorliebe, sondern die Umstände, insonderheit der Mangel anderer und besserer Aussichten treibt.

Die Sonne geht abwärts und die Uhr ist schon Sechs. Wir haben von Svanike nach Rönne noch vier steife „Dänische Meilen" (circa sechs Deutsche Postmeilen), und uns daher zu beeilen, wenn wir vor dem gänzlichen Einbruch der Nacht Rönne erreichen wollen. Aber die Pferde sind trotz der langen Reise noch so frisch und muthig wie bei der Ausfahrt, und die Landstrasse ist bequem. Die Bornholmer erhalten ihre Landstrassen nicht durch Aufschütten von Steinen wie in anderen Ländern, sondern bedienen sich dazu eines grobkörnigen Kieses,

der an mehren Stellen der Küste gefunden und im Herbste nach den Wegen gefahren wird. Die Strasse von Svanike nach Rönne läuft mit wenigen Biegungen von Osten nach Westen, Berg auf, Berg ab. Anfänglich rechts und links noch freundliche Felder und Höfe, die aus prächtigem Buschwerk hervorschauen, als wollten sie uns „Guten Abend" zurufen. Nordöstlich die See im tiefen Blau. In einer lieblichen Thalschlucht auch Stimmen froher Menschen, die um einen grossen Tisch mit gewaltigen Vorräthen beladen, einen der letzten schönen Sommerabende feiern. Aber bald nachdem die Oestermariekirche (beatae virginis Mariae orientalis — der auf der westlichen Seite von dem Forste Almindingen eine Westermariekirche entspricht) passirt ist, wird der Weg einsamer und führt zuweilen, wenn er über Höhen dahin geht, einen grossen dunkelen Wald im Hintergrunde zeigend, durch eine wüste, steinige Haide. Der Kirche gegenüber, auf der anderen Seite des Weges, liegt ernst und schweigsam der Pfarrhof. Er hatte sich früher auf einer etwas weiter liegenden Höhe eine bessere Aussicht ausgesucht. Aber er war drei Mal in wenigen Jahren vom Blitze getroffen und eingeäschert worden, und auch an der neuen Stelle hatte er anfänglich kein Glück. Denn kaum war das Gebäude fertig und eingerichtet, da brannte es wieder ab. Das jetzige Haus steht seit jener Zeit nun schon eine Reihe von Jahren, in denen man oft von dem Schicksale der früheren gesprochen. Indess hat bisher Niemand die Wahrheit einer dabei vielleicht eben so oft ausgesprochenen Vermuthung erprobt, dass hier der Blitz bei seinem dreimaligen Kommen nicht sowohl das Pfarrhaus als ein reiches Erzlager gesucht habe, das unter jener Anhöhe verborgen sei. Ich will damit Niemanden zum Schatzgraben aufgefordert haben, ich wollte lieber, dass die unbebauten Strecken rechts und links . . .

— „Sie sollen zum grössten Theile mit Wald bepflanzt werden," sagt mein Reisegefährte, und ich kann daher meinen Wunsch unausgesprochen lassen.

Zwischen zwei mit Schilf bewachsenen Seen führt der Weg in den Wald hinein. Wir sind in Almindingen. Aber die stark zunehmende Dämmerung lässt von seinen Reizen heute nur Wenig bemerken. Mit dem Scheiden der Sonne ist auch der frische Nordwest schlafen gegangen, der uns bis hieher begleitet hat.

Ueber allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln findest Du
Kaum einen Hauch —
Die Vöglein schweigen im Walde
Warte nur, warte nur, balde
Ruhest auch Du —

so summt es liebe Bilder aus den fernen Deutschen Wäldern in meine Ohren und in mein Herz. Mir däucht ich wanderte wieder im Thüringer Walde, das Ränzlein auf dem Rücken, den Freund zur Seite, in der Tasche nicht eben viel Geld, aber in dem Herzen die Welt und einen Himmel dazu —

— „Halt, Christian."

Da halten die Träume auch. Wir sind an einen kleinen, freien, grünen Platz angelangt. Die Pferde sollen ein wenig verschnaufen und fressen, und wir Menschen — es ist ja schon Abends 8 Uhr und wir haben noch das Mittagbrod zu Gute. Trefflicher Einfall. Warten wir bis wir nach Hause kommen, sind wir vielleicht übermüdet und überhungert. Auch ist es nicht gut, so kurz vor dem Schlafen zu essen — in staatsbürgerlicher Hinsicht. Also die Pferdedecken auf das stark bethaute Gras und auf die Decken die Wagensitze und zwischen uns die schneeige Leinwand und auf die Leinwand die Vorräthe des Sitzkastens. Da ist das Diner fertig und die Gläser klingen, und wir hoffen auch die Ohren derer, auf deren Wohl wir sie leeren. Dabei ist es freilich sehr dunkel geworden. Man sieht kaum die Hand mehr vor den Augen. Aber Kutscher und Pferde kennen den Weg ohne Laterne. Fort geht's im brausenden Galopp. Wir haben kaum Zeit, dem Mondviertel guten Abend zu sagen, das sich uns schamröthlich zeigt, da

wir aus dem Walde kommen, um gleich in einem Nebelmeere zu versinken. Kurz nach zehn Uhr sind wir glücklich in Rönne angelangt. Gute Nacht.

Die Nacht war eben nicht sehr gut. Kaum dass die grosse Ermüdung einige Stunden Schlafs erobert hatte, wurde ich von Schmerzen im Magen und Leibe geweckt. Es knurrte und polterte als lieferten sich einige „Puslinge" da unten einen Kampf auf Leben und Tod. Die letzte Nachricht, die wir vor dem Zubettegehen bekommen, dass nämlich am Abend plötzlich ein junges Mädchen in der Nachbarschaft, man vermuthe an der Cholera, gestorben sei, trug nicht eben dazu bei, die Gedanken über diese Empfindungen viel heiterer zu machen. Ich zündete Licht an und suchte durch Lesen den Schmerz zu übertäuben und mich auf andere Ideen zu bringen. Das Letztere gelang besser als das Erstere. Auf der Herreise hatte mich Oehlenschlägers „Dronning Margarethe" (Königin Margarethe) sehr angezogen und erquickt. Das Bild der lieblichen Jngeborg, die einen Mann nicht mehr lieben kann, der ihr einmal eine Unwahrheit gesagt — die Gestalt des vielleicht grössten Königs von Dänemark, der nämlich eine Königin, eben die Margarethe, war — die ehr- und rachsüchtige Mutter des falschen Olof — noch andere Bilder dieser schönen Dichtung hatten mir Oehlenschläger von Neuem wieder lieb und werth gemacht. Jetzt ärgerte ich mich an seinem „Tordenskjold" und konnte kaum begreifen, wie ein dichterisches Genie von Oehlenschlägers Bedeutung in der Wahl seines Stoffes sich so zu vergreifen vermochte. Ein ruhmgekrönter Seeheld, der im Duell mit einem falschen Spieler fällt — ein Tordenskjold im Intriguenkampfe mit Landratten! das ist vielleicht zu viel für ein Lustspiel aber sicher zu wenig für eine Tragödie. Aber Oehlenschläger wollte alle Dänischen Helden in Dramen verewigen, was seiner Vaterlandsliebe mehr Ehre als seinem Geschmacke macht, und um so

mehr bei einem Manne Wunder nehmen muss, der in feinen Unterscheidungen so weit ging, dass er z. B. Dänisch seine Muttersprache, aber Deutsch die Sprache seiner Mutter nannte! Der gute Tordenskjold war schon um vier Uhr gestorben, aber erst gegen Sechs begiebt sich die Cholerine zur Ruh, und kaum bin ich eingedämmert, da klopft es schon wieder, denn — der Barbier hat, seiner Ordre gemäss, sich pünktlich um sieben Uhr eingestellt. Der Barbier in Rönne ist eine Merkwürdigkeit. Wenn der Amtmann, der Bürgermeister, der Steuerverwalter, kurz alle die andern Würdeträger dieses Landes — ich sage das unbeschadet ihrer Verdienste — in dem Augenblicke ihres Scheidens sogleich einen Stellvertreter oder Nachfolger finden würden, so müsste der Tod des Barbiers — namentlich wenn er in den Winter fiele und die Verbindungen mit Schweden und Dänemark unterbrochen wären, — eine ungemeine Verwirrung hervorbringen. Denn dieser Barbier ist im ganzen Lande Bornholm der einzige seiner Art, bildet selbst und für sich allein seine Zunft und vertritt sie nach Innen und Aussen. In einer Ausdehnung von 10½ Quadratmeilen muss also ein Jeder, der sich nicht selbst zu rasiren versteht, ihm „kommen." Eine so wichtige und bevorzugte Stellung giebt immer ein Gepräge der Sicherheit und Selbstgenügsamkeit. Bei dem Bornholmer Barbier-Monarchen tritt eine Munterkeit hinzu, die einem Figaro Ehre machen müsste, und aus den Augen blitzt die Schlauheit, die ein charakteristisches Merkmal dieser Inselbewohner sein soll. Statt des Barbiersacks unter dem Arme trägt er an einem Gürtel eine Ledertasche, in der sich die Werkzeuge seiner Kunst befinden. Ein Fremder in einer kleinen Stadt und noch dazu auf einer Insel, ist für einen Barbier immer eine wichtige Erscheinung, denn abgesehen von dem erwachsenden Verdienst, giebt er Stoff zu Bemerkungen und Erzählungen, mit dem die heimischen Kunden einige Tage hindurch unterhalten werden können. Am willkommensten sind natürlich die Fremden, über deren Namen, Stand, Reisezweck

Aufenthalt und besondere Kennzeichen ein gewisses Mysterium schwebt. Das war hier nicht der Fall. Dagegen hatte der Herr Barbier eine andere wichtige Aufgabe zu lösen. Er sollte im Interesse einiger Kunden, die zum Mittag bei meinem Wirth geladen waren, feststellen, ob der Fremde auch „Dänisch" spräche oder wenigstens verstände. Denn auf Bornholm hat man eben nicht viel Uebung im Deutschen, und die Meisten fühlen sich daher immer sehr genirt, wenn sie Zeugen oder gar Theilnehmer einer deutschen Unterhaltung sein sollen. Eine directe Frage in dieser Beziehung an mich zu richten, widersprach dem Zartgefühle des Diplomaten. Der Bornholmer fragt überhaupt wenig, er zieht vor, Beobachtungen zu machen und Schlüsse zu ziehen. Mein Barbier, der, wie ich später erfuhr, einmal in Deutschland und sogar in Leipzig gewesen war, und recht gut Deutsch sprach und verstand, fand einen trefflichen Ausweg. Er setzte nämlich meinen deutschen Anreden und Fragen einen so vollkommenen Ausdruck des Nicht-Verstehens entgegen und machte überhaupt ein so dummes Gesicht, als ob er Deutsch eben so wenig wie Arabisch oder Chinesisch in seinem Leben jemals gehört hätte. Da blieb denn Nichts übrig, als Dänisch zu beginnen, so gut es gehen mochte. Sofort klärten sich die Züge des Meisters auf, und er wurde so beredt in Worten und Mienen, wie er zuvor steif und stumm gewesen war. Hierbei fällt mir noch ein anderer Beleg dafür bei, dass die Bornholmer, die sehr neugierig oder wissbegierig sind, es sehr lieben, auf krummen statt auf geraden Wegen hinter das Sachverhältniss zu kommen. So lange ich auf der Insel war, und soviel ich auch Menschen gesehen, ich habe nicht einen Bornholmer gefunden, der eine Brille getragen hätte. Sicher ist, dass die wenigen Bornholmer, die in hohem Alter überhaupt an der Schwäche der Augen leiden, immer nur kurzsichtig sind und daher höchstens zum Lesen oder Schreiben des künstlichen Auges bedürfen. Wie man gewöhnlich die Tugenden und Kräfte, die man selbst besitzt, von Anderen zu

fordern geneigt ist, so setzen auch die Bornholmer voraus, dass alle Menschen gut und scharf sehen. Als nun der junge Arzt, den die Leser in einem der folgenden Abschnitte näher kennen lernen werden, nach Bornholm kam und eine Brille trug, schüttelten die Bauern anfänglich gar gewaltig die Köpfe. Wie kann man, fragten sie sich, Krankheiten erkennen, wenn man selbst nicht ordentlich sehen kann! Aber wie erstaunten sie gar, als der Doctor, wenn er eine Wunde oder andere Krankheitserscheinungen am Körper recht genau betrachten wollte, die Brille hinaufschob und seine anscheinend so blöden Augen gebrauchte. Da konnte ein Bauer einst, dessen Sohn er verband, nicht die Frage unterdrücken: ob der Herr Doctor (der die Brille abgelegt hatte) doch nicht lieber die Brille dazu nehmen wolle. Der Letztere bemerkte, um den Bauer zu beruhigen, dass er in der Nähe vortrefflich sehe und die Brille nur trage, weil er in der Ferne nichts zu erkennen vermöge. Der Bauer hielt das für eine Ausflucht. Er fuhr den Doctor Abends nach Hause und hatte bemerkt, wie der Letztere bei der Abfahrt seine Brille nicht wieder angelegt. Einer sass hinter dem Anderen, schweigsam, der Doctor in Gedanken versunken — aber sicherlich nicht im Entferntesten daran denkend, dass der Bauer sich damit beschäftigte, ihm eine Falle zu legen. Plötzlich sah der Bauer nach dem Himmel und sagte:

— „Wir haben heut Vollmond, Herr Doctor."

Der Doctor sah auch nach oben und erwiederte:

— „Nein, er ist noch nicht ganz voll."

— „Was — sagte der Bauer, indem er sich mit verschmitztem Lächeln umdrehte — der Herr Doctor hat mir doch gesagt, dass er ohne Brille nicht in die Ferne sehen könne, und nun kann er gar erkennen, dass dem Monde noch diese Kleinigkeit fehlt!"

Seitdem war es auf Bornholm ausgemacht, dass der neue Doctor in der Ferne ganz eben so gut sehen konnte, wie jeder Andere, und da seine glücklichen Kuren und Heilungen

auch jeden Zweifel an dem guten Gesicht in der Nähe verscheuchten, so musste die „Brille" wohl nur ein neues Attribut der ärztlichen Würde sein, weshalb Fremde mit Brillen in der Regel für Aerzte oder mindestens doch für Doctoren gehalten worden sein sollen.

Mein Wirth hatte dieselbe unruhige Nacht mit denselben Krankheitserscheinungen gehabt. Ohne Aerzte zu sein, haben wir festgestellt, dass diese krankhaften Zufälle davon herrührten, dass die verschiedenen Artikel unseres Mittags-Abendbrodes, die wir auf dem improvisirten Tische zierlich servirt hatten, trotz der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes stark bethaut worden waren, und dieser Thau zwar für Gras und Kraut, aber nicht für menschliche Magen ein Stärkungs- und Lebensmittel war. Es sei dies zur Lehre und Warnung mitgetheilt, und dabei beiläufig bemerkt, dass der Thau auf den dänischen Inseln der Ostsee vom Frühjahr bis zum Herbste allnächtlich und fast immer so stark fällt, dass man am Morgen glaubt, es habe geregnet. Dass es gethaut hat, ist daher niemals, wie so häufig im mittleren Deutschland, ein Zeichen, dass es am Tage nicht regnen wird, aber andererseits verdanken die herrlichen Wälder und Auen Seelands und Fühnens diesem Thaue, dass sie bis spät in den Herbst hinein eine Frische des Grüns behalten, die sie in Deutschland, zumal in trockenen Jahren, schon im August eingebüsst haben. Die wenigen erfreulichen Folgen des Thaues, die wir empfunden hatten und noch empfanden, wichen übrigens bald einem Hausmittel, einem grünen Kräuterbranntwein.

Die Glocken läuten zur Kirche. Wir folgen ihrem Rufe in das kleine, aber sonst einfache und würdige Gotteshaus. Der Ritus der dänisch-lutherischen Volkskirche, wie sie sich selber nennt, hat noch Manches aus katholischen Zeiten beibe-

halten, so die Messgewänder der Priester. Auch waltet das lithurgische Element mehr vor als bei uns in den meisten Gemeinden. Aber einen erbaulichen Gemeindegesang, wie man ihn in vielen Gegenden Deutschlands selbst auf Dörfern findet, habe ich niemals in einer dänischen Kirche gehört. Man erkennt kaum die Melodieen wieder, die sie meistens von unsern Kirchenlieder-Komponisten übernommen haben, wie auch fast alle guten deutschen Kirchengesänge, in das Dänische übersetzt, sich in dem sogenannten „Psalmbog" wiederfinden. Leider predigte nicht der Probst With, der einer der begabtesten Kanzelredner Dänemarks sein soll, sondern ein angehender Pfarrer, der bis jetzt die Stelle eines Hülfspredigers auf der ganzen Insel versehen hatte. Er schien — und es wäre dies nicht der erste Fall dieser Art — ein und dieselbe Predigt überall zu halten, wo er aushelfen soll, und sie vermittelst eines mehr oder weniger kühnen Ueberganges dem jedesmaligen Sonntags-Evangelium anzupassen. So veranlasste ihn auch heute das Evangelium von dem hochmüthigen, auf seine Werkheiligkeit vertrauenden Pharisäer und dem demüthigen Zöllner — von den Vorzügen zu reden, welche das christliche Gebot der Liebe vor den Geboten aller andern Religionen voraus habe. Wäre die Ausführung nicht so dürftig und inhaltleer gewesen, man könnte dem geistlichen Herrn es nicht verargen, dass er immer und immer wieder und niemals von etwas Anderem predigen will als von dem ersten und letzten Gebot des Christenthums. Aber wie seinem Vortrage die Kraft der Liebe selbst, so fehlte seiner Person die Weihe des alten Johannes, der eine tiefe Wirkung hervorbrachte, wenn er in den letzten Jahren seines Lebens in die Versammlung der Gemeinde getragen, ihr auch nichts mehr sagen wollte und sagen konnte, als sein: Kindlein liebet Euch unter einander!

Wir wanderten nach dem Gottesdienste durch die Strassen. Sie waren eben so wenig belebt wie an den Wochentagen, und doch sahen sie ganz sonntäglich aus. Aber ich will zugeben,

dass dasjenige, was ich das Gesicht und die Augen des Sonntags nennen möchte, mehr auf einer eigenen Empfindung als einer äusserlichen Wahrnehmung beruht. Denn auch Garten und Wald und Feld und Meer — trotzdem ihnen die geputzten Leute und die geschlossenen Läden fehlen — scheinen mir am Sonntage anders auszusehen, als in der Woche. Nicht allein die Glocken, auch die Sonne verkündet, die Bäume rauschen, die Vöglein singen es: Das ist der Tag des Herrn.

Eine Freude am Sonntage hat für mich immer eine besondere Weihe, selbst Aerger und Verdruss haben einen anderen Charakter, eine andere Wirkung gehabt. Man mag diesen Eindruck theilen oder ihn verwerfen — der Sonntag ist mir eine Wohlthat, und wenn ich mir sage, dass ich sie nichts Anderem verdanke als der Gewöhnung von Jugend auf — die von dem Sonntage den Gang nach dem Gotteshause, eine andere Beschäftigung, wie auch den besseren Anzug, den Braten und dergleichen Vorzüge unzertrennlich machte — so will ich mich bemühen, sie auch meinen Kindern zu sichern. Aber niemals werde ich ihnen sagen, dass erlaubte Freuden am Sonntage zum Verbrechen würden, es sei denn, dass sie den gemeinsamen Gottesdienst Anderer störten, und niemals werde ich selbst — so lebhaft ich wünsche, dass Erziehung, Sitte und die aus ihnen kommende Macht der öffentlichen Meinung den Sonntag dem Lärmen des täglichen Verkehrs entziehen und ihn edleren Empfindungen weihen mögen — mir selbst oder Anderen vorreden, dass jedes Mittel hiezu ein gottgefälliges und die äussere Sonntagsheiligung selbst ein wesentliches Stück des Christenthums sei. —

Ein langer, dürrer Mann mit scheuen und doch schwärmerisch leuchtenden Augen ging an uns vorüber.

„Auch ein Prediger — sagte mein Begleiter — dieser Mann ist eigentlich Schneider, hat aber sein Handwerk aufgegeben, ist Mormonen-Prediger geworden und lebt von den Gaben seiner Gläubigen." — Die Mormonen haben in Dänemark

mehr Anklang gefunden als in Deutschland. Allein von Bornholm war das Jahr vorher ein Trupp von 68 Menschen — darunter wohlhabende Bauern, die Alles verkauft hatten — nach den Salzseen aufgebrochen. Des Gegensatzes halber zu den vielen, zum Theil haarsträubenden Berichten, die man über das Schicksal Mormonen-Verführter und über die Wirthschaft am Salzsee liest, muss ich anführen, dass ein sonst als rechtlich bekannter und geachteter Mann von Bornholm seinen dortigen Freunden kürzlich geschrieben hatte, es ginge ihm bei Mühe und Arbeit ganz wohl, seinen Landsleuten eben so. Das Eine, woran der Mann einen Anstoss nahm, war, dass jeder Mann durchaus mehre Weiber haben solle. Les extrêmes se touchent. Ein Copenhagener Theolog hat kürzlich herausgefunden, dass die Ehe vom Christenthum nur geduldet sei, aber immer sündhaft bleibe, und dass wer ein wahrer Christ sein wolle, auf sie verzichten müsse — ein Satz, der dem gelehrten Manne viele Anhänger gekostet haben soll, die bisher mit grossem Eifer und vieler Sympathie seinen Kreuzzügen gegen das „offizielle Christenthum" gefolgt waren. Man sieht, auch in Dänemark regen sich die Geister auf religiösem Gebiete. Bis jetzt hat aber noch keine Stimme, wenigstens öffentlich, die Polizei zu Hülfe in diesem Kampfe gerufen, und die Regierung hat sich bisher weise gehütet, Märtyrer oder Heuchler zu machen. Das ist immer Etwas, und vielleicht ist es diesem Lande noch vorbehalten, bei sich eine Verbindung zu lösen, in die der fromme Irrthum Luthers die evangelische Kirche mit weltlicher Herrschaft gebracht hat, — weder der einen noch der anderen zum wahren Vortheil, wenn sich die Herrschsucht hier und dort auch vorübergehend Vortheile daraus zu gewinnen verstanden hat. Es ist ein charakteristisches Wort, das man von einem jetzt lebenden Fürsten weiss. Im Conseil wurde das Grundgesetz vorgetragen und debattirt. Dieser Fürst zeigte nicht die geringste Neigung sich demjenigen zu widersetzen, was er von bisherigen Prärogativen der Krone aufgeben sollte.

Als aber der Paragraph kam, dass der regierende Fürst immer der lutherisch-evangelischen Kirche angehören solle, rief er aus: Nein, Nein, so sollten ich und meine Nachfolger weniger Rechte haben als der geringste meiner Unterthanen, nicht das Recht, unsere Kirche nach unserer Ueberzeugung zu wählen?!

Man bedeutete dem Fürsten, dass der Paragraph unausweichlich sei, weil der Regent zugleich summus episcopus wäre. Die Zeiten waren drängend, der Paragraph blieb. Man hat nun einen summus episcopus der evangelischen Kirche behalten — aber er kann keine Ernennung oder anderen Schritt auf kirchlichem Gebiete mehr vornehmen, ohne dass ein verantwortlicher Minister sie gezeichnet. Und wem ist dieser Minister verantwortlich? Einer Repräsentation, in welcher, wenigstens dem Rechte nach, einmal eine Katholiken- oder Judenfraktion die Majorität entscheiden kann, einer Repräsentation, bei deren Wahl sicherlich die Rücksichten auf die evangelische Kirche zuletzt gesprochen haben und sprechen werden. Wohin man sich wende, diese Widersprüche zu beseitigen, man wird immer nur neue finden, wenn man sich anders nicht entschliesst, der Kirche selbst ihre Organisation zu überlassen. Nur wenn das äusserliche Band, das heute noch hie und dort die evangelische Kirche mit dem Staate verbindet, mit fester und sicherer Hand gelöst ist, wird die evangelische Kirche zu einer Kirche, die religiöse Freiheit zu einer Wahrheit. Der Verketzerung, der Heuchelei und des officiellen Christenthums mit seinem ganzen Pharisäer-Apparate kann freilich weniger werden, aber die wahre Begeisterung für die Kirche, innerliches und lebendiges Christenthum wird sich mehren und dem Staate wie der ganzen Gesellschaft heilsame Früchte tragen.

Doch wohin hat die Betrachtung eines Mormonen-Predigers uns geführt? Ich habe vielleicht leider! ein so unbezähmbares Interesse für diese Dinge und Fragen, dass selbst Bornholm mich von der Beschäftigung mit ihnen nicht ganz befreien kann. Aber es wird sich vielleicht auch hier noch eine andere Ge-

legenheit finden, dieser für die Protestanten Deutschlands wie Dänemarks wichtigen Frage noch etwas näher zu treten.

Die Gäste bei dem reichen und wohlschmeckenden Mittagsmahl waren Häupter von Familien, die grösstentheils unter sich und mit derjenigen meines Wirthes verwandt, jedenfalls eine solche Gemeinschaft von Freud und Leid unter einander haben, dass man sie für eine grosse Familie halten kann. Ueberhaupt habe ich noch nie eine kleine Stadt gefunden, in der so viel Eintracht und Wohlwollen zu bemerken gewesen wäre; denn auch von abwesenden Personen wurde immer in einer Weise gesprochen, die einen grossen Gegensatz zu dem Tone in anderen dänischen Städten und Kreisen bildete. War das Alles nur dem Fremden gegenüber, so würde es sicher dem Tacte — war es Wahrheit, so muss es dem Herzen dieser Männer Ehre machen. Der Wirth hiess mich mit einfachen und herzlichen Worten, zu denen die Gesellschaft sich erhob, nochmals auf Bornholm willkommen, und nach den erst noch einmal gefüllten und dann gänzlich geleerten Gläsern zu schliessen, muss dieses Willkommen allerseits sehr ehrlich gemeint gewesen sein. Sodann tranken die einzelnen Herren mit mir in specie, ich mit ihnen und sie unter einander. Es ist dies überhaupt eine eigenthümliche und mich dünkt, schöne Sitte bei den Gastmahlen in Dänemark, die sonst viel reicher als bei uns, aber viel schweigsamer sind und insonderheit der Würze des Liedes entbehren, das in vielen Gegenden und Gesellschaften Deutschlands noch immer sein Recht behauptet. Der Wirth trinkt in der Regel zuerst ein Glas Wein mit allen Gästen auf einmal. Er sagt dabei Willkommen und nickt jedem seiner Gäste freundlich zu. Sodann trinkt er ein Glas, wenn nicht, was häufig geschieht, mit jedem der Anwesenden, so doch sicher mit dem Gaste, der zum ersten Mal anwesend ist, oder dem zu Ehren das Fest gegeben wird. Dieser Gast darf überhaupt keine schwächliche

Natur sein, denn alle anwesenden Herren folgen in der Regel dem Beispiele des Wirthes. Nun geht das Trinken unter den Gästen an. Ist die Gesellschaft nicht gross, so nickt man, das Glas in der Hand, dem Freunde zu, oder fragt ihn auch: „Wollen wir nicht ein Glas*) mit einander trinken?" „Darf ich die Ehre, resp. das Vergnügen haben?" „Ist es gefällig?" oder dergleichen mehr. Der Andere nimmt darauf ein Glas und zwar immer mit derselben Weinsorte gefüllt, oder wenn diese ihn nicht behagt, schlägt er dem Proponenten auch wohl eine andere vor. Beide salutiren mit den Gläsern, trinken und verneigen sich mit den leeren Gläsern noch einmal gegen einander. Diese letztere Ceremonie unterscheidet die dänische Trinkweise von der Englischen, das Anstossen der Deutschen ist bei Beiden nicht gewöhnlich. In der neueren Zeit haben auch die Frauen der Sitte sich angeschlossen, aber natürlich trinken sie nicht aus, sondern sie nippen nur — obschon manche meiner Landsmänninnen über die durch die klimatischen Verhältnisse und die stärkeren Speisen erklärten Wein-Quali- und Quantitäten höchlichst erstaunen würden, die viele Däninnen bei solchen Gelegenheiten zu sich nehmen können. Die Tafel ist aufgehoben und das „Velbekomme" gesagt, das Jeder dem Anderen wünscht, indem er ihm die Hand reicht. Das langsam tödtende Gift des Kaffees ist geschlürft. Mehre Wagen stehen vor der Thür, auf denen wir einen Ausflug machen sollen. Die Rumpelei auf dem, trotz der hohen Communalsteuer der Bornholmer, unglaublich schlechten Pflaster wird sicherlich nach den verschiedenen Gerichten von nützlicher Wirkung sein. Wir durchfahren die grösste Ausdehnung der Stadt, die von Süden nach Norden geht und behalten auch, auf den

*) Auf Bornholm heisst es immer „ein kleines Glas," obschon die Gläser nichts kleiner sind als auf Seeland — aber man will sich durch die Bezeichnung „klein" wahrscheinlich bei sich selbst und den Anderen von wegen der Pluralität dieser Gläser entschuldigen.

ebenfalls deplorabeln Weg vor der Stadt angelangt, diese Richtung bei. Aber kaum sind wir fünf Minuten gefahren, so befinden wir uns auf einer der bequemen Landstrassen. Es geht, und zwar in dem schnellen Tempo der Bornholmer Pferde, eine halbe Stunde an einem schönen Holze vorüber, das wir unter dem Namen der Plantage später noch näher kennen lernen werden. Wir passiren zwei kleine Flussthale die mit Bäumen und Büschen bewachsen sind.

Bornholm ist reich an kleinen Strömen und Bächen, die meistens in der Mitte des Landes in Moosen und Seen entspringend, ihren Lauf nach den verschiedenen Küsten des Meeres nehmen, und da sie fast immer Wiesen und Büsche zur Seite haben, den pittoresken Eindruck der Gegend vermehren. Zuweilen treiben diese Gewässer kleinere Mühlen, in denen der Hofbesitzer seinen eigenen Bedarf mahlt. Denn sonst sind Windmühlen an der Tagesordnung, kleine, jämmerliche Dinger von ältester Construction, ohne die Civilisation ihrer Copenhagener Schwestern, die seit der Entwickelung des Feuer-Versicherungswesens nach und nach fast alle abgebrannt und durch neue, stattliche Holländer Mühlen ersetzt sind. Wir überschreiten von jenen Gewässern die Blykobeaa und Bagaa*) und überlassen es andern Reisebeschreibern, die fünfzehn anderen Aa's aufzuzählen, die Bornholm ausserdem hat.

Schon sehen wir den Thurm des kleinen, zwei Meilen von Rönne entfernten, ebenfalls auf der Westküste belegenen Städtchens Hasle, da wird auf einen Weg nach Osten abgebogen, der in einer Viertelstunde einen sanften Abhang hinan auf den Duebjerg (Taubenberg), dem Ziele unserer Fahrt, und zu dem Bauernhofe gleichen Namens führt.

Von den gerade eintausend Bauernhöfen auf Bornholm hat nämlich jeder seit alter Zeit seinen eigenen Namen, der sich theils an seine Lage, theils an den Namen oder die Beschäfti-

*) Aa — ausgesprochen o — heisst im Dänischen Flüsschen.

gung des früheren Besitzers, theils an seine nationale Abstammung, oder endlich, wie Priester- und Küsterhöfe, an den Beruf des jedesmaligen Inhabers knüpft.

Auf der Höhe angelangt, werden die Wagen verlassen und wir besteigen einen kleinen Hügel. Prächtige Landschaft mit ihren Feldern und Höfen, ihren Büschen und Holzungen, den Städten und Kirchen, nach Westen und Süden von dem leicht bewegten, endlosen Meere begrenzt. Nur den Blick nach Norden verschliesst ein Höhezug, aber zwei einsame Kirchen auf demselben sagen uns, dass — hinter dem Berge auch noch Leute wohnen müssen. Kaum mögen wir uns von dem abendsonnigen Anblick trennen; aber geschieden muss sein — geschieden von hier wie von allem Anderen und zuletzt selbst von der Erinnerung.

Die Seeluft zehrt. Meine Freunde zeigen bei der Rückkehr in die gastlichen Zimmer schon wieder einigen Appetit. Aber man beschränkt sich jetzt doch nur auf ein Stück Brod und ein „kleines" Glas, dann geht's zum Spiele und dann — wieder zu einer mit Speise und Trank wohlbesetzten Tafel, bei der ich zwar kein steinerner und stummer Gast bin, aber mich im Uebrigen jeder thätigen Theilnahme enthalte. Was für Consumtionen und Constitutionen! was für Magen und Kehlen! welche Verleumdung, dass das Menschengeschlecht immer schwächer werde und weniger vertragen könne!

Die Bornholmer sind häuslich und sehr gesellig zugleich. Oeffentliche Vergnügungen giebt es namentlich im Winter gar nicht. Dieser Winter ist sehr lang und einsam — zuweilen ist während vier Monaten nur ein oder zweimal die Post gekommen, und z. B. König Christian VIII. war schon lange begraben, als in allen Bornholmer Kirchen noch sonntäglich für sein langes Leben gebetet wurde. Da vertreiben sich die Bauern und die Bürger die Zeit mit gegenseitigen Besuchen und gegenseitigen Festen. Man kommt um 5 Uhr Nachmittags zusammen, nimmt einen Imbiss, spielt und tanzt bis zu der Abendmahlzeit, die

aus warmen Speisen besteht und spielt oder tanzt wieder bis zum Morgen. In der Hauptstadt Rönne giebt es auch ein Theater, das Dilettanten gehört und in dem Dilettanten während des Winters einige Vorstellungen geben. Jeder, der bezahlt, hat Zutritt, und die Einnahmen reichen hin, das Gebäude und die Decorationen zu erhalten und die anderen Kosten zu bestreiten. Man sagt, dass diese Vorstellungen grösstentheils ganz vortrefflich wären, was wohl zu glauben ist, denn die Dänen haben viel dramatisches Talent, insonderheit zur Komik — sie kennen, eine Parthie geistlicher Herren ausgenommen, den falschen Pathos fast gar nicht, und das Königliche Theater in Kopenhagen ist bis vor wenigen Jahren ein Kunst-Institut ersten Ranges gewesen.

Nimmt man nun zu demjenigen, was über Geselligkeit bereits gesagt ist, hinzu, dass die Bauern, die bei Einkäufen oder Verkäufen nach der Stadt kommen, fast niemals dort übernachten, sondern trotz Finsterniss, Sturm und Regen Abends immer wieder nach ihren Höfen zurückkehren, dass sie aber ihr Frühstück und Mittagbrod immer bei den Kaufleuten zu erhalten pflegen, deren Kunden sie sind, so erklärt es sich, dass selbst Rönne keinen Gasthof und keine Restauration, sondern nur einen Krug hat, in welchem Handels- oder jeder Adresse und Empfehlung baare Vergnügungs-Reisende ein nothdürftiges Unterkommen finden. Nur wenn die Reisen nach Bornholm erst mehr in Aufnahme kommen, würde sich in Rönne wenigstens ein Sommer-Gasthof rentiren können. Für jetzt macht aber die Gastfreiheit der Prediger und Bauern auf dem Lande und der Einwohner in den Ortschaften gute Gasthöfe noch eben so entbehrlich wie unmöglich.

Auf den sonnigen Sonntag-Abend folgte ein stürmischer und regnerischer Montag-Morgen. Wird wohl nur ein Gewitter

sein — tröstete sich mein Wunsch, diesen Tag zu einer grossen und interessanten Parthie nach Hammer und Hammerhuus zu benutzen. Aber mein Wirth, der als guter Bornholmer sich vortrefflich auf das Wetter verstand, erklärte mir, für heute sei nichts zu hoffen, Wind und Regen würden anhalten. In freundlicher Aufmerksamkeit hatte er bereits Bedacht genommen, einige alte Bücher über Bornholm kommen zu lassen. Für die Kenntniss der Gegenwart, der Sitten und des Lebens eines anderen civilisirten Landes würden Bücher von so altem Datum von nicht sonderlichem Nutzen gewesen sein. Aber Bornholm, das erst seit wenigen Jahren durch eine wöchentliche Dampfschiff-Verbindung mit Copenhagen und dadurch mit der Welt in eine leichtere, häufigere und genauere Berührung gekommen ist, hat sich so wenig verändert, dass eine Beschreibung und Chronik von 1756 noch in vielen Stücken sehr zutreffend ist, und dass Werke aus den ersten Decennien dieses Jahrhunderts und mit geringen Einschränkungen den Eindruck machen, als wären sie erst jüngst entstanden. Das Letztere gilt nun freilich von den Erinnerungen an Bornholm, die der auch durch seine deutschen Werke bekannte Physiolog, Etatsrath Eschricht, Professor an der Universität in Copenhagen, vor Jahr und Tag im Skandinavischen Verein vorgetragen und erst kürzlich in dem ersten Hefte seiner populären Vorträge veröffentlicht hat. Es wird daher meinem Leser sicher eine ebenso heitere Lectüre wie einen Gewinn für die Kenntniss Bornholms gewähren, wenn ich mit der Zustimmung des Verfassers jenen Vortrag übersetzt habe und ihn hier folgen lasse.

Erinnerungen
aus
einem Aufenthalt in Bornholm.
(1822—1823.)

Ein Vortrag im Skandinavischen Verein 1854.*)

Dänemark ist nur ein kleines Land. Seine Bevölkerung gehört einem und demselben Stamme an. Wenn sich dessenungeachtet in den verschiedenen Landestheilen eine nicht unbedeutende Verschiedenheit in Sprache, Sitten und Gebräuchen zeigt, so erklärt sich das aus der eigenthümlichen Natur des Landes. Dänemark umfasst verschiedene Inseln und Insel-

*) Die „populären Vorträge" behandeln sonst mit grosser Meisterschaft naturwissenschaftliche Gegenstände und sind zum grössten Theile vor dem Industrie-Vereine in Copenhagen während des letzten Winters gehalten. Zwar geht ihnen im Druck etwas von der Wirkung verloren, die der besonders glückliche mündliche Vortrag des Herrn Eschricht auf das aus 3 bis 400 Zuhörern bestehende höchst aufmerksame, vorzugsweise dem Gewerbe- und Handelsstande angehörige Publikum hervorzubringen pflegt, aber nichtsdestoweniger wird die Uebersetzung derselben auch in Deutschland lebhaften Anklang finden. Aus den Goldbarren der Wissenschaft eine gangbare kleine Münze für das grosse Publikum zu prägen, ist immer eine verdienstvolle Arbeit — am schwersten und verdienstvollsten aber, wenn sich die Männer der Wissenschaft ihr selbst unterziehen, wie es Herr Eschricht in Copenhagen thut.

gruppen, die zum Theil weit auseinander liegen und einen geringen Verkehr unter sich selbst, einen noch geringeren mit fremden Nationalitäten hatten. Die nothwendige Folge war, dass jede dieser Inselgruppen in einer mehr oder weniger eigenthümlichen Richtung sich entwickelte, während fremde Sprachformen, Sitten und Gebräuche auf alle nur einen geringen Einfluss erhielten. Wir wissen, dass auf Island noch heute dieselbe Sprache gesprochen wird, die in ferner Vorzeit über ganz Skandinavien erklang. In derselben Weise finden sich rings um auf den Skandinavischen Inseln in den mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten der Sitten und Gebräuche, des Charakters und der Lebensweise des Volkes merkwürdige Erinnerungen an die Vorzeit ganz Skandinaviens.

Diese verschiedenen Eigenthümlichkeiten des Volkslebens innerhalb der Grenzen unseres eigenen Geburtslandes verdienen also im vollsten Maasse die Aufmerksamkeit, die man in jüngster Zeit ihnen mehrseitig geschenkt hat, und mit Recht beklagen wir es, dass sie in früheren Jahrhunderten nur selten von den Zeitgenossen geschildert wurden; ja unsere jüngeren Mitbrüder selbst können sich über die Aelteren beklagen, weil sie so selten aufgezeichnet haben, was sie in ihren jüngeren Jahren gesehen, gehört und erlebt hatten. Denn wenn die Eigenthümlichkeiten der Völker sich in demselben Verhältnisse verlieren, wie der Verkehr unter den verschiedenen Volksstämmen leichter und lebendiger wird, so darf in Bezug auf die zerstreut und zum Theil abseits liegenden Inseln Dänemarks angenommen werden, dass dieser Verlust in den letzten 20 bis 30 Jahren grösser gewesen ist, als früher in ganzen Jahrhunderten.

Während mich neulich einmal diese Betrachtungen beschäftigten, fiel es mir ein, dass ich ja nun selbst schon zu den Alten gehöre, und dass ich in meiner Jugend wenigstens ein Paar Jahre auf einer der einsamst gelegenen Inseln Dänemarks verlebte. Eine Reihe von Bildern aus jenen glücklichen Jah-

ren kehrt in meine Erinnerung zurück, und ich gebe sie hin wie ich sie habe. Wohl weiss ich nur allzu gut, wie sehr unbedeutend der Beitrag ist, den sie zur Kenntniss der Eigenthümlichkeiten jener Insel geben werden, aber es ist einmal meine Meinung, dass man von dem Charakter und der Lebensweise eines Volkes niemals eine vollständige Anschauung gewinnen kann, wenn sie nicht von mehreren Seiten, Gelehrten und Ungelehrten, Eingeborenen und Fremden, geschildert werden, und dass jede solche Schilderung, wie kurz und unbedeutend sie sonst sein mag, wenn sie nur am Orte selbst mit gesunden Augen und gutem Willen gewonnen ist, sich eine freundliche Aufnahme versprechen darf. Deshalb hoffe ich auch, dass Sie in dieser Stunde meinen Bornholmischen Bildern Ihre Aufmerksamkeit nicht versagen werden.

Es war am 12. August 1822, als Se. Majestät König Friedrich VI. auf mein Ansuchen geruhte, mich allergnädigst zum Land-Physikus auf Bornholm zu ernennen. Ich war damals noch nicht volle 24½ Jahre alt, und meine Freunde konnten sich nicht genug darüber wundern, dass ich mich in so jungem Alter von einem glücklichen Familienleben und aus einer für wissenschaftliche Ausbildung viel günstigeren Stellung losreissen wollte, um mich in — Nexö lebend begraben zu lassen. So gering wurde vor 33 Jahren das Leben in jener kleinen Stadt angeschlagen. Denke ich freilich jetzt an jene Zeit zurück, so dünkt mich, dass ein ganz anderes Bedenken sich bei mir hätte geltend machen müssen. Ich hatte nämlich, aufrichtig gesagt, damals nur eine sehr geringe Erfahrung als praktischer Arzt, und in Nexö sollte ich ganz allein stehen, ja auf ganz Bornholm war damals nur ein Arzt, nämlich der Regiments-Chirurg, und der hatte seine Wohnung in Rönne, vier Meilen von Nexö. Aber ich war damals, wie gesagt,

keine 24½ Jahre alt, und in der Jugend macht man sich eben nicht viele Skrupel dieser Art. Das Ganze war etwas Neues, hatte also jedenfalls das Interesse der Neuheit — und mit fröhlichem Muthe ging ich an Bord einer Bornholmischen Fischerjacht.

Gegenwind und Windstille zwangen den Schiffer bei Hammerhuus vor Anker zu gehen. Man rief mich aufs Deck, mein Physikat zu betrachten. Der Hammer mit seiner stolzen, halb verfallenen Burg machte einen überraschenden Eindruck auf mich. Zwar hatte ich schon einige Reisen gemacht, aber vor 30 bis 40 Jahren reisten die Copenhagener nicht gern in Dänemark selbst. Auf ihren Ausflügen suchten sie den kürzesten Weg hinüber nach Deutschland, und obschon ich schon zweimal in Berlin gewesen war — das erste Mal als Junge von 8 oder 9 Jahren, das andere als angehender Student — kannte ich doch von Dänemark selbst nichts als das östliche Seeland und Moen. So lernte ich daher Dänemark in meinem eigenen Physikat von einer ganz neuen und höchst ansprechenden Seite kennen, als ich, bei Hammeren an's Land gesetzt, auf einem der schmalen Bornholmischen Wagen für vier Personen und mit eben so viel Sitzen versehen, über die Felder und durch liebliche Thäler mit ihrem niedrigen Buschwerk dahin fuhr.

Weniger erfreulich war der Eindruck meiner neuen Residenz — Nexö. Copenhagener vom reinsten Wasser, war ich, wie damals die Copenhagener im Allgemeinen, sehr bereit, alle anderen Ortschaften mit dem Maasstabe Copenhagens zu messen — und Nexö stand natürlich weit hinter Copenhagen zurück. Auch klang der Bornholmische Dialekt meinen Copenhagener Ohren wenig behaglich. Anderseits ist es auch sehr wahrscheinlich, dass der neue Doktor den Bornholmern zuerst wenig gefiel. Mein verstorbener Vorgänger, Landchirurg Knauer aus Dithmarschen, war hoch in den Sechzigern und von ansehnlichem Aeussern gewesen. Ich war

zwar wirklich über 24 Jahre, aber sah aus, als ob ich kaum achtzehn oder neunzehn wäre. Dazu verstiess ich all' Augenblicks gegen alle gute Bornholmische Lebensweise. Gleich bei dem ersten Besuch in einem Hause weigerte ich mich hartnäckig, mit dem Wirth ein Glas Branntwein zu trinken, und auf die ganz gewöhnliche Frage: „Na, wie gefällt's dem Doctor auf Bornholm?" antwortete ich höchst leichtsinnig: „das ist eine prächtige Insel!" — bis ich endlich meinen Missgriff einsah, als ein alter Mann mir bei dieser Antwort einstmals sehr ernsthaft bemerkte: „Uebrigens nennt unser allergnädigster König Bornholm „Unser *Land* Bornholm". Von jener Zeit an antwortete ich immer: „Bornholm ist das schönste Land, das ich jemals gesehen habe," — und hiermit war man völlig zufrieden gestellt.

Was indessen mein Glück in der neuen Stellung am meisten begründete und sich dazu auch am besten eignete, das war der glückliche Ausfall meiner Kuren, obschon ich mich oft gewundert habe, dass ich damals als praktischer Arzt so viel Glück machen konnte. Die Behandlung eines Müllerjungen, dessen Arm von den Zähnen des Radwerks ergriffen und an drei Stellen zerquetscht war, gab mir den ersten Ruhm. Da ich den Jungen ohne Amputation herstellte, wollten Alle den jungen Doctor geholt haben, war es auch nur, um ihn von der Familie besehen zu lassen. Morgens hatte ich oft 2 und 3 Wagen und in dem folgenden strengen Winter 3 und 4 Schlitten mit klingendem Schellengeläut vor meiner Thür. Ueber alles Mögliche sollte ich meine Meinung sagen, die man gewöhnlich sehr richtig fand oder mir gegenüber wenigstens so that. So ward ich bald bornholmisirt und ich konnte nicht mehr begreifen, wie das Bornholmische anfangs in meinen Ohren gekratzt oder so hässlich gesungen hatte, da mir jetzt der Dialekt weit kräftiger und behaglicher als der Copenhagener schien. Die Bornholmische Nationaltracht hatte mir immer sehr kleidlich geschienen, und für das Eigenthüm-

liche des dortigen ganzen Volkslebens gewann ich ein lebhaftes Interesse.

Wie bekannt hat auf Bornholm der ganze mittelste Theil des Landes unter dem Namen Almindingen von alter Zeit her immer unbebaut gelegen. Zu meiner Zeit hatte man indess schon eine ziemlich grosse Strecke davon mit Tannen bepflanzt. Dörfer giebt es nicht. Alle Höfe liegen zerstreut umher, jeder von ihnen ist, eben so wie die Kirchen, nach den vier Himmelsgegenden*) gerichtet. Die Länge der Stuben liegt von Ost nach West. Die letztere Rücksicht gilt auch für die innere Einrichtung. Man tritt in die grosse Stube durch eine Thür an der östlichen Wand. Links (gegen Süden) gehen die Fenster, drei oder vier, nach dem Hofraum, längs derselben steht eine Bank, vor ihr ein langer Tisch: „der südliche Tisch;" zur rechten ein kleinerer Tisch: „der nördliche Tisch," an dem gewöhnlich das Gesinde, bei Gastereien aber alles Mannsvolk Platz nimmt. Am westlichen Ende des langen Tisches steht ein Lehnstuhl mit hohem Rücken: der Ehrensitz, auf den sonst der Hausherr, bei Besuchen der Gast, bei Festen der Pfarrer das Privilegium hat. An der Seite steht die Bornholmische Uhr und befinden sich die Thüren zu den andern Stuben.

Treten Sie gefälligst mit mir in eine dieser grossen Stuben, wo man gerade ein „Uffröl" (Opferbier) das heisst ein Begräbnissfest feiert. Auf der Bank längs den Fenstern nach dem Hofe, an dem „südlichen Tische" sitzt alles „Weibsvolk." Die nationale Trauertracht, in die sie alle gekleidet sind, giebt der Reihe ein sehr feierliches Aussehen. Ihre Röcke sind schwarz, wenigstens ganz dunkelfarbig; am Halse ist in eigenthümlicher Weise ein weisses Halstuch befestigt, auf dem Kopfe sitzt ein Putz

*) Die Dänen sagen hierfür „Verdenshjörner" (Welteecken).



Eine Bornholmische Bauersfrau.

[illegible] Form. [illegible]
[illegible] Mädchen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Pomade stark [illegible]
[illegible] scharf geschnitten [illegible]
[illegible]. Andere tragen [illegible]
[illegible] Form wie jene [illegible]
[illegible]
[illegible] „Weihwedel" [illegible]
[illegible] diesem Tische [illegible]
[illegible] des Pfarrer [illegible]
[illegible]
[illegible] lange schwarze
[illegible] geschmückt [illegible]
[illegible] und Schnitt. Die [illegible]
[illegible] gedeckt. Vor jedem Gaste [illegible]
[illegible] in alterthümlicher Form [illegible]
[illegible] sehr schön ausgearbeitet. Auf [illegible] Löffel
[illegible] eingegraben.

[illegible] Pfarrer erinnert an das Tischgebet. [illegible]
[illegible] den Kopf und falten die Hände. Der Pfarrer
[illegible]. Sogleich [illegible] und Alle
[illegible] Butterbrod zu
[illegible] Jeder Mann
[illegible] für sich allein sein Glas, [illegible]
[illegible] Reihe der [illegible]
[illegible] einen ganzen „[illegible]" [illegible]
[illegible] darauf sein Butterbrod.

[illegible] dort wie in Schweden [illegible] Schnaps [illegible]



von verschiedener Form. Die Reichsten tragen „Nöller," nämlich kleine Hauben, die sehr nach hinten sitzen und ein wenig über dem Scheitel endigen, mit einem aufrechtstehenden quer über den Kopf gehenden Streifen, der mit einer Reihe steifer, langstänglicher, schwarzer Blumen besetzt ist. Das Haar vor dem Scheitel ist stark nach hinten gestrichen und gepudert. Ebenso ist der mittelste Theil der Stirn mit Hülfe von Wachs oder Pomade stark mit Puder belegt und zwar in der Form eines scharf geschnittenen Dreiecks, dessen Spitze nach der Nase geht. Andere tragen vor der kurzen Haube Spitzen von derselben Form wie jene Puderparthie, die mit zwei breitern über die Ohren auf die Backen fallenden Spitzen verbunden sind. Alles „Weibsvolk" sitzt sehr schweigsam und still.

Ist an diesem Tische noch mehr Platz als für die Frauenzimmer, den Pfarrer (und den Nexö-Doctor), so erhalten auch noch der Küster und einige vornehmere Bauern ihren Sitz auf seiner nördlichen Bank. Die Männer tragen lange schwarze Röcke und schmucke weisse Leinewand — alles nach alter Zeit Schlag und Schnitt. Die Tafeln sind mit sehr reinlichem Tischzeuge bedeckt. Vor jedem Gaste liegt Gabel, Messer und Löffel, grösstentheils in alterthümlicher Form, das Löffelblatt kreisrund, der Stiel schön ausgearbeitet. Auf einem der Löffel fand ich 1660 eingegraben.

Der Herr Pfarrer erinnert an das Tischgebet. Allgemeine Stille. Alle senken den Kopf und falten die Hände. Der Pfarrer erhebt sich zuerst. Sogleich nach ihm alle Anderen, und Alle auf ein Mal gehen daran — sich ein Stück Butterbrod zu schmieren und die Branntweingläser zu füllen. Jeder Mann leert zuerst für sich allein sein Glas, dann gehen die Gläser rund um in der Reihe der Weiber. Die Verheiratheten nehmen meistens auch einen ganzen „Syp"*), die Mädchen nippen nur. Jeder speist darauf sein Butterbrod.

*) So wird dort wie in Schweden ein Schnaps genannt.

Nun erscheinen eine Menge Schüsseln auf den zwei Tischen. (Bei grösseren Festen sind natürlich auch Tische in den anderen Stuben gedeckt.) So viel ich weiss sind die Gerichte immer dieselben. Das erste besteht aus Suppenfleisch mit Klösen, wozu immer Meerrettig-Sauce in kleinen Schaalen herumgereicht wird. Am „südlichen Tische" besorgt der Wirth und der Leichenbitter die Aufwartung selbst. Beginnen die Fleischschüsseln leer zu werden, so wird die Suppe in Töpfen hereingebracht und in dieselben ausgegossen. Die Gäste langen mit ihren Löffeln zu, und nimmt der Vorrath ab, wird neuer dazu geschüttet. Die allgemeine Stille hiebei wird ab und zu von den Aufmunterungen des Herrn Pfarrers unterbrochen, z. B.: „Na, wie gehts am nördlichen Tisch, Ihr scheint mir da oben so mausestill!"

Die Suppe ist verzehrt, das Mannsvolk nimmt den zweiten „Syp." Messer und Gabeln werden von den Aufwartenden abgewischt und nun der Braten aufgetragen. Auf den südlichen Tisch: ein Truthahn, eine Gans, ein Lamm, vielleicht auch noch ein Schwein oder Ferkel, oder anderer Braten. Zu sämmtlichen Braten dieselbe Sauce *) — geschmolzene Butter, und als Eingemachtes rothe Rüben, mit selbst gebrautem Bieressig bereitet. Zum Getränk giebts aber ausser Branntwein nur ein gelbliches, gewöhnlich trübes, dünnes und süsses Bier.

Der Pfarrer lässt nun einen Teller herumgehen für die Armen, oder der Leichenbitter ist's, der mit dem Teller vorkommt und in ächtem Leichenbitterstyl die Aufforderung ergehen lässt: nach alter Sitte der Armen zu gedenken. Ist der Teller, auf den jeder einige Schillinge zu legen pflegt, umhergegangen, so tritt der Leichenbitter vor und hält eine Rede,

*) Les extrêmes se touchent — während in unseren guten bürgerlichen Küchen jeder Braten seine besondere und eigenthümlich schmeckende Sauce erhält, schmecken die Saucen an „vornehmen" Tafeln auch alle überein, wenn sie auch nicht gerade — geschmolzene Butter sind. Anm. d. Uebersetzers.

die bei Kindtaufen und Hochzeiten gewöhnlich komisch sein soll, bei den „Uffröln" aber wenigstens für die Fremden mehr als komisch durch den monotonen Leichenbitter-Pathos wird, mit dem er sie in streng Bornholmischem Dialekte vorträgt. Er dankt den geehrten Gästen, dass sie mit ihrer werthen Gegenwart dem Todten noch die letzte Ehre erwiesen haben, bittet sie, noch eine oder sechs Stunden — Alles nach gefälligem Behagen zu verweilen und — nächsten Tags, Glocken Eilf, Allesammt wieder zu kommen. Auf den Fremden ist beim Anblick der vielen leeren Schüsseln und der zergliederten Braten die letzte Einladung von schlagender Wirkung.

Der Herr Pfarrer fragt darauf, ob sie am „nördlichen Tische" fertig sind, worauf er Alle auffordert, ihr Gebet zu sprechen. Nach einer gleichen Pause wie vor der Mahlzeit, erhebt man sich und wünscht sich, zu Jedem herumgehend, „Wohlbekomme." Die Männer geben einander die Hand, das „Weibsvolk" küsst sich gegenseitig den Mund auf beiden Seiten. Die Männer geben auch den Frauen die Hand — wobei zuweilen wohl auch ein Kuss abfällt.

Uebrigens war die Einladung des Leichenbitters keine Spiegelfechterei, und den nächsten Tag giebt es allezeit Reisbrei und Klippfisch.

Bei diesen Gastereien wird unbestreitbar eine grosse Menge Branntwein getrunken. Man bedient sich hierbei gewöhnlicher Weingläser, und zu jeder Mahlzeit und zu jedem Gericht ohne Ausnahme gehört ein solches Glas. Der junge Doctor wollte anfänglich in dieser Beziehung eine „radicale Reform" durchführen — aber er machte nicht einen einzigen Proselyten. Als ich das erste Mal auf einem Bauerhof mit der Familie ass und sah, wie erst der Mann, dann eins der älteren Kinder das Glas leerte, dann ein Junge, der kaum über den Tisch sehen

konnte, auch seinen „Syp" bekam und nun die Mutter, die ihr jüngstes, noch die Brust nehmendes Kind auf dem Schoos hatte, nicht allein selbst trank, sondern den Rest im Glase auch dem Kinde reichte, da glaubte ich den Augenblick gekommen, gänzliche Enthaltsamkeit zu predigen. Aber von einem Lehnstuhl in der Ecke der Stube erhob sich ein baumhoher Greis mit grauen Haaren, legte die Hand auf meine Schulter und sagte: „Nein, Herr Doctor, hätte ich nicht Branntwein bekommen seit meiner frühesten Kindheit, so läge ich schon seit Langem in meinem Grabe."

Wollte man wirklich dem auf Bornholm so allgemeinen Branntweintrinken entgegenwirken, so würde das meiner Ansicht nach am Besten durch die Einführung eines guten, etwas starken Bieres geschehen. Gegohrene Getränke ganz zu entbehren, darein werden sich kaum Leute finden, die einmal an sie gewöhnt sind.*)

Bald wusste man überall, dass es zu den besonderen Fehlern des jungen Nexö-Doctors gehörte, dass er keinen Branntwein leiden konnte. Ein anderer nicht weniger auffälliger Fehler war, dass er sich niemals zwischen Nord und Süd, Westen und Osten zurecht finden konnte. Die Bornholmer gebrauchen nämlich nur äusserst selten die Bezeichnung Rechts und Links. Fragt man also z. B.: Wer ist das junge Mädchen zur Rechten? so fragt der Andere wieder: Die im Osten? In den Bornholmischen Stuben orientirt man sich bald über die

*) Obschon wir noch an einer anderen Stelle in diesem Buche auf das Verhältniss der Bornholmer zum Branntwein näher zurückkommen werden, so sei doch hier schon auf Grund officieller Quellen angeführt, dass auf Bornholm auf jede Seele jährlich $26\frac{1}{4}$ Pott (4 Pott = 3 Quart) Branntwein und mit Hinzurechnung des Weins $27\frac{3}{14}$ Pott kommt, während im übrigen Dänemark doch nur 20 Potter jährlich. Die Produktion des Branntweins betrug 1852 auf Bornholm selbst 324,112 Potter. Eingeführt von anderen Dänischen Plätzen wurden 263,892 Potter!

Himmelsgegenden, weil Jedes und Alles nach ihnen gestellt ist. Frug ich aber auf meinen Ausflügen zu Pferd nach dem Wege zu Hans Kofod oder Mads Kofod*) und erhielt zur Antwort: „Der Herr Doctor kann niemals fehlen; Sie brauchen nur nach Südost zu reiten, bis Sie zu einem Kreuzweg kommen, dann drehen Sie sich gerade im Osten um und wenn Sie einen Hof gerade im Norden sehen, so reiten Sie westlich herum, bis Sie einen andern Hof Nord Nordwest sehen" — so sah mich der beredte Wegweiser oft zu seiner grossen Verwunderung gerade den verkehrten Weg reiten.

Die Bornholmer selbst sind immer und überall in Rücksicht auf die Himmelsgegenden orientirt. Ich glaube, wenn man einen Bornholmer mit verbundenen Augen zehn Mal rund um dreht — er wird immer gleich Ost und West angeben können, um so leichter, da er allezeit weiss, was für Wind ist. Denn da es sehr unwahrscheinlich ist, dass der Wind sich gedreht hat, während er selbst gedreht wurde, so wird er selbst mit verbundenen Augen leicht die Gegend wieder kennen, weil er vorher wusste, woher der Wind kam. „Der Bornholmer hat immer seinen Compass im Kopfe," soll ein Fremder einmal gesagt haben, und das hat sicher seine Richtigkeit, so lange wenigstens als der Bornholmer auf Bornholm ist. Dass es indess täuschen kann, weiss ich, seit ich einen Bornholmer zu einem Anderen sagen hörte: „Denke Dir, was Copenhagen für eine Stadt ist. Ich ging dort drei Tage umher — und wusste nicht, wie**) ich ging!"

*) Kofod und Rönne sind nämlich Namen, die auf Bornholm ziemlich dieselbe Rolle spielen wie bei uns Müller, Schulze, Meier u. s. w.

**) Nämlich nach welcher Himmelsrichtung.

Doch wir verlassen das Innere von Bornholm, um uns an der Küste umzusehen. Hier an den Ufern des Meeres ist der Bornholmer eigentliche Heimath. Sie sind fast alle tüchtige Seeleute. Es wäre übertrieben, zu sagen, von der Geburt an, aber es ist richtig, dass sie es von frühester Kindheit an sind. Die Bornholmer lernen so zeitig sich nach den Himmelsgegenden zu orientiren, wie die Copenhagener Rechts von Links zu unterscheiden. Der Bornholmer lernt und muss es mit der Muttersprache selbst lernen, aber im gleichen Verhältniss lernt er auch, sich überhaupt heimisch auf dem Meere zu fühlen, insonderheit, wenn er zu der überwiegenden Mehrheit von Familien gehört, die an der Küste selbst wohnen und dort ihren Erwerb finden. Während meines Aufenthalts in Nexö kam es vor, dass ein kleines Boot mit einem Knaben von 12 Jahren und seinem jüngeren Bruder kanterte. Keiner von ihnen verlor Geistesgegenwart. Der Aeltere fasste den Jüngern und arbeitete ihn mit sich hinauf nach dem Kiel, wo er ihn und sich selbst festhielt, bis man ihnen Hülfe brachte.

Die Hauptstrasse und der Markt in Nexö liegen längs dem Strande mit offener Aussicht nach dem Meere, ungefähr wie in unsern Fischerdörfern überhaupt. Hört ein Copenhagener Doctor die Gespräche dort, wird ihm oft zu Muthe, wie es einem Bornholmischen Seemann sein müsste, wenn er eine Doctor-Disputation hörte. Wenn ich mit meiner Brille am fernsten Horizonte ein Schiff kommen zu sehen glaubte, disputirten die Bornholmer schon, ob es das von Mads Jensen oder Jörgen Kofod wäre. So hörte ich einst ein alterndes Weib, die flache Hand über den Augenbrauen, bemerken: „Das ist Christen Jeppesen, ich kann es an seinem neuen Bugsprietsegel sehen." Sagte ich: „dort kommt ein Schiff," war die Antwort: „Nein, Herr Doctor, das ist eine Englische Brigg, die vor halbem Winde nach der Finnischen Bucht geht." Uebrigens geht kein Schiff vorbei, ohne dass

seine Manöver einer strengen Kritik unterworfen werden. Bald macht der Schiffer zu kurze, bald zu lange Schläge, bald hat er zu viel Segel auf, bald müsste er dieses oder jenes noch beisetzen, bald müsste er weit mehr nach Osten oder Westen halten, bald hat er wahrscheinlich Mangel an Mannschaft etc. etc. Man sagt auch nicht, es ist starker oder sehr starker Wind, man weiss gleich, ob es Laberkuling oder Bramsegels- oder Marschsegelkuling ist. Noch weniger spricht man darüber, woher der Wind kommt. Jeder weiss es von sich selbst, hört es an dem Sausen des Windes oder dem Brausen des Meeres, sieht es an den Bewegungen der Wellen, an dem Zuge der Wolken, an den Bewegungen der Schiffe. Man spricht aber darüber, wie der Wind zur Nacht oder den folgenden Tag werden wird, wozu das Aussehen des Horizonts und des Wolkenhimmels Kennzeichen und Anleitung giebt. Der Bornholmer weiss selbst in dunkler Nacht, was für Wind ist. Er hört es am Schalle vom Meere her oder am Geräusche der Fensterladen, und halb im Schlafe ruft es der Wächter ihm zu, der hier statt des Verses in Copenhagen schreit: „Die Glocke hat elf geschlagen — der Wind ist Nordwest."

Als eine Schattenseite glaubte ich anfänglich bei den Bornholmern ihre kaum verhehlte Freude betrachten zu müssen, die sich bei der Nachricht von einem Wrak zeigte. Aber ich merkte bald, wie ich in dieser Beziehung meinen Landsleuten durchaus nichts vorwerfen konnte. Die erste Strandung, die während meines Aufenthalts auf Bornholm vorfiel, war die einer Preussischen Galeas, die beim Ansegeln ihr Steuerruder verloren hatte und nun auf eine Sandbank der Südküste trieb, von der ihre ganze Ladung an das Land geborgen werden musste. Sie bestand aus einer grossen Menge Französischen Papiers, Rainetten und ausgezeichnetem Apfelwein und füllte fast drei Bauernhöfe. Aus meilenweitem Umkreis kam die Bevölkerung zur Bergung und Auction zusammen. Alle hatten dabei etwas zu bestellen. Die Seeleute zu bergen, die Bauern

das Geborgene unter Dach und Fach zu bringen, die Kaufleute zu kaufen, der Doctor die Unschädlichkeit der Waaren zu untersuchen, der Stadtvogt und Stadtschreiber das Ganze zu ordnen, der Amtmann die Aufsicht zu führen, der Kommandant die Ordnung aufrecht zu erhalten. Capitain und Mannschaft, die ganz ohne Schuld waren, hatten nichts von ihren eigenen Sachen verloren und wurden auf's Beste verpflegt. Das Ganze bot wirklich ein interessantes Schauspiel, und es kam mir vor, dass, wenn alle Strandungen so gut abliefen, eigentlich Niemand dabei Verlust erleide — ausgenommen die Versicherungs-Gesellschaften, und bemerkte ich: „die Versicherungs-Gesellschaften sollten am wenigsten klagen, denn sie leben ja von Strandungen. Gäbe es keine Strandungen, so würde Niemand assecuriren und die Assecurance-Compagnien gingen zu Grunde!"

Noch weniger fand ich mich bei der folgenden Strandung zu einem missbilligenden Urtheil aufgelegt. Diesmal war es eine holländische Kuff, deren Ladung aus ganz ausgezeichneten, grösstentheils bouteillirten Weinen für den Kaiser von Russland bestand — sodann aus einer vollständigen Sammlung aller in den letzten zwei Jahren in Frankreich erschienenen Bücher und endlich einer grossen Menge Französischer Galanteriesachen, besonders feiner Stahlarbeiten. Hatte die erste Strandung mich mit Papier für viele Jahre versehen, so that es die zweite in nicht geringerem Grade mit Wein und — mit neuen Büchern, wie sie kein Naturforscher und Arzt in Copenhagen besser haben konnte. Ich müsste ein Heuchler sein, wenn ich bestreiten wollte, dass ich nicht die lebhafteste innere Freude empfand, als ich bei dem Blick in eine eben geöffnete Kiste las: Biot, traité de physique expérimentale, Cuvier, recherches sur les ossements etc. etc.

So musste ich also in dieser Beziehung auch gegen die guten Bornholmer nachsichtig sein. Und nun gar, als ich Zeuge ihres Muthes und ihrer Sachkenntniss bei der Bergung war! Vor Svanike kam es im Herbst 1822 vor, dass ein

grosses Englisches Schiff, das wegen widrigen Windes einige Zeit dort vor Anker gegangen war, beim Wegsegeln so gewaltsam gegen eine Klippenwand stiess, dass das Steuer brach und Deck und Masten umstürzten. Es war Dämmerung. Eine Engländerin sass ganz ruhig in der Kajüte und trank Thee. Plötzlich wird ihr zugerufen, augenblicklich mit ihrem Kinde herauf zu kommen, wenn sie sich und ihm das Leben retten wollte. Bornholmische Seeleute waren von der Küste aus Augenzeugen des Unglücks gewesen. Das Wrack lag dicht oben an der Klippenküste, aber es war ausserordentlich schwierig, bei der ziemlich heftigen Brandung ihm anzukommen. Capitain und Mannschaft hatten vollauf zu thun, die Masten zu kappen. Die unglückliche Mutter hatte alle Fassung verloren, und als sie die barschen Seeleute mit einer fremden Sprache sich vordrängen sah, den einen, um ihr Kind, den anderen, um sie selbst zu ergreifen, gerieth sie in eine Verzweiflung, die vielleicht ihr und ihres Kindes Leben gekostet haben würde, hätten nicht die braven Seeleute, ohne davon irgend eine Notiz zu nehmen, das Ihrige gethan. Gezwungen, einige Zeit in Svanike sich aufzuhalten, erkannte sie später in den Männern, die damals ihren Abscheu erweckt, ihre lieben Erretter.

Vielleicht erlauben Sie mir, eine andere Seemannsgeschichte von meinem Aufenthalt auf Bornholm mit grösserer Ausführlichkeit zu erzählen.

An einem kalten Herbsttage sehe ich von meinem Fenster einen grossen Theil der Einwohner von Nexö auf dem Markt sich zusammenschaaren und unverwandt hinaus nach dem Meere blicken; ich eile hinzu. Ein grosses Schiff geht dicht bei der Küste vor Anker. „Das ist eine Amerikanische Brigg," heisst es, „weiss Gott, was sie hier vor Anker führt bei dem starken Landwinde. Da ist ja nichts im Wege an der Takelage.

Die geht ja so schmuck auf uns zu, als wollte sie schnurgrade auf den Markt laufen." Man sieht ein Boot aussetzen. Der Capitain sitzt selbst am Steuer. Die Neugierde Aller ist auf's Höchste gespannt. Das Boot legt an. Der Capitain springt heraus. Es ist ein fixer, sonnenverbrannter Seemann von einigen 30 Jahren. Er tritt zu den Zuschauern. „Grüss Gott, Gentlemen" heisst es. Aber er sieht sich unter ihnen um, als suche er Jemanden. Nun scheint er ihn gefunden zu haben. „Meine theuren Freunde kennt Ihr mich nicht mehr?" — „Capitain Tom", heisst es von mehreren Seiten, „Capitain Tom, Ihr seid es!"

Capitain Tom! wer ist Capitain Tom?

Zehn Jahre vorher war auch eine herrliche Amerikanische Brigg an derselben Küste mit demselben Winde vorbeigesegelt. Aber sie kam der Küste zu nah, lief sich fest, das Schiff wurde ein Wrack. Der Capitain war ein Mann in dem Anfang der Zwanziger. Er verwünschte in seiner Verzweiflung sein Schicksal, Bornholm und alle Bornholmer. Aber bald lernt er die Bornholmer besser kennen, zuerst bei der gefährlichen Bergung von Ladung und Wrack, dann während des halbjährigen Aufenthalts, den er in Nexö nehmen musste. So lernte er die Bornholmer lieben und gewann viele Freunde unter ihnen, vielleicht auch einige Freundinnen. Das war Capitain Tom gewesen.

Jetzt hat er schon eine Reihe von Jahren eine andere eben so grosse und schöne Brigg glücklich durch alle Fahrwasser geführt und ist augenblicklich auf dem Wege von Petersburg nach Amerika. Er passirt Bornholm, da fallen seine Augen auf das alte Nexö. Durch das Fernrohr sieht er die Leute auf dem Markt. Da kann er der Versuchung nicht widerstehen. Er lässt den Anker fallen, um an's Land zu gehen, nach den alten Freunden zu fragen, ihnen das neue Schiff zu zeigen, ein Glas mit ihnen zu trinken und dann schnell die gefährliche Küste wieder zu verlassen.

Nach und nach erkennt er mehrere wieder. Wiedersehn ist freilich nicht allzeit erfreulich. „Gram! bist alt geworden, Gram!" (Er hatte noch nicht ganz die Sprache seiner Freunde in Nexö vergessen.) Er fragt nach der Frau des Einen, nach der Tochter des Anderen. Jene ist todt, diese nun verheirathet und hat schon ein halbes Dutzend Kinder. „Where is Doctor Knauer?" „Er ist todt, hier unser neuer Doctor." „Ah that young gentleman? Where is Hansen?" „Hansen ist krank." „Hansen ist krank — lasst uns zu Hansen gehen." Aber auf dem Wege dahin muss er noch erst zu diesem und zu Jenem, und an jeder Stelle wird natürlich ein Glas getrunken auf das unerwartete Wiedersehen. Nun versammelt sich Alles bei Capitain Hansen. Während Frage und Antwort mit Händedrücken und Ausbrüchen von Freude oder Bedauern wechseln, wird in der oberen Etage des Hauses ein Fest bereitet. Ein langer Tisch mit zwei Reihen Bänken ist mit Punschbowlen, Gläsern und Tabackspfeifen besetzt. Bald ist die Fröhlichkeit in vollem Gange. Den niedrigen Raum füllt der Dampf des Punsches und der Pfeifen. Es wird dunkel. Lichter werden angezündet. Eine Gesundheit folgt der andern: Capitain Tom! Capitain Winslow! One glas for our poor host Capitain Hansen! We will never meet again! Freuudschaft für immer!

Nun ist es draussen ganz dunkel geworden. Durch die stark beschlagenen Fenster sieht man nur schwarze Nacht. Da erblickt man, nahe dem Eingange, eine unruhige Gruppe. Ein kleiner gedrungener Seemann mit einem Gesicht, das Sonne und Wind stark mitgenommen haben, und mit grossem Backenbarte ist im Handgemenge mit mehreren Anderen. „Ich will es sagen — ruft er — nein, ich will es schrein, so dass . . ." „Du sollst es auch sagen, aber nicht so" und man sucht ihm den Mund zuzuhalten. „Ja, bei allen Teufeln, ich soll's. — Capitain Tom, hört Ihr den Sturm!!" —

Augenblicklich Todtenstille in der ganzen Stube. Durch

Dampf und Rauch sieht man bei dem Scheine der hoch brennenden Dochte der Talglichte eine Reihe rother Seemannsgesichter mit lauschenden Mienen und starren Augen. Der Sturmregen peitscht an die schwarzen Fenster, dass die Stube erbebt. Eine tiefe Bassstimme sagt langsam und ernst; „Ost-Syd-Ost, doppelt gereffter Marssegelssturm." — „My ship!" — „I must along!" — „Farewell! farewell: zum letzten Mal!" — „Lebe wohl, Tom, und nun nur noch ein Glas auf dem Fallseil." „Nein, bei allen Teufeln," schreit der kleine gedrungene Schiffer, und wie ein Hammer fällt seine geballte Faust auf den Tisch, dass Näpfe, Gläser und Lichter wackeln, „nichts mehr getrunken, fort. Alle fort, und das gleich auf der Stelle. Seine Mannschaft liegt draussen wie Schweine. Fort, Capitain Tom! fort!" — „Ich muss einen Lootsen haben!" — „Lootsen? wir sind alle Lootsen! fort! fort!" — und heraus aus der Thür, die steile Treppe nieder stürzt Einer nach dem Andern oder von den Nachfolgenden vorwärts gedrängt zwei und zwei zusammen unter Abschiedsumarmungen.

Die Vordersten hört man nun schon ausserhalb rufen und schreien. Capitain Tom's Stimme dringt durch: „Jack! Dick! God dam, where is Jack?" Auf der Treppe noch Lärm von schweren Stiefeln und schreienden Stimmen — aber oben in der Stube ist nur Einer zurück. Der Einzige von der ganzen Gesellschaft, der nicht „ganz befahren" war. Rothgelb bricht der Schein der langen Lichtschnuppen durch den Nebel von Rauch und Dampf und zeigt Tisch und Boden wie ein Schlachtfeld: umgestürzte Bänke, zerbrochene Gläser und Kreidepfeifen. Das Heulen des Sturmes schallt doppelt stark durch die Stille der Nacht. Das Meer braust, die Takelage pfeift von den Fahrzeugen im Hafen. — Jetzt entfernt sich das Rufen des Seevolks mehr und mehr, aber ab und zu glaube ich noch Tom's Stimme oder die eines der Bornholmer wieder zu erkennen.

Mit bangen Ahnungen mische ich mich unter die Menge,

die aussen vor dem Hause oder am Strande sich versammelt hatte. „Wird's noch gut gehen?" „Ja, wenn sie noch rechtzeitig auf die Brigg kommen. Aber das wird schwer halten, ihr anzukommen. Der Wind ist gerade gegen Land und wir haben schweren Seegang." „Die Amerikaner können durchaus nichts vertragen" — bemerkte ein Anderer — „von der ganzen Mannschaft konnte keiner auf den Beinen stehen und sie hatten doch gar nicht so viel getrunken!"

Aber sie erreichten das Schiff noch zur rechten Zeit. Kaum waren sie an Bord gekommen, als Capitain Tom eine Axt verlangte, um sein Ankertau zu kappen. Jede Minute war kostbar, denn es war die höchste Zeit, in die offene See zu kommen. „Nein, der Teufel hol's, Du sollst Deinen Anker nicht hier liegen lassen, Tom!" heisst es, und die Männer haben schon die Hebel ergriffen und winden singend empor, so dass das Heulen des Sturmes und das Brausen des Meeres von dem munteren Gesange der Seeleute übertönt wird, während der schwere Anker rasch empor kommt.

„Drei Reff in die Segel! halt sie so scharf du kannst gegen den Wind."

„Leb' wohl, leb' wohl!" Und sie springen in's schaukelnde Boot. „Geht der Wind nicht mehr südlich, so kann sie noch bei Dueodden vorbei kommen."

Es stürmte die ganze Nacht tüchtig. Aber am Morgen sah man keine Spur von einem Wrack. „Er ist noch einmal so davon gekommen. Verwegne Kerle, diese Amerikaner!" — Von Capitain Tom und von nichts als Capitain Tom war natürlich während vieler Tage die Rede unter den Bewohnern Nexö's.

Am Abend des dritten Tages lässt sich in den Strassen ein in Nexö unbekannter Fischerknabe sehen. Er fragt nach Capitain Hansen.

— „Hier ist Capitain Hansen."

— „Von wem ist der Brief, mein Junge?"

— „Das weiss ich nicht, Herr Capitain. Aber heute mor-

gen bei Sonnenaufgang war ich mit meinem Vater aussen vor Hammeren und fing Dorsch. Laberkuling Süd-Süd-Ost. So kommt eine Amerikanische Brigg südwärts und hält sich dicht an der Küste. Wir erwarteten jeden Augenblick, dass sie wenden sollte, aber sie steuerte gerade auf uns zu. Und so legte sie bei, und wir wurden angerufen, dass ein Mann an Bord kommen solle. „Die wollen unsern Dorsch kaufen," sagte mein Vater, „geh' Du hinauf mit dem Paar, das wir gefangen haben und mach' einen guten Handel." Aber da ich nun das Fallseil hinauf komme, sehe ich den Capitain mit seiner ganzen Mannschaft stehen. Und so redete er mich in Bornholmischer Sprache an und fragte, ob ich Capitain Hansen in Nexö kenne. Ja, sagte ich, ich habe wohl seinen Namen gehört, aber gesehen habe ich ihn niemals. So zeigte er mir diesen Brief und fragte, ob ich ihn gleich nach Nexö bringen wollte. Ja, sagte ich, aber Capitain, das ist ein langer Weg. Das sind vier steife Meilen von hier nach Nexö. Aber so nahm er einen Silber-Thaler raus — mein Vater sagt, das wäre ein harter spanischer Thaler. Und so versprach ich den Brief gleich hierher zu bringen, und so wie ich im Boote zurück war, drehte die Brigg uns den Achterspiegel zu und war schnell weit nach Westen."

— „Das war gut, mein Junge. Nun kannst Du bei mir bis morgen früh bleiben."

— „Nein, Herr Capitain, ich danke zwar, aber das kann ich nicht, denn morgen soll ich ganz zeitig mit Vatern wieder heraus und Dorsch fangen."

— „Na, so gehe raus nach der Küche und nimm ein Stück Butterbrod und ein Glas Branntwein. — Der gute Tom! Er schreibt, dass er nicht Bornholm das Achterende (den Hintertheil des Schiffes) zukehren kann, ohne uns farewell zu sagen. Dass Ihr mein Schiff befreitet, schreibt er, thatet Ihr als braves Volk. Dass Ihr aber auch meinen Anker gerettet habt, das werde ich Euch niemals vergessen, und jedes Mal, wenn

ich den Anker sehen werde, und jedes Mal, wenn er mein Schiff hält, wenn es kneift, will ich an Euch denken und glauben, dass Ihr es seid, die es halten."

„Den werde ich auch wohl niemals mehr wiedersehen," sagte der alte Bornholmer und strich mit seinem Jackenärmel über die Augen.

Wenn ich auf meinen täglichen Ausflügen von Nexö, bald der Küste entlang, bald im Innern des Landes, die zerstreuten Höfe mit den dazu gehörenden Gärten und Feldern sah, aber in Mitten des Landes das grosse „Alminding," dachte ich an die Schilderung, die der alte Tacitus vor 1800 Jahren von den alten Germanen gegeben. Sie wohnen, sagt er, nicht dicht zusammen in Ortschaften, sondern zerstreut und weit auseinander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Grasplatz, ein Hölzchen zu bauen Lust gab, und jeder pflegt sein Haus mit einem freien Platz zu umgeben.

Wenn ich das ernste und altväterische Gepräge in der Anlage des Hauses und seiner ganzen Einrichtung sah, bei den Festen die lange, stille und steife Reihe von Frauenzimmern in nationaler Festtracht, den Priester auf dem Ehrensitze, so dachte ich mich oft in die Zeiten zurückversetzt, wo der Katholicismus in diesem Lande in seiner ganzen Strenge regierte. Da ich aber die Geschicklichkeit kennen lernte, mit der die Bornholmer selbst ihre Uhren zu verbessern und zu machen, ihre Schiffe zu bauen wissen, ihre für einen Stubengelehrten unbegreifliche Sicherheit, sich immer orientiren zu können, ihre von frühester Kindheit erworbene Uebung, Wind, Wetter und Sturm auf dem Meere zu benutzen, ihre Geistesgegenwart in der Stunde der Gefahr, ihren Muth, derselben entgegen zu gehen und ihre Gewandtheit, sie abzuwehren — so glaubte ich noch die ältesten Seehelden des Nordens vor mir zu haben,

die ihre kleinen aber sicheren Schnecken bauten, auf denen sie ohne Compass und Karte über das Meer hin bis nach Amerika's fernen Gestaden steuerten. Sah ich dann ihre Lust nach der ungewissen Beute, ihre Zügellosigkeit beim Trinkgelag, aber auch ihre Bereitwilligkeit, vom Rausche in der dunklen Nacht sich gegen Strom und Brandung hinaus auf das Meer zu wagen, so glaubte ich wohl die Vikinger des Nordens vor mir zu haben, die sich in der Heimath zwar dem Spiele und der Völlerei ergaben, aber von unwiderstehlichem innern Drange an Bord getrieben wurden, um auf wildem Meere und an fremden Küsten Kampf und Beute zu suchen, ihren Feinden ein Schrecken, aber ihren Stammgenossen eine treufeste Stütze bis zum Tode.

Wir lauschen jeder Sage der Vorzeit, wir sammeln besorglich jede Waffe, jedes Werkzeug, jeden Hirnschädel, Alles, was dazu dienen kann, uns ein Bild unserer Vorväter zu geben. Aber die besten Erinnerungen an sie, glaube ich, stehen noch lebend vor uns in dem ganzen Charakter und Wesen jener Skandinavischen Inselbewohner, wenngleich veredelt durch Christenthum und Civilisation.

Der dritte Theil eines Jahrhunderts ist vergangen, seit ich sah, was ich schilderte. Meine Bornholmischen Freunde aus jener Zeit liegen wohl nun fast alle in christlicher Erde oder auf dem Grunde des Meeres. Vielleicht, dass von allen hier geschilderten Persönlichkeiten nur noch jene beiden kleinen Knaben von dem gekanterten Boot oder der flinke Fischerjunge von Hammeren am Leben sind. Wenn aber so ein Geschlecht das andere ablöst, so lassen sie uns doch nicht bezweifeln, dass jener vortreffliche, von unsern Vorvätern ererbte Seemannsgeist noch in vielen Jahrhunderten zu Dänemarks Ruhm und Ehre bewahrt bleibt.

Man wird hoffentlich über dem interessanten Vortrag nicht vergessen haben, dass es Montag ist, und ich eingeregnet in meinem Zimmer sitze vor alten Büchern. Wind, Regen und diese Beschäftigung dauerten bis gegen 4 Uhr. Da trat ein Waffenstillstand ein; ich gab meine Beschäftigung, der Wind den Regen auf, und wir — was nach der Construction sich auf den Wind und mich beziehen müsste, aber sich auf meinen gastlichen Wirth beziehen soll — brachen zu seinem Schwager auf, der zugleich ein kaufmännisches Geschäft, Rhederei und Landbau treibt und ein kleiner, aber thätiger und liebenswürdiger Mann ist. Wir trafen dieselbe Gesellschaft wie gestern, zu einem ebenso harmlosen und fröhlichen Feste vereint. Ein liebes Bild von demselben wird noch lange in meiner Erinnerung leben. Es ist die „Hausehre" selbst, wie unsere Vorfahren ihre Frauen nannten. Wenn es in allen Kreisen der Gesellschaft viele schöne, liebenswürdige, bedeutende, gebildete, interessante, imposante, amüsante, picante, charmante, elegante Frauen und in gleicher Anzahl andere giebt, die von Allem das Gegentheil sind, so findet man nur selten und zuweilen da, wo man es am wenigsten erwartet, eine jener holdseligen Erscheinungen, welche die Seele dessen ganz erfüllt haben müssen, der zuerst das Wort Weiblichkeit aussprach. Der Eindruck vollendeter Weiblichkeit ist immer schnell, sicher und überwältigend. Er kennt kaum die Schranken des Alters und der gesellschaftlichen Stellung. Aber er erstickt die Be-

gierde, und lässt die frivole Bemerkung im Keime ersterben. Er lässt den Faust ausrufen:

> Der grosse Hans, ach wie so klein,
> Läg' hingeschmolzen ihr zu Füssen —

und erinnert doch wieder an die Frauen von Bethanien, die zu den Füssen des Herrn sassen. Man sagt sich vielleicht später, dass man schon viel schönere Frauen gesehen, mit kenntnissreicheren gesprochen, mit lustigeren sich vergnügt hat, und doch lässt ein Vergleich sie Alle hinter ihre Erscheinung zurücktreten. Wie schade, dass diese unbezwingliche Macht vollendeter Weiblichkeit nicht ererbt, nicht erlernt, nicht anerzogen, nicht gekauft nicht privilegirt werden kann — aber wie gut, dass nicht alle Männer in diesem Punkte sehr anspruchsvoll, und dass die meisten Frauen von ihrem Werthe und ihren anderen Vorzügen so erfüllt sind, dass sie den gänzlichen Mangel dieses himmlischen Geschenkes eben so wenig bemerken, wie die Auserwählten seinen vollen Besitz. Aber wo ein solches Weib herrscht:

> Da athmet rings Gefühl der Stille,
> Der Ordnung, der Zufriedenheit!
>
> — — — — —
>
> O liebe Hand, so göttergleich,
> Die Hütte wird durch Dich zum Himmelreich!

Wir benutzen die Pause zwischen dem Mittags- und Spieltisch zu einem Besuche der Topf- und Fayence-Fabrik des Herrn Sommer. Es giebt dergleichen Etablissements mehrere in Rönne, in dessen Nähe vorzüglicher Thon gefunden wird, nur das Brennholz ist jetzt ein kostbares Material geworden. Herr Sommer, ein noch junger aber sehr intelligenter und rühriger Meister, fabricirt jährlich für circa 6000 Thlr. von seiner zerbrechlichen Waare mit einem Gehülfen und mehreren

Jungen. Da er kaum die Bestellungen bestreiten kann — sein Fabrikat geht weit über Dänemark hinaus — ist das Lager der Vorräthe nur klein. Aber ausser den Gegenständen des Haus- und Küchenbedarfs, ausser dem zierlichen Kinderspielzeug, sehen wir doch einige recht schöne Thorwaldsensche Figuren, grösser und kleiner, in geschmackvoller und zierlicher Ausführung, und Blumentöpfe, Vasen und Krüge in aller Form sind von seinen Haut-Reliefs geschmückt. Der König Thorwaldsen hat tausend und abertausend Kunstkärnern in Dänemark zu thun gegeben. Wie das Thorwaldsensche Museum in Copenhagen einzig in seiner Art in ganz Europa ist, so findet sich vielleicht kein Haus in Copenhagen (und sicher sehr wenige anständige Häuser in Dänemark überhaupt, einschliesslich Islands, der Faröer und der westindischen Inseln) in dem nicht wenigstens eine Statue, eine Figur, ein Relief „nach Thorwaldsen" vorhanden wäre — Marmor, Biskuit oder Thon. Dänemark hat in ihm seinen grössten Künstler, sein schöpferischstes Genie, aber Thorwaldsen auch in Dänemark das dankbarste Vaterland gefunden, das er sich wünschen konnte.

Ganz im Gegensatze zu dieser Fayence-Industrie auf Bornholm, von der trotz ihrer zunehmenden Bedeutung sehr wenig gesprochen wird und die schon 1852 Waaren im Werthe von 17,365 Thlrn. zur Ausfuhr brachte, hört man in Copenhagen sehr viel von den „Bornholmer Uhren" reden. Es mag allerdings bemerkenswerth sein, dass die Inselbewohner vor ungefähr 100 Jahren (1750) einmal aus einem Englischen Wracke eine Kiste Schwarzwalder Uhren bargen, sie als Modelle benutzten und so trefflich nachmachten, dass sie den Originalen Nichts nachgaben. Aber auf diese Originale beschränkt sich auch die Bornholmer Uhren-Industrie, die nicht einmal die kleinen zierlichen Schwarzwalder Uhren, sondern nur sehr grosse, freilich auch sehr solide Exemplare zu einem nicht eben billigen Preise liefert. 1852 sind 1492 Stück

solcher Uhren im Werthe von 17,714 Thlrn. ausgeführt worden. — Auch eine Eisengiesserei bewegt sich nur in geringer Ausdehnung, obschon sie doch die Einfuhr von gusseisernen Waaren zum Schiffsbau und der Landwirthschaft, die noch vor wenigen Jahren 92,158 Pfd. betrug, auf 27000 Pfd. erniedrigt hat.

Wenn der Copenhagener Magistrat sich schon seit vielen Jahren vergeblich mit der Gasfrage beschäftigt, täglich im „Faedrelandet" von Herrn Mörk (Dunkel) an ihre Lösung erinnert wird, und es dabei doch dunkel bleibt wie zuvor, so sind die Rönner noch nicht einmal bis zum Oelstadium der Aufklärung gekommen, sondern begnügen sich mit Mondschein und Sternenschimmer, oder helfen sich in pech-raben-schwarzen Nächten mit Handlaternen. Nicht übel, dachte ich laut, ein Pflaster, das schlimmer als keins, eine Beleuchtung die nicht vorhanden ist, und doch Communalabgaben, so hoch fast wie in Copenhagen. Was machen Sie denn hier mit dem Gelde?

— Wir bezahlen alte Schulden und bauen mit neuen den neuen Hafen, aber wir thun viel für die Schulen und die Armen. —

Kein Zuchthaus, selbst das Polizeigefängniss leer, keine Bummler und Herumtreiber auf der Strasse, ja, da kann man auch in Rönne im Dunkeln so lange nach Hause gehen, bis die Mittel der Stadtkasse Oel oder Gas erlauben werden.

Das Wetter wird morgen sicherlich besser werden. Diesem Troste meines Wirthes vertrauend, hatte ich mich schlafen gelegt. Auch glaubte ich nur zu träumen, als ich in der Nacht den Sturm heulen und den Regen an die Fenster peitschen hörte — aber als ich am Morgen mich erhob, überzeugte mich ein Blick hinaus von der nassen, stürmischen Wirklichkeit. „Hat Nichts zu bedeuten, tröstete der Wirth wieder, gegen

11 Uhr hellt es sich auf, der Wind wird mehr nach Nordwest gehen. Vielleicht giebt es Sturm, aber sicher nicht vielen Regen mehr. Gegen den letzteren müssen wir uns zu schützen suchen und der Sturm wird nur dazu beitragen, den Anblick vom Hammer grossartiger zu machen."

Ich ging in meine Stube und an meine Bücher zurück. Zuweilen schweifte der Blick von den Büchern auf die Uhr, von der Uhr nach dem Fenster. Da sah ich durch Sturm und Regen eine Leiche vorübertragen — das Mädchen, das am Sonnabend so plötzlich gestorben war. Junge Bürger trugen den mit Kränzen geschmückten Sarg, der Prediger und eine Reihe von Männern folgten ihm.

„Die arme Christine" mögen Viele gedacht und gesagt haben bei dem Anblicke dieses Zuges, „so jung und — so schnell todt und hinweg."

„Sie ist beneidenswerth" — hatte eine junge blasse Frau, die Schwester meines Wirthes, gemurmelt.

Es war noch nicht ein Jahr, dass dieselbe Frau an Nichts weniger gedacht und nichts mehr gefürchtet hätte, als sterben zu müssen — und heute wäre sie gerne an Christinens Stelle gewesen. Denn vor einem Jahre hatte das liebenswürdige, fleissige Mädchen endlich lang gehegte, stille Wünsche erfüllt und sich mit dem Manne ihrer Liebe und Wahl vereinigt gesehn. Das war ein junger, kräftiger, schöner Seemann, der schon überall in der Welt umher gewesen und aus hundert Stürmen glücklich heim gekehrt war. Der Schwager liess für ihn einen Schoner bauen. Der junge Capitain sah mit fröhlichem Auge ihn der Vollendung entgegen gehen — die junge Frau dachte vielleicht dieses Zeitpunktes nicht ohne einige Bangigkeit, denn er musste ja eine Trennung bringen! Diese Trennung kam aber leider noch früher und für das Immer dieser Erde. In fünf Tagen war der Mann gesund und todt. Ein plötzlicher Anfall gichtischer Schmerzen in den Gliedern, hatte, sagten die Aerzte, das Herz ergriffen. Der

Schlag, der die junge Eiche gefällt, hatte das Epheu, das sich an ihr emporgerankt für immer zu Boden gedrückt. Margarethe sah nicht mehr vorwärts und nach oben, sondern zurück und nach unten. Ihr Schmerz war ihr einziger Besitz geworden, kein Kind machte ihm ihr Herz streitig. Vergeblich versuchten es die Tröstungen der Religion, denn sie hatte mit dem Geliebten auch ihren Glauben begraben. Betet für sie und für Euch — Ihr Glücklichen, die Ihr noch heute Euer Liebstes habt und Euch stark glaubt im Glauben!

Gegen 11 Uhr änderte sich das Wetter wirklich. Der Regen hörte auf und ein ziemlich heftiger Sturm aus Nordwest hatte in kurzer Zeit alle dunkeln Wolken von dem blauen Himmel verscheucht. Nichts destoweniger hatten wir uns mit Regenröcken versehen, zum Glück, denn kaum waren wir — auf demselben Weg wie nach Duebjerg — dreiviertel Stunden gefahren, als derselbe Sturm in noch kürzerer Zeit als er zu ihrer Vertreibung gebraucht hatte, den Himmel voll schwarzer Wolken thürmte und einen gewaltigen Regen auf uns herabgoss. Um wenigstens in dem offenen Wagen etwas geschützt zu sein, wenden wir uns bald auf einen Nebenweg, der, gegen Nordwest von einem Höhenzuge gedeckt, in der Nähe des Taubenberges nordöstlich an vielen stattlichen Höfen vorbei und ziemlich in der Mitte zwischen Ruths und St. Olaikirche in die Landstrasse nach Allinge ausläuft, die an jenen beiden Kirchen vorüberführt. Die Olaikirche (St. Olai) gehört zu den vier Kastell-Kirchen des Landes. (1)*) Der Haupttheil dieser Kirchen besteht nämlich aus einem grossen runden Thurme — in dem sich auch Altar und Kanzel befinden — und an dem ein zweites Gebäude mit den Sitzen für die Gemeinde angebaut ist. Diese Thürme sollen — und die noch heute zu bemerkenden Schiessscharten sprechen dafür — früher

*) Die Zahlen verweisen auf die Zusätze im Anhange.

als Kastelle gedient haben. Einige der alten Beschreiber Bornholms legen ihre Erbauung noch in die heidnische Zeit, andere in das zwölfte Jahrhundert. Auch darüber ist man verschiedener Meinung, ob diese Kastelle zum Schutze gegen landende Seeräuber, oder zur Vertheidigung bei inneren Fehden gedient haben. Für die erstere Annahme spricht die Lage dieser Kirchen: der St. Olai-Kirche, die eine halbe Meile von der nordöstlichen, der Nye-Kirche, die eine halbe Meile von der westlichen, der Osterlars-Kirche (St. Laurentii orientalis) eine halbe Meile von der östlichen und der Ny-Lars-Kirche, eine viertel Meile von der südlichen Küste entfernt ist. Die Osterlars-Kirche hat den grössten Thurm.

Von der St. Olai-Kirche wendet die Strasse, Berg auf, Berg ab gerade nach Norden, bis sie einen Augenblick das Meer von beiden Seiten präsentirt hat und dann nach Allinge (Ostküste) hinabfällt. Das Städtchen Allinge würde bei uns ein sehr kleiner, aber freundlicher Flecken genannt werden. Seine Bewohner treiben insonderheit ausser ein wenig Ackerbau und Fischerei einen einträglichen Handel mit den Schiffen, die, durch widrigen Wind genöthigt, in der Nähe vor Anker gehen. Von Allinge nach Sandwig, ebenfalls einem unbedeutenden Flecken, aber dem nördlichsten Punkt, der auf Bornholm bewohnt ist, brauchen wir kaum zehn Minuten. Schon bei der Einfahrt in Allinge — wo es eine grosse Hochzeit gab, die Strasse mit Blumen bestreut war und die Menschen ein sehr fröhliches Gesicht machten — war der Krieg, in dem den ganzen Tag über Sturm, Regen, Wolkenhimmel, Blauer Himmel, Sonnenschein mit einander verwickelt zu sein schienen, in ein neues Stadium getreten. Eine zwar etwas unnatürliche, aber nichtsdestoweniger sehr effektvolle Allianz zwischen Sturm und Sonnenschein hatte Regen und Wolken völlig überwunden — ein Umstand, der dazu beitrug, einen Anblick, der immer grossartig und schön bleiben wird, zu einem zauberischen zu machen. Kaum haben wir uns näm-

lich hinter Sandwig geradezu nach Westen gewendet, in ein Thal, das eine Viertelmeile lang westlich und östlich vom Meere, nördlich von dem eigentlichen Hammer (so zu sagen dem Vorgebirge von Bornholm) und südlich von einem Höhenzuge geschlossen wird, der den übrigen Theil der Insel verdeckt, als wir in einer Entfernung von kaum zehn Minuten einen hohen riesigen Berg ganz von Silber emporsteigen sehen, der eine so unwiderstehliche Wirkung auf uns ausübt, dass wir, gänzlich geblendet, die Augen schliessen müssen. Die Erscheinung erklärt sich leicht. Der sich in einer Höhe von circa 300 Fuss wie ein breiter Thurm senkrecht aus dem Meere erhebende „steile Berg" ist aus über einander gethürmten Granitfelsen gebildet, die zwar auf ihrer oberen Fläche zuweilen mit Rasen und Moos bedeckt, aber an ihren Seiten kahl sind. Zu den flimmernden Bestandtheilen des Granits waren Regentropfen gekommen, und so brachte die grell darauf scheinende Sonne jene magische Wirkung hervor.

An einem nicht grossen aber tiefen Landsee (der nur einige hundert Schritte von der Westküste entfernt ist und von dem Thale auf der südlichen Seite nur einen schmalen Fahrweg übrig lässt, während er nördlich von dem „steilen Berg" selbst begrenzt wird) verlassen wir den Wagen, um den „steilen Berg" hinan zu klimmen. Wir folgen dabei zuerst dem Bette eines kleinen Bergbaches, der von oben herabstürzt. Dann dient der Feuerthurm auf der Spitze uns zum Wegweiser. Das Brausen des Meeres, das Heulen des Sturms, den wir im Gesicht haben, gestattet keine Unterhaltung. Es bleibt mir nur eine stille Verwunderung, als ich meinen, zehn Schritte vor mir gehenden Begleiter kaum 800 Schritte von dem Thurme die Richtung verändern und nordöstlich nehmen sehe. Es bleibt nichts übrig, als zu folgen. Plötzlich steht er still, ich erreiche ihn und sehe vor mir, von Felsen rings umschlossen, so dass sie nicht früher sichtbar sein konnte, eine menschliche Wohnung. Eine Felsentreppe führt uns hinab in diese Behausung,

die von dem Feuerwärter bewohnt wird. Wir treten in eine kleine schmale Stube. Wir finden einen Mann, bleich und elend, an einem Tische, mit der Reparatur einer bornholmer Uhr beschäftigt, eine junge, schöne aber blasse Frau an einer Twistmaschine, und zur andern Seite eine Wiege mit einem kleinen Kinde, das sehr krank und bleich ist, aber doch seine schönen braunen Augen mit freundlichem Lächeln auf die Fremdlinge richtet. Ausser noch einem Stuhle und im Hintergrunde einem breiten Bett war kein Möbel in diesem Zimmer. An der sonst kahlen Wand hing ein einziges lithographirtes Portrait; ich trete hinzu und sehe die Unterschrift: „Iwersen, Direktor des Total-Enthaltsamkeits-Vereins in Copenhagen". Alles trug das Gepräge der Kümmerlichkeit, aber die Gesichter der beiden Eheleute zeigten eher eine schwärmerische Zufriedenheit oder eine Art Resignation, als Unzufriedenheit und Klage. Der Feuerwärter, der meinen Freund sogleich erkannt hat, schickt sich an, uns nach dem Thurm zu begleiten. Auf dem Wege dahin mache ich meinem Begleiter eine Bemerkung über das Bild. Man scheint doch, sage ich, auf Bornholm daran zu denken, das Schnapstrinken aufzugeben — freilich, setzte ich bei mir selbst hinzu, der erste Träger dieser Enthaltsamkeit, der dir entgegentritt, ist der bleichste und schwächste Bornholmer, den du bis jetzt gesehen hast.

— „Sie werden gleich Alles hören," — antwortete er.

Wir treten in den Thurm ein und gehen die Treppe hinauf nach dem Feuer, d. h. den achtzehn grossen mit Hohlspiegeln versehenen Lampen, die Abends angezündet werden. Von einer freien Gallerie um den Thurm lässt sich ein weiter und freier Blick umher thun. Aber die schwedische, in ihrem nächsten Punkte nur 6 Deutsche Meilen entfernte Küste sehen wir heute nicht, nur nordöstlich steigt mitten aus dem Meere der Felsen von der $2\frac{1}{2}$ Meilen entfernten früheren Meerfestung Christiansö empor. Sonst nach Norden, Osten und Westen

nichts als Meer — aber ein Meer in wilder Aufregung. Nach Süden, durch ein Thal getrennt, sieht man nur die Ruinen von Hammerhuus und den angrenzenden Wald — der andere Theil der Insel ist von einem Höhenzuge verschlossen.

Beim Herabsteigen von der Höhe des Thurmes sagte mir mein Freund flüchtig: „Dieser Wärter, der Müller heisst, ist früher Uhrmacher gewesen, ein sehr rechtschaffener Mann wie auch sein Bruder, der Fischer in Rönne ist. Aber beide sind sehr arm und haben nie Glück gehabt, so geschickt und fleissig sie sind. Dieser hier hat endlich den Posten als Feuerwärter bekommen. Er ist ein sehr tüchtiger und geschickter Mechanicus. Die Twistmaschine, die Sie in der Stube gesehen, und auf der das Garn zu Netzen gesponnen wird, hat er selbst erfunden und construirt. Hätte der Mann Geld gehabt, wer weiss, was aus ihm geworden wäre. Das Weitere sollen Sie von ihm selbst hören."

— „Na, wie geht es Ihnen nun hier oben, Herr Müller?"

— „Sehr kümmerlich, aber wir klagen nicht. Wie soll es gehen — ich habe 100 Thaler*) das ganze Jahr und keinen Nebenverdienst."

— „Haben Sie denn nur das eine Kind, ich habe doch einmal von Zwillingen gehört?"

— „Ja, die Zwillinge und noch ein Junge sind bei meinen Schwiegereltern."

— „Die sind wohl in guten Umständen?"

— „Nein, aber in besseren wie wir; da haben sie uns die Kinder abgenommen. Die sollen ja auch in die Schule gehen."

— „Müller, was ist denn das für ein Portrait, das der Herr hier in Eurer Stube bemerkt hat?"

Ein freudiger Ausdruck überflog das Gesicht des Mannes:

— „O, das ist der Direktor der Enthaltsamkeit von allen

*) 75 Preuss. Thaler.

spirituösen Getränken. Sie wissen ja, er war hier vor zehn Jahren und stiftete einen Verein. Da bin ich mit meinem Bruder in Rönne auch dazu getreten."

— „Na, wie viel seid Ihr denn in diesem Verein?"

— „Wir waren (und dabei schlug der Mann die Augen nieder, als hätte er etwas einzuräumen, was ihm selbst Schande machte) wir waren dreissig, aber nun sind wir allein zurück, mein Bruder und ich. Die Anderen sagten, sie könnten's ohne Branntwein nicht aushalten. Aber wir habens ausgehalten, und seit ich dem Direktor meinen Handschlag gegeben, ist kein Tropfen über meine Lippen gekommen."

— „Aber, Müller, befindet Ihr Euch denn nun besser als früher?"

— „Das müsste ich lügen. Trinker war ich ja nie, aber das Bisschen Branntwein that mir wohl. Wenn ich Bier trinken könnte, wär's vielleicht eben so gut. Aber dazu habe ich kein Geld."

— „Und warum trinkt Ihr da nicht lieber wieder Schnaps?" — . .

— „Weil ich nach dem, was ich darüber gehört hatte, doch die Ueberzeugung bekommen habe, dass er für die Menschen ein Gift ist, und ich habe es einmal versprochen."

— „Aber sind Sie denn nicht — unterbrach ich hier das Gespräch — in dieser theuren Zeit um eine Zulage eingekommen? Der Reichstag hat sie doch für die kleinen Beamten bewilligt."

— „Das weiss ich nicht; aber das weiss ich, wenn ich mich beklagte, würde man mir sagen: Du kannst gehen, und ein Anderer würde sich finden, der vielleicht ein Bisschen Vermögen hätte und die hundert Thaler als Zubusse nähme."

Wir beschenkten den Mann nach Kräften und sagten ihm Lebewohl! Die Betrachtungen, die uns beschäftigten, als wir die Felsen hinab stiegen, sind leicht zu errathen. Wir wollen unsere Leser mit ihnen nicht behelligen. Einige werden den

Mann und das Gespräch mit ihm für sehr gleichgültig und langweilig, Andere werden den Mann sammt seinem Bruder für Narren halten, die einer Marotte zu Liebe — der Marotte, einem gegebenen Versprechen treu zu bleiben — sich ihr Leben noch trauriger machten als es schon ist. Einen Beweis freilich für die Möglichkeit, von Bornholm den Branntwein zu verbannen, wird in dem Erzählten Niemand suchen und finden. Selbst die Müllers fanden den Abfall von der Enthaltsamkeitssache natürlich und — haben keine Hoffnung auf neue Anhänger. Was sonst die Lage des Mannes mit seiner Familie betrifft, so sei nur noch eine Thatsache angeführt: Zwischen dem, was für Unterhaltung der Feuer eingenommen und dem, was für sie ausgegeben wird, ist jährlich ein beträchtlicher Ueberschuss zu Gunsten der Einnahme. — Vielleicht, dass diese Zeilen eine Veranlassung werden, die Sache in Erwägung zu ziehen.

Jenseits des Sees finden wir den Wagen wieder und fahren nun langsam die Höhe hinan, welche die andere Wand des Thales bildet. In diesem Thale sollte und soll nach kühnen Projecten einmal ein grosser Hafen entstehen, der, sowohl von Osten als Westen zugänglich, den grössten Schiffen einen sicheren Zufluchtsort gewähren könnte. Der tiefe Landsee würde dabei einen grossen Theil der Arbeit ersparen.

Der Weg führt an dem Rande eines kleinen Holzes dahin. Bald liegen die stolzen Ruinen von Hammerhuus vor uns. Der Wagen hält an einem kleinen Hause, und wir wandern zu Fuss über eine Brücke, die nur auf dieser Seite nach den Ruinen führt. Denn das Hammerhuus (Hammerschloss) erhob sich einst, vor der Erfindung des Schiesspulvers eine unbezwingliche Veste, auf einem steilen Felsenkegel, der auf der einen Seite vom Meere, auf allen anderen von steilen Abgründen umgeben ist

Die stolzen Ruinen, sagte ich, und sie verdienen diese Bezeichnung. Sie sind nicht allein die schönsten Ruinen in

Dänemark, sondern ich erinnere mich nicht, selbst in dem ruinenreichen Deutschland schönere gesehen zu haben. Wie de Thura in seiner Chronik von 1756 die Ruinen beschreibt, sind sie noch heute. Die Wände der riesigen Hauptthürme hat kein Sturm zu trennen vermocht, und der wunderbare Cement, der die wenig bearbeiteten Steine verbindet, trotzt auch nach so vielen Jahrhunderten noch heute Wind und Wetter. Das Geheimniss der Bereitung dieses Cements, sagt man, sei längst verloren gegangen, aber in diesem Augenblicke soll man es in Schweden wieder aufgefunden und bei dem Gothenburger Kanalbau in Anwendung gebracht haben. An den Fensterwölbungen des riesigen Bauwerks bemerkt man sogenannte Lübbesche Steine, d. h. gebrannte Ziegelsteine, die von Lübeck gekommen waren, und die uns zeigen, dass man in der Ziegelbrennerei seit wenigstens fünf Jahrhunderten nicht eben grosse Fortschritte gemacht hat.

Der heftige Sturm macht das Wandern zwischen den Ruinen zwar heute nicht sehr angenehm, aber wir müssen doch nach allen Seiten. Im Norden, durch das Thal getrennt, liegt der Steile Berg mit seinem Feuerthurm — im Westen nichts als Wellen und Wogen und der weisse Schaum, der mit Donner-Gepolter an den Felsen hinauf sprüht. Ein, zum Schwindel geneigten Personen nicht sehr zu empfehlender Fusspfad führt hinunter bis an das Meer, und wer ihm folgen will, kann heute, den Fuss auf dem Felsen, ein kräftiges Wellen- und Douchebad umsonst haben. Im Süden findet der Blick, über eine tiefe mit Wald bewachsene Thalschlucht hinweg, seine Grenzen an einer Höhe, von der einige wohl angebrachte Batterien mit weittragendem Geschütz Hammerhuus bald in Asche gelegt haben würden. Nach Osten sieht man das See-Thal entlang bis Sandvig, und der Blick verliert sich dann in die endlose See.

Alles lag im vollsten Sonnenscheine, der selbst der wilden Pracht des Meeres den mehr erschreckenden als erhebenden

Eindruck nahm, den es in stürmischer Bewegung zu machen pflegt. Wer an einem stillen, warmen Sommerabend unter diesen Ruinen weilte, die Fluth glatt und unbewegt vor sich, wenn nicht das Farbenspiel ihr den Schein einer Bewegung verlieh — im Westen das in voller Majestät sinkende Gestirn des Tages — der wird vielleicht in jene süsse Melancholie versinken, die dem Herzen des Dichters elegische Gesänge entströmen lässt. Diese Ruinen aber im sonnigen Sturm oder im stürmischen Sonnenschein, mit ihrer wildromantischen Umgebung lassen weiche Stimmungen nicht aufkommen. Sie predigen Vergänglichkeit und Untergang, aber auch die Unverwüstlichkeit des Menschengeschlechtes, das ihn überlebt, und mit dem Bewusstsein der Grösse des Kampfes, in dem wir stehen, kommt auch das der Kraft, mit dem wir ihn bestehen können. Sturm und Kampf, sagen sie den Menschen, sind Euer Schicksal, aber Ihr habt die Kraft ihm zu trotzen, und wenn das, was Ihr aus rohem, irdischem Stoff schafft, noch nach Jahrhunderten an Euch erinnert, so sind die Schöpfungen und die Eroberungen des Geistes unzerstörbar; nach ihnen ringt und sie erwerbt Euch, und wenn Ihr könnt, erwerbt sie Anderen. Die Ruinen im Sturm dürfen nicht muthlos und verzagt machen, sie müssen den Kampf beleben und anspornen. Am Morgen nach einem Schlachttage wird auch das tapferste Herz nicht ohne Grausen auf dem Schlachtfelde weilen — aber in der Schlacht selbst sind die Kameraden, die rechts und links dem Tode ein Opfer fallen, dem Muthigen nur eine Mahnung mehr, nach dem Preise des Sieges zu ringen. Wenn wir nur verstehen, ein Ziel unseres Lebens zu finden, das nicht zerstörbar, auch nach unserem Glauben nicht mit uns selbst zerstörbar ist, so können doch alle Stürme und Unwetter uns eigentlich Nichts anhaben. Da unten ist Kampf und Wirwarr, sind neue und alte Ruinen, verschwundene und werdende — aber da oben ist die Sonne, unberührt von dem Kampfe und ewig klar und rein. Aber wir schwachen Menschen vergessen zu-

weilen, dass es eine Sonne giebt, weil wir nur Wolken sehen, und zuweilen halten wir uns an Ruinen, während wir uns an das frische und ewige Leben wenden und halten sollten.

Die Ruinen von Hammerhuus erinnern uns an das bei Nexö gegebene Versprechen, unseren Lesern zu erzählen, wie kurze Zeit, nachdem der König von Dänemark Bornholm wieder in Besitz genommen, das nun seit zwei Jahrhunderten so friedliche Land noch einmal an Schweden kam, aber sich bald selbst und auf immer von ihm befreite. Die Bornholmer sind auf diese Geschichte nicht wenig stolz, mit welchem Rechte werden unsere Leser selbst beurtheilen, wenn wir die Vorgänge erzählen, wie sie in der Bornholmischen Sage und Tradition selbst fortleben. (2.)

Nach dem schwächlichen Lehnsherrn Holger Rosenkranz war einer der grössten der dänischen Grossen, Ebbe Ulfeld, der Schwiegersohn des Königs, Lehnsherr geworden. Aber in dem damals in Dänemark zwischen der Monarchie und Aristokratie entbrannten Kampfe ergriff Ebbe Ulfeld die Partei seines Bruders, des Korfits Ulfeld, und flüchtete nach dem Falle und der Flucht dieses mächtigen Günstlings, Korfits, wie er nach Schweden, wo Beide am Hofe die freundlichste Aufnahme fanden. Korfits wurde Schwedischer General und trug nicht wenig dazu bei, den Schwedenkönig Karl Gustav bei dem Siegeszuge gegen Dänemark zu unterstützen, der in kurzer Zeit fast das ganze Land eroberte und am 26. Februar 1658 zu den für Dänemark so unglücklichen Frieden von Roeskilde beitrug. Durch diesen Frieden war auch mit der ganzen Provinz Schonen Bornholm von Neuem an Schweden abgetreten. Am 29. April nahmen bereits die ersten schwedischen Truppen unter Anführung eines Obersten Johann Prinzenskjold von dem

Lande Besitz und schlugen ihr Hauptquartier in Hammerhuus auf.

Gleichviel, ob der damals sechsundvierzigjährige Prinzenskjold (Fürstenschild) früher als simpler Reiter, oder als Adjutant des Prinzen von Zweibrücken in Deutschland und Polen gekämpft hat; er war durch seine körperliche Stärke und Gewandtheit, seine Unerschrockenheit und das Glück, das ihn in allen Schlachten gegen Wunden und Tod geschützt hatte, eine grosse militairische Notabilität geworden, hatte von Karl Gustav den Namen Prinzenskjold erhalten und schien seinem Könige wie dazu geschaffen, um mit einer kleinen Macht aus einem neu erworbenen Lande so viel Steuern zu erpressen als nur möglich war, und es dabei doch in Ordnung und Gehorsam zu erhalten. Beide Theile dieser Aufgabe hatten freilich ihre Schwierigkeiten. Denn Bornholm, das sich von den früheren Unruhen noch nicht ganz erholt hatte, war erst kürzlich von einer furchtbaren Pest heimgesucht, welche die ohnehin schwache Bevölkerung lichtete. Häufiger Misswachs und Viehseuchen waren gefolgt und hatten zum gänzlichen Verfall vieler Höfe beigetragen, unter denen ohnehin die Vornede gaarde — d. h. Höfe, die Eigenthum des Königs und von Bauern gefaestet waren — sehr schlecht bewirthschaftet wurden. Also die Kuh, die gemelkt werden sollte, war dürr und mager — man kann freilich sagen, auch kraftlos, um sich gegen allzugrosse Ansprüche zu wehren. Auch sorgte Prinzenskjold bald nach seiner Ankunft dafür, dass von der ohnehin nur geringen Zahl der waffenfähigen Mannschaft über die Hälfte theils als Soldaten nach Stettin und Riga, theils als Matrosen auf die schwedische Flotte gebracht wurde. Aber dieser Statthalter hatte in seinem eigenen Charakter eine Schwierigkeit, an der sein Werk scheitern musste. Wie rauh, streng, unerbittlich die wahren Haudegen und die Soldaten vom Kopf bis zum Fusse auch sein mögen, sie pflegen immer gerecht zu sein. Sie sind nicht geneigt,

Unterschiede der Geburt und Stellung gegenüber der Pflichterfüllung anzuerkennen, und das Bewusstsein ihrer Kraft lässt sie immer die Regel vernachlässigen: Divide et impera (Theile und herrsche!). Hätte sich Prinzenskjold mit dem Adel, der Geistlichkeit und den Beamten gegen den Bürger, Kaufmann und Fischer verbunden, sein Regiment würde länger gedauert und keinenfalls das tragische Ende genommen haben, dem es nunmehr entgegen ging. Aber er vernichtete die Steuerfreiheit der bis dahin Privilegirten, liess gleich nach dem Antritte seines Amtes das ganze Land genau vermessen, die Bewohner selbst genau angeben, was sie für Vermögen und Einkommen besassen, um hiernach die Steuern zu vertheilen, und rührte sogar an die Zehnten der in diesem Punkte besonders empfindlichen Geistlichkeit. Ohne Zweifel würden dieselben Massnahmen, wenn sie zu anderen Zeiten und von der nationalen Regierung ausgegangen wären, in den mittleren und unteren Ständen eine grosse Zufriedenheit erzeugt und die Regierung befestigt haben. Aber Prinzenskjold war der Vertreter eines verhassten Eroberers, die Zeiten waren ohnehin drückend und der ganze Steuerbetrag erhöht. So konnten die mittleren und unteren Classen weder eine Erleichterung ihrer Lasten noch eine Entschädigung für dieselben in dem Gefühle nationaler Selbstständigkeit und Ehre erwarten, und so musste der erbitterte Hass des Adels und der Geistlichkeit auch bei ihnen eine geneigte Aufnahme und bereite Hand finden. Dazu kam, dass der dänische König, Friedrich III., nachdem Schweden den kaum geschlossenen Frieden wieder durch den Einfall in Seeland gebrochen, unter dem 8. November 1658, die Bornholmer selbst in einem offenen Briefe aufforderte, sich, wenn irgend möglich, der schwedischen Herrschaft zu entledigen und für den Fall der Rückkehr unter sein landesväterliches Regiment — vortheilhafte Privilegien und Begnadigungen versprach.

Unter der Leitung der Geistlichen und der Vornehmsten

in den Städten und auf dem Lande nahm die Organisation einer Verschwörung von dem Eintreffen dieses Briefes an einen schnellen Fortgang. Die Schwedischen Soldaten — und Prinzenskjold hatte damals ein Commando von 1500 Mann zu seiner Verfügung auf Hammerhuus — die sich einzeln sehen liessen, wurden misshandelt oder verschwanden. Hier und dort wurden Steuern verweigert, und die Abgesandten des schwedischen Statthalters mit Hohn nach Hause geschickt. Prinzenskjold wollte diesen Excessen mit einem Schlage ein Ende machen und die Schuldigen bestrafen, aber das Mittel, das er hierzu ergriff, war gerade dasjenige, auf welches die Bornholm'er gerechnet und den Plan der Vernichtung der schwedischen Herrschaft gebaut hatten. Er verbreitete nämlich 1000 Mann seiner Truppen über das ganze Land, die sich auf die einzelnen Höfe vertheilen und die rückständigen Steuern eintreiben sollten. Zwar waren sie vorsichtig genug, um immer nur in kleinen Trupps und niemals einzeln auf den Höfen Quartier zu nehmen, aber die scheinbare Ruhe, mit der die einzelnen Bauern und ihre Familien die soldatischen Brutalitäten ertrugen, machte sie bald so sicher, dass sie trotz jener Vorsicht ihrem Verderben entgegen eilten. Während sie nämlich am Tage ihrer traurigen Beschäftigung der Steuereintreibung und Pfändung eifrig oblagen, entschädigten sie sich des Abends durch Trinkgelage und gingen niemals anders als sinnlos betrunken zu Bett. So sollte nach dem Plane der Bornholmer auch die Zeit des ersten Rausch-Schlafes die Zeit der Rache und des Todes werden, und über das ganze Land war die Verabredung getroffen, dass am 9. December keiner der einquartirten Schweden „weder den Mond noch die Sonne mehr aufgehen sehen solle."

Prinzenskjold selbst trug wider seinen Willen dazu bei, dass dieser Plan auch allseitig pünktlich ausgeführt wurde. Als tüchtiger Kommandant wollte er sich mit eigenen Augen überzeugen, dass Alles nach seinem Willen vorwärts ginge,

und seine Soldaten ihre Schuldigkeit thäten. Er ritt daher am 8. December gleich nach Mittag auf seinem prächtigen Hengst „Skjold", nur von einem Secretair und zwei Reitknechten begleitet, von Hammerhuus. Snap, sein treuer Hund, folgte dem Statthalter, der zuerst seinen Weg nach Hasle nahm, dort an des Bürgermeisters Haus hielt, den Herrn Bürgermeister, in dessen Wohnung eben eine Anzahl Verschworener tagte, herabkommen liess, um ihm zu erkennen zu geben, dass auch Hasle nächstens Einquartirung zu erwarten habe, wenn es sich ferner in der Steuerzahlung säumig zeigen sollte, und dann unbesorgt seinen Weg nach Rönne fortsetzte. Ein vortrefflicher Reiter, traf Prinzenskjold dort bei guter Zeit ein, stieg bei dem Bürgermeister ab und begab sich in das grosse Besuchszimmer, wo er hinter einem grossen Tische Platz nahm, dessen schwere steinerne Platte auf einem kolossalen Fusse von Eichenholz ruhte. Die Verschworenen aus Hasle waren ihm nachgeeilt, und während Einige von ihnen die Rönner allarmirten und vermochten, dass sie keinen der wenigen in Rönne selbst liegenden schwedischen Soldaten mehr aus der Wohnung liessen, wurden Andere an die Hausthüre des Bürgermeisters als Wache gestellt, und nur gegen zwölf Mann, von Kopf zu Füssen bewaffnet, traten in den Saal ein. Sie fanden den Statthalter und den Bürgermeister bereits in lebhaftem Wortwechsel. Der letztere hatte erklärt, dass die Bürger keine Steuern an Schweden mehr zahlen würden. Prinzenskjold erging sich in Flüchen und Drohungen. Auch die drohenden Mienen und die höhnischen Worte der Eintretenden liessen noch keine Furcht in ihm aufkommen. Als aber einer von seinen Reitknechten athemlos mit der Meldung hereinstürzt, dass sich auf der Strasse bewaffnete Männer zusammenrotten, fasste er einen schnellen Entschluss. Mit seiner riesigen Kraft wirft er den grossen Tisch, vor dem die Verschworenen und hinter dem er selbst stand, um, gewinnt unter der Betäubung der Erschrockenen die Thür und eilt

nach dem Stalle, um sein Pferd zu holen. Aber er findet die Stallthür von innen verriegelt. Vergeblich ruft er sein Pferd, vergeblich schreit das treue Thier zur Antwort und sucht sein Gefängniss zu zerstossen. Da beschliesst Prinzenskjold, zu Fuss zu entfliehen. Er schlägt mit gewaltigen Hieben die beiden Wachen nieder, die sich ihm in den Weg stellen und gewinnt die Strasse. Von mehren Seiten wird er erkannt und auf ihn gefeuert. Er bleibt unversehrt. „Gegen Blei ist er sicher, mit Silber muss er geschossen werden", ruft ein ehrsamer Bürger vom sicheren Fenster aus, schneidet die schweren silbernen Knöpfe von seiner Festjacke, ladet sie in die Büchse und — Prinzenskjold liegt, sogleich zum Tode getroffen, am Boden. Alles stürzt auf die Leiche zu, aber noch vertheidigt sie der treue Snap, bis er selbst, von vielen Kugeln durchbohrt, auf ihr niedersinkt und die Leiche seines Herrn, von einigen herbeigeeilten Leitern des Aufstandes gegen Plünderung und Misshandlungen geschützt, nach dem Rathhause getragen wird. Die Begleiter Prinzenskjold's waren schon vorher auf der Strasse ermordet. Die anderen Schwedischen Soldaten in der Stadt hatten kein besseres Schicksal, sobald sich die Nachricht von dem Tode des gefürchteten Anführers verbreitete, und das geschah ja mit Blitzesschnelle. Jens Kofod, einer der eifrigsten Leiter des Aufstandes, sandte eben so rasch Boten über das ganze Land mit der Mahnung, mit dem „Schweineschlachten" nicht zu zögern und nach seiner Beendigung an den vorher verabredeten Orten in der Nähe von Hammerhuus sich zu sammeln.

So brach die verhängnissvolle Nacht vom 8. zum 9. December herein. Um Mitternacht begann das Blutbad unter dem Geläute der Kirchenglocken, denn die Schweden sollten nicht wie Heiden sterben, sondern christlich zum Himmel fahren — offenbar eine Anordnung der geistlichen Herren, die sie für ihre Mitwissenschaft und Betheiligung vor Gott und Menschen rechtfertigen sollte. Herren und Knechte, Greise und

Knaben, Frauen und Jungfrauen — Alles vereinigte sich zum blutigen Werke. Nur zwölf Schweden fanden die erbetene Gnade, aber 965 wurden zum allergrössten Theil im Schlafe ermordet, später aber auf der Nordseite der Kirchhöfe „christlich" begraben.

Jens Kofod hatte sich inzwischen an der Spitze einer kleinen Schaar aus Rönne und Hasle in der Nähe von Hammerhuus in einen Hinterhalt gelegt. Er ritt den Hengst „Skjold" und trug des gefallenen Statthalters Hut, Pistolen und Schlachtschwert. Mehrere Patrouillen und Boten, die man während der Nacht und beim Tagesgrauen vom Schlosse entsandt, wurden überfallen und ermordet, so dass man in Hammerhuus keine Nachricht von den schrecklichen Ereignissen der Nacht haben und erhalten konnte. Der Gemahlin des Statthalters, die mit dem nächstkommandirenden Offizier in des Gemahls Abwesenheit das Kommando getheilt zu haben scheint, fiel es freilich schwer auf das Herz, dass ihr Eheherr am Abend den versprochenen Boten nicht gesandt, und dass keiner von denjenigen zurückkehrte, die sie während der Nacht ausgeschickt hatte. Es wurde daher am Morgen eine grössere Truppenabtheilung, einen Adjutanten Prinzenskjolds an der Spitze, nach Rönne geschickt — aber auch sie fiel in die Hände Jens Kofod's, der inzwischen bedeutende Verstärkungen erhalten, und nach furchtbarer Metzelei kehrte der Anführer, selbst schwer verwundet, allein nach Hammerhuus zurück mit der schrecklichen Botschaft der Ereignisse des vorigen Tages und der vergangenen Nacht. Bald sah man auch auf den Höhen die Schaaren der Bornholmer sich ausbreiten, die von allen Seiten hinzuströmten. Aber diese Heeresmacht war doch nichts weniger als furchtbar. Sie zählte nur eine kleine Zahl waffenfähiger Männer, der grösste Theil bestand aus Krüppeln, Greisen und „Schürzenreitern", wie die Bornholmer Jungfrauen (die sonntäglich zur Kirche zu reiten pflegten) zu Pferde genannt wurden. Ein muthiger Ausfall vom

Schlosse mit der ganzen Mannschaft hätte unzweifelhaft diese Masse vernichtet, und da das Schloss mit Nahrungsmitteln gut versorgt war, hätte es sich wohl halten können, bis Verstärkung aus Schweden herbei kam, und Bornholm schwerlich einer furchtbaren Züchtigung entgangen wäre. Aber Jens Kofod und Genossen wussten wohl, dass sie in der belagerten Burg einen mächtigen Bundesgenossen — in den Truppen selbst, hatten. Prinzenskjold hatte nämlich circa 600 Soldaten aus der neuen schwedischen Provinz Schonen, und da er sie für weniger zuverlässig hielt und mit den Landesbewohnern, ihren früheren Landsleuten, nicht in Berührung kommen lassen wollte, hatte er gerade die zuverlässigen Schweden über das Land verbreitet und die Schonen zurückgelassen. Sobald diese Truppen nun hörten, dass ihre Kameraden vernichtet, der Statthalter ermordet, und die Bornholmer Herren des Landes geworden seien, verweigerten sie den Gehorsam und nöthigten die Gemahlin Prinzenskjolds, gegen Sicherung des Lebens und freien Abzug, das uneinnehmbare Schloss den Bornholmern zu übergeben. Jens Kofod wurde zeitweiliger Kommandant, und seiner Schlauheit gelang es, die ganze Besatzung eines, einige Wochen später mit Verstärkung anlangenden schwedischen Transportschiffes gefangen zu nehmen, und das Schiff in den Hafen von Rönne bringen zu lassen. Ein zweiter Versuch, einem gleichen Schiff gegenüber, missglückte ihm freilich. Der Kommandant desselben merkte Unrath und liess in den Booten, die der falsche Prinzenskjold ihm sandte, Niemanden an das Land gehen. Vergeblich ritt Jens Kofod auf dem bekannten Ross des Ermordeten und mit seiner ganzen Kleidung und seinen Waffen geschmückt am Ufer hin und her, winkte und drohte, „Des Löwen Haut sehe ich wohl," sagte der Schiffs-Kommandant, „aber sie bedeckt keinen Löwen" — und er nahm die Bootsführer gefangen und kehrte um nach Schweden.

Bald nachher sandten die Bornholmer eine Deputation

an König Friedrich III. nach Copenhagen mit einem Gabe-Brief, der dem Könige Friedrich III. von Dänemark persönlich, für sich und seine Nachkommen Bornholm zu ew'gem Erb' und Eigenthum schenkte. Denn die Bornholmer wollten damals nicht als eine Provinz des Reiches Dänemark sich betrachten lassen, in welchem der Kampf zwischen Aristokratie und Monarchie noch nicht beendet war und der König ein eigentliches Erbrecht nicht besass. König Friedrich III. antwortete unter dem 29. December der Deputation mit einem Briefe, in dem er zum Lohne ihrer Treue den Bornholmern solche Privilegien versprach, wie sie dem Aufkommen des Landes nur förderlich sein könnten. Ausserdem versprach der König auf eine Zuschrift des Bornholmer Adels vom 19. Januar 1654 unter dem 3. Mai dieses Jahres noch ausdrücklich und feierlich, Bornholm niemals wieder den Schweden zu übergeben. Beide Zusagen sind gehalten worden. Trotz der Anstrengungen, die Schweden bald darauf wieder machte, beim Schlusse des Friedens Bornholm zurück zu erhalten, gab Friedrich III. nicht nach und zog vor, die Krone Schwedens durch Güter in Schonen zu entschädigen, die fast ein eben so grosses Areal enthielten, als das ganze Bornholm. Auch wurde das Land in jeder Hinsicht mit Vorrechten vor den übrigen Theilen des dänischen Reiches bedacht, und viele dieser Vorrechte sind — wir wollen nicht behaupten zum Vortheile des Landes — bis zum heutigen Tage erhalten, wie z. B. die Bornholmer ihre eigene Miliz haben, die niemals ausser Landes verwandt werden kann und für den Dienst in dieser Miliz von der allgemeinen Wehrpflicht befreit sind. Doch hiervon später.

Von jener Zeit an eilte das Schloss Hammerhuus seinem Verfalle entgegen, obwohl ein Theil desselben bis 1743 von dem Kommandanten oder Gouverneur des Landes zur Wohnung benutzt war. Aber der letzte dieser militairischen Bewohner soll eine Gemahlin gehabt haben, welche die Wohnung

so einsam und die Kaffeegesellschaften in Rönne so anziehend fand, dass der Gemahl einen Bericht nach Copenhagen machen musste, in dem er auf Verlegung der Kommandantur mit dem Bemerken antrug, dass die Grundmauern des Schlosses sich senkten und den ferneren Aufenthalt gefährlich machten. Der Antrag wurde genehmigt, ein Theil der Schlossgebäude abgebrochen, und das gewonnene Material zur Aufführung mehrerer militairischen Gebäude in Rönne und bei Sandvig verwandt. Wer heute freilich nach über hundert Jahren die prächtigen Ruinen sieht, wird die Ueberzeugung gewinnen, dass es mit dem „Senken der Grundmauern" damals wenig auf sich gehabt hat. Aber die Fortschritte der Kriegskunst würden die kostspielige Unterhaltung dieser Festung nutzlos gemacht haben, und zudem ist Bornholm seit jener Vertreibung der Schweden nicht mehr der Schauplatz geschichtlicher Ereignisse gewesen. Nur zahlreiche Schiffbrüche — unter ihnen der grosse Schiffbruch, der einen grossen Theil der Schwedischen Flotte vernichtete, Besuche von Königen und hohen Herren, strenge Winter, legislative und administrative Anordnungen, die Errichtung des Feuerthurms, der Beginn des Handels mit lebenden Fischen nach Copenhagen u. s. w. beschäftigten seitdem die Chronikschreiber, denen die früheren Jahrhunderte einen so reichen und romantischen Stoff geboten hatten. Aber zweierlei hat sich nach mehrfachen Versicherungen in den Anschauungen und Gefühlen der Bornholmer aus jener Zeit bis auf heute erhalten — eine Abneigung gegen Schweden, die um so auffallender erscheint, da das Bornholmische dem Schwedischen nicht allein im Accent nahe verwandt ist, auch ihre Landwirthschaft wie ihre Lebensweise der schwedischen fast mehr gleichen als der dänischen, und sodann das Gefühl, dass Bornholm nicht eine dänische Provinz ist, wie alle anderen, sondern ein Land für sich, das sich aus eigenem freien Willen unter der Dänischen Krone befindet. Obschon die aus den alten See-Kriegs-Artikeln

für die Marine entnommene sprichwörtliche Regel Dänischer Schiffer: „Man muss nie mehr Bornholmer auf einem Schiffe haben, als Masten sind," auch in dieser Beziehung eine gewisse Einschränkung zulässt, so betrachtet doch im Allgemeinen der Däne den Bornholmer gern als seinen Landsmann. Der Bornholmer dagegen sieht in dem Dänen so gut wie in jedem anderen Fremden, der in sein Land kommt, nur einen „Fört Mand," d. h. einen „geführten Mann," gegen den er auf seiner Hut zu sein hat.

Wir kehren über die Schlossbrücke nach dem kleinen Bauernhause zurück, vor dem der Wagen hält. Aber ehe wir ihn wieder besteigen, wird in der „grossen Stube" ein mitgebrachter Imbiss verzehrt, und ein „kleines Glas" getrunken. In der gegenüberliegenden Stube sahen wir auch den Webestuhl, der noch jetzt in den meisten Bauernhäusern vorhanden ist, obschon er heute nur zu gröberem Lein- und Wollzeuge gebraucht wird. Früher wurde in jedem Hause gewebt, was an Leinewand und Tuch Herrschaft und Dienstboten gebrauchten, und die Geschicklichkeit der Bornholmer Frauen in dieser Beziehung war hoch gepriesen. Aber jetzt wird schon der grösste Theil dieser Bedürfnisse in den Städten gekauft, und die Handlungsreisenden zählen das Land nicht zu ihren schlechtesten Kunden.

Noch schien die Sonne recht freundlich, als wir die Rückfahrt antraten, aber eine kleine Wolke in der Nähe der Tageskönigin schien wie ein Schmarotzer in den Strahlen der fürstlichen Gnade zu wachsen und sie so rein, wie sie waren, in gemeines Grau zu verwandeln. Eine andere Wolke im östlichen Horizonte mochte das Wachsen des Nebenbuhlers übel vermerken, denn auch sie nahm von Minute zu Minute an Grösse und Schwärze zu, und beide rückten immer schneller

und schneller gegen einander. Vergeblich, wie die Sonne der erleuchtenden und erwärmenden evangelischen Wahrheit durch die Kämpfe der sie verdunkelnden Parteien, versuchte die Sonne ihr Recht geltend zu machen. Es wurde dunkler und dunkler, der Donner grollte, Blitze zuckten, und die kaum auch im Sturme noch lächelnde Landschaft war der trübe Schauplatz eines tobenden Gewitters geworden. Sturm und Regen im Gesicht suchten wir hinter der hoch und schön gelegenen Ruthskirche einigen Schutz, bis die zürnenden Mächte sich einigermassen beruhigt hatten, und wir, von dem ferneren Rollen des Donners begleitet, durch Nacht und Regen die Rückfahrt fortsetzten und nach ein Paar Stunden glücklich in Rönne wieder anlangten. Wir mussten da freilich gestehen, dass wir am Morgen und Abend schlimmes Wetter gehabt hatten, aber das war ja glücklich überstanden und bald vergessen, wohingegen die Erinnerung an die Eindrücke und den Genuss, den dieser Tag uns geboten, durch die kleinen Unbehaglichkeiten, mit denen er erkauft war, nur an Dauer und Freundlichkeit gewinnen konnte.

Aber zufrieden mit dem, was wir erreicht und gefunden, dürfen wir doch nicht verschweigen, dass sich die Tour nach dem Hammer und den Schlossruinen, wenn es sonst Wind und Wetter und der Muth der Reisenden erlauben, noch in einer weit romantischeren Weise machen lässt. Man richtet dann seinen Weg von Rönne aus, Hasle vorbei, zuerst nach der Ruthskirche, dem nächst höchsten Punkte des Landes, erfreut sich der schönen Aussicht und wendet sich, statt wie wir es gethan, nordöstlich, die Oleskirche vorüber nach Allinge und Sandvig, nach dem von der Ruthskirche nordwestlich gelegenen Fischerdorf Vang. Dort verlässt man den Wagen, entweder dass man ihn, da Bornholmer Fuhrwerk auch in Allinge oder Sandvig zu bekommen, ganz zurückschickt, oder ihn für den Abend nach einen jener Punkte bestellt. In Vang nimmt man ein Fischerboot, das mit einem

oder zwei kundigen Fischern bemannt, wohlfeil zu haben ist, und segelt nun zuerst südlich an einer hohen Gebirgs- und Klippenwand (Storre Ringebakke) dahin bis zur sogenannten Jonskirche. Von diesem letzteren Punkte der Westküste, um die nördliche Spitze des Hammers herum bis zu der südlich von der Roekirche auf der Ostküste mündenden Bobbeaa, dehnt sich nämlich die grossartige Klippenformation des nördlichen Theils von Bornholm aus, während die anderen Theile der Küste, wie wir schon gesehen, mehr flach und sandig sind. Die Jonskirche selbst ist der Endpunkt eines mächtigen Amphitheaters von steilen Klippen. Eine derselben, die sich siebzig Fuss lothrecht aus dem Meere erhebt, hat den Namen Jonskirche erhalten, weil sie, von der See aus betrachtet, ganz den Eindruck einer Kirche mit einem Thurm macht. Zu besteigen ist sie aber mit grosser Vorsicht nur von der Landseite. Auch werden die Besucher an der Südseite — wie Panum erzählt — eine Oeffnung von 2½ Ellen Höhe finden, die durch einen immer höher werdenden Gang nach einem Raume von 8 Fuss im Umkreise führt, in dem man aufrecht stehen kann, und in den Licht genug von oben fällt. Panum fasst den gehabten Eindruck in der Bemerkung zusammen, dass man sich hier einen deutlichen Begriff von den Schmuggler-Höhlen in den Schottischen Klippen machen könne, die Walter Scott so meisterhaft geschildert hat. Von der Jonskirche segelt man nun wieder nordwärts die Klippen vorüber, die von den ungestört nistenden Seevögeln mit einem weissen Kalk überzogen sind, dann den Ringeberg vorbei, der durch eine Klippe gebildet wird, die sich in einer Höhe von 292 Fuss, ¼ Meile lang und ⅛ Meile breit aus dem Meere erhebt, passirt wieder das Fischerdorf Vang und gelangt bald an den Fuss der mächtigen Klippe, auf der einst Hammerhuus thronte. Wo diese Klippe beginnt, bemerkt man eine grosse Klippenhöhle, zu der man indess mit dem Boote nicht gelangen kann. Hat man dagegen, von hier aus immer nördlich segelnd, den

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Anblick der prächtigen Ruinen genossen, so trifft man an dem nördlichen Ende der Schlossklippe eine zweite Klippenhöhle, die über 40 Fuss hoch, breit genug für das grösste Boot ist, und in die man eine weite Strecke hinein fahren kann. Aber nach einer Länge von gegen 20 Faden verengt sie sich, und die geringe Tiefe des Wassers macht ein weiteres Befahren unmöglich. Nichts destoweniger behauptet man, dass die Höhle mit einer anderen später zu erwähnenden, an der Ostküste in Verbindung stehe, und dass eine Gans, die sich einst in der letzteren verirrt, aus dieser wieder hervorgekommen sei. Ein Schuss, den man in dieser Höhle abfeuert, soll einen so gewaltigen Widerhall hervorrufen, dass selbst starknervige Bornholmer zu Boden fallen. Eine ganz andere Wirkung bringt es aber hervor, wenn man immer nördlich durch die Leene Bugt unter den „Steilen Berg" segelt. Ein Schuss jagt dort hunderte und tausende von Seevögeln auf, die auf den Klippen zu nisten pflegen, d. h. eine sehr zahlreiche Gattung derselben, die Muler (Alca pica) sollen gar kein eigentliches Nest bauen, sondern ihre Eier dicht an den Rand der Klippe legen und sie selbst in das Meer werfen, sobald eine menschliche Hand den Eiern nahen will. Panum sagt von diesen Mulern, dass sie ein wenig grösser als Enten seien und einen Schnabel wie Papagayen hätten. Ihre Eier, von der Grösse eines Truthahneis, sollen buntscheckig, aber, was allerdings merkwürdig wäre, von verschiedener Farbe sein, nämlich theils hellrothe und dunkelbraune, theils ganz weisse und hellrothe Flecken haben, wovon Panum sich selbst überzeugt haben will. In der Nähe der Jonskirche dagegen halten sich vorzüglich grosse schwarze Seevögel auf, die Aalekrager, die sehr majestätisch auf den Klippen stehend, dem Reiher, dagegen im Wasser einer Gans gleichen. Doch auf die Bornholmer Vögel kommen wir später des Weiteren zurück.

Ehe man nun an die nördlichste Spitze der Insel, der Sandhammer genannt, kommt — der in seinem Namen

seine Beschreibung hat — werden noch die Rudera der alten Salomons-Kapelle erblickt, die an einer nun leider versandeten Salomonsquelle gebaut war, aber seit Langem gänzlich verfallen ist, und deren besseres Material in Sandvig zu öffentlichen Gebäuden verwendet sein soll. Um den Sandhammer herum langt man denn bald in Sandvig auf der Ostküste an und kann von dort zu Fusse den oben beschriebenen Weg nach dem Feuerthurm und den Schlossruinen ohne Mühe machen. Aber die Haupt-Voraussetzung der ganzen Wassertour bleibt, dass Wind und Wetter sehr günstig sind, sie würde sonst nur Gefahr, aber keinen Genuss bringen.

Wir verlassen Rönne am folgenden Morgen bei guter Zeit in östlicher Richtung auf dem Landwege, der nach Svanike führt. Aber bald, nachdem die Knudskirche passirt, biegen wir auf einen Nebenweg ein, der erst ganz nördlich bis zur Nykirche und von da immer nordöstlich die Clemenskirche vorüber nach der Rö-Sogn, d. h. dem Sprengel der Rökirche führt, der das Ziel unseres heutigen Ausflugs werden soll.

Wir haben der Nykirche (Neuen Kirche) schon unter den Kastellkirchen früher Erwähnung gethan. Die Kirche trägt zwar ihren Namen von dem Umstande, dass sie die neueste Kirche des Landes ist, ihre Erbauung oder die Umwandlung des Kastells fällt aber doch spätestens 1287 und es erscheint kaum glaublich, dass nicht eine der anderen Kirchen erst später erbaut sein sollte. Ein Dänischer Beschreiber nimmt grosses Aergerniss an den Malereien und Inschriften, die sich angeblich aus dem achtzehnten Jahrhundert darin erhalten haben. — In der That giebt es kaum etwas Geschmackloseres als z. B. den Herrn Christus auf einem Predigerstuhl zu sehen, vor ihm einen Hund und ein Schwein,

von Engeln umfasst, während im Hintergrunde der Teufel in Gestalt einer Schlange geputzten Leuten den Rachen aufsperrt. Darunter die Verse:

Selv Jesus Ordet för
Endeel det glad annammer
Som Hund og Soen gjör —
Endeel dog prächtig brammer

zu Deutsch:

Jesus führt selbst das Wort,
Ein Theil nimmt's auf bereit
Wie Hund und Saue dort —
Ein Theil bleibt Eitelkeit.

Aber in derselben Kirche und offenbar aus derselben Zeit befindet sich doch auch wenigstens eine Inschrift, die — immer zwar aus Vorstellungen von Hölle und Teufel, wie sie heute nicht allein von einer laxeren, sondern auch einer ernsteren und Gott würdigen Anschauung der Ewigkeit und des Gerichts verworfen werden — das Gepräge einer tieferen Auffassung des Christenthums an sich trägt und die Ueberzeugung, dass das Wort vom Herrn für unsere ewige Seligkeit unnütz ist, wenn es nicht Leben in unserem Leben wird — dass durch die Kirche selbst nicht allein der Weg zum Himmel, sondern auch der zur Hölle geht. An der Treppe die hinauf zu dem Chore der Männer führt, liest man nämlich, was ich — der dänische Text ist de Thura 77. zu vergleichen — fast wörtlich treu im Folgenden zu übersetzen versucht habe:

Jeder der die Stiege geht,
Der umfass' den Freund der Seelen
Sonst auf diesem Weg selbst steht
Satan lauernd, Dich zu stehlen.

Willst Du and're Wege wandern,
Als sie Jesus selbst Dir zeigt,
Nicht zum Leben, zu dem andern,
List und Bosheit abgeneigt?

Hör' das Wort und hingegeben
Denk' an Deines Jesu Lieb',

Weil der Weg, der führt zum Leben,
Dir in Ihm bereitet blieb.

Wenn Du wieder gehst zurücke
Nie vergiss gehörtes Wort,
Sonst nimmt bald des Satans Tücke
Auch das gern vernomm'ne fort.

Dann kann Christ' Dich nicht erblicken
Als sein Kind und Freund so werth,
Wird am Richttag fort Dich schicken
Von dem Antlitz liebverklärt,

Hin wo ew'ger Schmerz nur weilet,
Wo der Teufel Qual und Schmach
Nicht mehr Gottes Gnad' ereilet
Nur ein ewig Weh' und Ach!

An die Clemenskirche, die man nach einer halben Stunde erreicht, oder vielmehr an das Moos unter dem Felsen auf dem sie steht, knüpft sich eine Sage, die, irren wir nicht, auch in einigen Gegenden Deutschlands erzählt wird. Eine Glocke soll nämlich, als sie von Aussen in das Glockenhaus emporgewunden wurde, herabgestürzt und sogleich im Moose so versunken sein, dass nichts von ihr mehr gesehen wurde. Dagegen hörte man zuweilen, insonderheit bei nächtiger Weile, unter dem Moose die Glocke läuten, und jedes Geläute bedeutete ein nahe bevorstehendes Unglück, das über das Land kam, Pest oder Hungersnoth. — Eine Ab- und Aufputzung dieser Kirche im Jahre 1746 soll viele wackere Malereien und Inschriften hinweggenommen haben. Wir wollen eine derselben, welche die Chronik aufbewahrt, unseren Lesern nicht vorenthalten, sie lautet:

Empor bringt das Land ein König durch Recht,
Aber herunter bringt's ein Raubgeschlecht.

Hatten wir bisher zu beiden Seiten des Weges zahlreiche Bauernhöfe, grössere und kleinere erblickt, so werden sie nun eine lange Strecke seltener. Nur ein einziger präsentirt sich noch vor der Einfahrt in den Lyng, der Splitsgaard (Schlitz-Hof),

vor ihm der Splits-Skov (Schlitzwald) und nördlich von ihm die Schlitz-Mühle. Ehe wir Splitsgaard erreichen, sehen wir auf einem Felde eine Schaar Arbeiter beschäftigt, unter ihnen einen älteren Mann mit vier jungen Leuten, deren bessere Kleidung und Haltung zu denen der anderen Arbeiter in auffallendem Contraste stehen. Es ist der Besitzer des Hofes, ein wohlhabender Mann mit seinen Söhnen. „Bildung und Arbeit" ist das Erziehungs-Programm dieses verständigen Mannes. Er hält seinen Söhnen einen Hauslehrer und verfährt bei der Wahl desselben als einer, der da weiss, dass es die schlechteste Ersparniss ist, die ein Vater machen kann, wenn er für etwas weniger Geld einem weniger tüchtigen und gebildeten Lehrer seine Kinder anvertraut, aber er sagt sich auch, dass Wissen und geistige Arbeit allein immer nur eine mangelhafte Vorbereitung für das Leben sind. Nicht allein, dass die körperliche Arbeit und Anstrengung Muskeln und Nerven stärkt, und es sich schwer wird bestreiten lassen, dass die Kraft und Gesundheit unseres Leibes eine grosse Bedingung der Entfaltung unserer geistigen Kräfte und des Wohlbefindens unseres ganzen Wesens sind — diese Arbeit übt auch, fast ohne dass man es merkt, einen Einfluss auf unser Denken und Wollen, giebt den praktischen Sinn, ohne den alle Gelehrsamkeit von nur einseitigem Werthe bleibt, bewahrt vor aller Ueberschwenglichkeit und trägt dazu bei, in uns jene Harmonie zwischen Wollen und Können zu befördern, deren Mangel selbst begabte und edle Naturen oft für Andere so wenig fruchtbringend und für sich selbst so wenig glücklich macht. Geben wir zu, dass die Turn-Anstalten — die, beiläufig erwähnt, in Dänemark nicht allein mit den gelehrten Schulen, sondern mit allen Volksschulen verbunden sind — einen Theil dieser Vortheile sichern, so ist doch sicherlich die Theilnahme an Arbeiten im Garten oder auf dem Felde bei Weitem vorzuziehen. Die unmittelbarere Berührung mit der Natur und dem Leben in ihr und das Bewusstsein der Nützlichkeit der Arbeit selbst machen sie für den

inneren Menschen fruchtbarer, und die Gemeinsamkeit der Arbeit mit Knechten und Tagelöhnern wird neben einer besseren Kenntniss und Beurtheilung dieser Volksklassen in den jugendlichen Gemüthern das Bewusstsein hervorrufen und stärken, dass wir doch Alle eines Vaters Kinder sind, und dass die Unterschiede zwischen uns — für die Entwickelung und das Interesse Aller nothwendig und heilsam — nicht allein aus religiösen, sondern auch aus nahe liegenden, recht materiellen Gründen, niemals durch Härte und Selbstsucht erweitert und ausgebeutet werden dürfen, sondern dass wir ebenso als Christen wie als Bürger unsere Pflicht thun, wenn wir aus allen Kräften darauf hinarbeiten, die Lage der sogenannten arbeitenden Klassen zu verbessern und ihnen nicht durch Worte, sondern durch Thaten und Einrichtungen zu zeigen, wie wir selbst von dem Bewusstsein der Gemeinsamkeit unserer Interessen erfüllt sind. So erfreulich es ist, diese Wahrheiten immer mehr verbreitet und erkannt zu sehen, so betrübt mag es erscheinen, sie doch noch so wenig beherzigt und verwirklicht zu finden. Wenn aber der schlechteste Dienst, der ihnen geleistet werden kann, von denen gethan ist und gethan wird, welche die Gewalt gegen die Gewalt aufrufen und die Saat der Liebe mit dem Blute des Hasses düngen wollen, so wird doch auch anderseits der Fortschritt, den die Zeit in dieser Richtung machen will und wird, nicht durch diejenigen aufgehalten werden, deren „Vorwärts" Zurück heisst und deren Christenthum, so sehr es bei den Einen und so wenig es bei den Anderen aufrichtig gemeint sein mag, doch mit demjenigen des Neuen Testamentes keine grössere Aehnlichkeit hat, als sie der Gebrauch von Namen und Worten natürlich mit sich bringen muss. Wir richten nicht, aber wir warnen. Wir untersuchen daher auch nicht, wie viel die Selbstsucht, diese ewige Betrügerin, oder wie viel Selbsttäuschung und frommer Unverstand bei der Mehrzahl oder bei Einzelnen im Spiele sein mag, ja wir verkennen nicht einmal, dass diese Richtung, die sich so ausschliesslich als conservativ

und als christlich betrachtet und bezeichnet, manches Gute befördert und viel Böses bekämpft, aber dem können wir uns doch nicht verschliessen, dass im Ganzen und Grossen die Worte und die Thaten, die angeblichen Zwecke und die wirklichen Mittel in einem merkwürdigen Widerspruch stehen, und dass die geistreichen Wendungen und Redensarten der Führer selbst immer weiter und weiter die Ueberzeugung hervorrufen müssen, dass man doch nur einen Stein geben will, wo Brod verheissen und erwartet ist. Oder wem wird es bei einer etwas misstrauischen Betrachtung solcher Worte nicht als etwas Schlimmeres als nur eine blosse Gaukelei mit Gedanken und Worten erscheinen, wenn er hört, dass die wahre Freiheit in der Unselbstständigkeit, die wahre Gerechtigkeit in der Ungerechtigkeit, die wahre Gleichheit in der Erhaltung der Vorrechte oder der Rückkehr zu ihnen liege?! Auch verschwindet das wenige Wahre, was in den Behauptungen enthalten sein mag, wenn man gerade die Fälle betrachtet, bei denen sie ausgesprochen wurden. Dass wir nur eine dieser kühnen Behauptungen einen Augenblick näher in das Auge fassen! Einer der hervorragendsten Führer jener Partei hat zu wiederholten Malen vertheidigt, dass Beamte zur Erzielung „conservativer" Wahlen Drohungen und Verheissungen gebraucht haben. Lassen wir es nun auch dahin gestellt, ob allgemeine Wahlen für ein Land an und für sich ein Glück oder Unglück sind — so muss man doch zugeben, will man nicht „dem Systeme" nicht allein das christliche Bewusstsein, sondern sogar die einfachste Logik und Moral zum Opfer bringen: dass ein an und für sich unsittlicher Einfluss auf diese Wahlen sie selbst und das, was aus ihnen hervorgeht, allem Scheine und scheinbarem Erfolge zum Trotz zu etwas Unheilvollem werden lassen muss. Ein unsittlicher Einfluss ist aber immer derjenige, der sich in irgend einer Form an die Selbstsucht der Menschen wendet, um ihre Meinungen wirklich zu verändern oder sie gar zu veranlassen, in äusseren Handlungen eine andere Meinung zu bekennen,

als sie haben. Auch kann dieser Einfluss nie ein sittlicher werden durch die Stellung dessen, von dem er ausgeht oder begünstigt wird, oder durch die besseren oder schlechteren Motive, die ihn hervorrufen, oder durch die grössere oder geringere Selbstständigkeit dessen, gegen den er geübt wird. Eine verständige Erziehung wird sich doch selbst dem unselbstständigen Kinde gegenüber niemals wahren Segen durch die Anwendung von Mitteln versprechen, die seiner Selbstsucht Nahrung geben, oder es gar der Heuchelei geneigt machen können, und eine erleuchtete, väterliche Regierung wird in der richtigen oder irrigen Ueberzeugung, dass sie es mit einem, seiner grossen Mehrheit nach ganz unselbstständigen Volke zu thun habe, doch eher zu allen anderen Mitteln als zu solchen greifen dürfen, welche die grosse Gefahr der Entsittlichung mit sich führen und in ihrem innersten Wesen demselben Materialismus fröhnen, den man durch Kirche und Schule zu bekämpfen versucht. Damit soll freilich der Regierung weder das Recht noch die Pflicht bestritten werden, auf Wahlen einen Einfluss zu üben oder vielleicht noch mehr dem Einflusse der Parteien, wo er in unsittlicher Weise versucht werden solle, entgegen zu treten. Aber sie thut und lässt es thun, indem sie sich durch Wort und Schrift nicht an die Selbstsucht wendet, die sie gerade zu bekämpfen suchen muss, sondern an die Liebe für die Brüder, an den Sinn für die Ehre der Nation und des Thrones, an eine verständige und unbefangene Erwägung der Lage der Dinge. Ein derartiger Einfluss, aber auch nur ein derartiger, kann allerdings die wahre Selbstständigkeit befördern, indem er zur Beseitigung dessen wirkt, was den Menschen unselbstständig macht, nämlich der Leidenschaften und des Mangels an Wissen und richtigem Urtheil, wohingegen eine mittelbare oder unmittelbare Benutzung der Selbstsucht der Menschen ihre Unselbstständigkeit nur vergrösseren und ihren sittlichen Werth erniedrigen muss. Eine solche Benutzung kann menschlich genommen recht klug und augenblicklich und scheinbar recht er-

folgreich sein, – obschon die Geschichte gegen alle diese Erfolge misstrauisch machen sollte — aber christlich betrachtet?! (Math. 23, 15. 24. 25.)

Und was soll es nun gar mit dem Christenthum, d. h. mit der Lehre und dem Leben Christi zu schaffen haben, wenn die „christliche Partei" Gesetze verlangt, nicht allein gegen das frühzeitige Heirathen, sondern auch dagegen, dass eine Ehe anders geschlossen werde, als wenn die Garantie für eine standesgemässe Erziehung der Kinder vorhanden sei etc. — und wenn man als Motiv für solches Verlangen anführt: die zur Unerträglichkeit gesteigerten Ansprüche an die Armenpflege?!

Freilich, wenn man ernstlich suchen wollte nach den Gründen der zunehmenden Armuth, so würde man andere und viel erheblichere finden, als den Mangel an Mittel zur standesgemässen Erziehung der Kinder. Aber diese anderen Gründe beseitigen, das hiesse die eigene Selbst- und Prunksucht, die Eitelkeit, die Vornehmthuerei bekämpfen sollen — daher soll es nun besser und christlicher sein, wenn man den weniger Bemittelten die Ehen verbietet und sie zum Laster verdammt. Das ist doch ein merkwürdiges Christenthum, so ganz das Gegentheil von dem, das Christus gelehrt und für das er gelitten hat. Dieses verlangt, dass wir uns verleugnen, dass wir entbehren und entsagen sollen um Anderer willen, und Jenes sagt, dass die Anderen entbehren und entsagen sollen um Unsertwillen. Ist das nicht ein Gegensatz so schlagend und handgreiflich, wie er nur sein kann?! Ist das nicht, wie man auch äusserlich den Herrn zu verherrlichen suchen mag, eine Lästerung wider den Geist, welche nach dem Ausspruche Christi den Menschen nicht vergeben werden soll?! (Matth. 12, 31.)

Das sind ernste bedeutungsvolle Fragen, Fragen, die uns vielleicht desto mehr mit Schrecken über uns selbst und über die Zustände, in denen wir leben, und denen wir entgegen gehen, erfüllen müssen, je gründlicher und je demüthiger wir —

das Wort Gottes zur Hand — eine Antwort suchen. Aber wir müssen doch durch diesen Schrecken hindurch, wenn wir zu dem wahren Frieden in und mit Gott kommen wollen, und Regierung wie Nation müssen — eingedenk des Wortes „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen" — zu einem klaren und deutlichen Bewusstsein über die Gefahren dieser Richtung kommen, wenn sie nicht dem Throne und dem Lande unabsehbares Verderben bereiten soll. Man mag behaupten oder bestreiten, dass dieselbe Richtung den grossen Traditionen unseres Herrscherhauses und den Grundsätzen, denen Preussen seine Stellung und Grösse in Europa verdankt, den Krieg erklärt. Das mag zu bestreiten sein, und Niemand wird einer Partei das Recht nehmen wollen, für ihre Ansichten auf diesem Gebiete Geltung und Einfluss zu erstreben. Aber wenn diese Partei nicht allein den Vorzug politischer Weisheit und patriotischer Treue, sondern auch denjenigen des christlichen Glaubens und der christlichen Gesinnung vor allen Anderen in Anspruch nimmt, nicht allein das Regiment im Staate, sondern auch das in der Kirche und über die Gewissen, so wird es nicht allein unser Recht, sondern auch unsere heilige Pflicht, diesen Anspruch zu messen mit dem unveränderlichen Maasse der Lehre und des Lebens und Strebens unseres Herrn und Heilandes — dem Maasse auf das sie sich selbst berufen haben, diese Hohenpriester und Schriftgelehrten. Wir dürfen uns auch nicht dadurch beirren lassen, dass sie aus der Schrift predigen von der Tribüne oder der Kanzel, und dass sie viel wissen und sagen von Christus, ja nicht einmal dadurch, dass es nicht ihnen, aber der Macht der Wahrheit selbst in ihrem Munde gelingt, Einige oder Viele zur Umkehr und Einkehr in sich und in Gott zu rufen. Auch die Hohenpriester und Schriftgelehrten zur Zeit, da Christus geboren war, wussten von ihm. Sie konnten dem Herodes aus dem Propheten die Stätte der Geburt des Heilandes mittheilen, dass er sie den Königen des Morgenlandes nennen konnte, und so wurde ihnen durch die Hohenpriester und Schriftgelehrten der

Weg gezeigt, auf dem sie zum Herrn kamen, ihn anzubeten und ihm zu opfern. Aber nichtsdestoweniger haben die Hohenpriester und Schriftgelehrten den Herrn gekreuzigt, und alle ihre Weisheit und Kenntniss, ihre Gebräuche und Gebete haben Jerusalem nicht vor der Zerstörung und das Volk der Juden nicht vor dem Untergange bewahren können. Wo diese grosse und gewaltige Predigt durch die Geschichte ungehört oder doch unbeherzigt bleibt, da ist freilich wenig zu hoffen von den Mahnungen und Bitten schwacher Menschen. Aber doch wollen wir nicht darin müde werden und dem Herrn anheim stellen, was er für einen Segen auf das Wort legen will. Deshalb bitten wir auch gar nicht um Entschuldigung — auch mitten in diesem Buche diesen Gedanken einen Ausdruck gegeben zu haben. Wie die plötzlichen und unerwarteten Ereignisse auf die meisten Menschen am tiefsten und stärksten wirken, so vermögen auch Gedanken, die uns plötzlich und unerwartet scharf entgegentreten, uns oft mehr, als wir glauben und wünschen, anzuregen und zu beschäftigen, und wenn bei hunderten von Lesern, die für sie nur ein mitleidiges Lächeln haben, auch nur Einer tiefer berührt würde, so haben sie schon eine Frucht getragen ihm selbst und Allen, die mit seinem geistigen Leben in eine Berührung kommen.

Kehren wir zurück von dem Gebiete geistiger Saat und geistiger Erndte, so kommen wir auf unserer Wanderung bald, nachdem wir dem wackeren Vater mit seinen Söhnen bei Splitsgaard einen guten Tag geboten, auf eine weite Strecke unbebautes Land, einen Acker der Zukunft!

Udmarken oder Lyngen heissen nämlich die Strecken des Landes (circa 60,000 Magdeburger Morgen), die von Alters her unbebaut liegen und nur mit Heide (Lyng, erica vulgaris) bewachsen sind. Kleine Strecken finden sich in fast allen Be-

zirken, aber die grösste, die deshalb auch den Namen Lyng katexogen führt, dehnt sich das ganze Land hindurch von Südost nach Nordwest (von den Paradies- oder Höllenhügeln bis zur Olskirche) in verschiedener Breite.

Diese Udmarker, früher Königliches Eigenthum — wie der Forst Almindingen jetzt noch — wurden gegen geringe Abgaben von Bauern für die Weide des Viehes benutzt. Jetzt, wo man den Lyng mit Ausnahme einiger zur Anpflanzung von Holz in der Nähe von Almindingen eingehegten Strecken unter die Bauern vertheilt hat, dient die Heide hauptsächlich zum Feuerungsmaterial, eine Benutzung, die den Nachtheil mit sich führt, dass auf der Strecke, von der man die Heide mit ihnen Wurzeln genommen, auf lange hinaus nichts wächst. Niemand wird die weite Strecke heute ohne ein tiefes Bedauern betrachten, dass sie jetzt schlimmer als unbenutzt ist. Auch hat keiner der Dänischen Schriftsteller über Bornholm seit den ältesten Zeiten geschrieben, ohne diesem Bedauern einen Ausdruck zu verleihen. Haben auch Einige die Möglichkeit und den Erfolg der Benutzung, namentlich für die Zeit, in der sie lebten und den damaligen Standpunkt der Landwirthschaft übertrieben, so haben doch Andere mit Sachkenntniss einzelne grosse Strecken bezeichnet, die sich zu dem gewinnreichsten Anbau vortrefflich eignen. Alles vergeblich — sie liegen noch heute, wie sie vor hundert Jahren gelegen haben, und die Regierung hat bisher keine Veranlassung gefunden, die Lust zum Anbau irgendwie anzuregen oder zu befördern. Andererseits hat die Abgelegenheit der Insel, und haben die Eigenthümlichkeiten der Bewohner wohl die Lust Fremder, sich hier billig anzukaufen und anzusiedeln, niedergehalten. Wer aber heute in der den Sund begrenzenden Schwedischen Provinz Schonen die grossen Strecken sieht, die von Fremden, namentlich Deutschen, freilich mit unsäglicher Arbeit, in fruchtbares Land verwandelt sind und in deren Mitte sich stattliche Höfe erheben, der wird mit uns der Hoffnung

sein, dass die grössere Verbindung, in welche das Land Bornholm nun mit der übrigen Welt getreten ist, bald genug auch dazu führen wird, die lange Einöde auf einer durch die Nähe des Meeres so fruchtbaren Insel zu einem Saat- und Erndtefeld für viele Menschen zu machen.

Die Bedürfnisse einer zunehmenden Bevölkerung haben bereits gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts dahin geführt, einen Theil des Bornholmer Ackers, der zwar nicht unbenutzt, aber doch sehr eigenthümlich benutzt war, einer bessern Bestimmung zu weihen. Die Sache ist merkwürdig und zugleich heiter genug, um hier erzählt zu werden. In den ältesten Zeiten erhielten nämlich die Bauern, die nach Hammerhuus ihre Steuer an Geld, Butter und Getreide brachten, dort ein Geschenk an Oel und Branntwein — ein offenbar treffliches Mittel, um zur pünktlichen Steuerzahlung anzuhalten. Als diese Geschenke aufhörten, gab der König zur Entschädigung dafür jeder Gemeinde ein Stück Land mit einem Hofe, von dessen Ertrage das Gemeindevolk zwei Mal im Jahre ein Fest oder eine Gilde*) feiern sollte. Diese Gilden wurden auch Skuregilden (Scheuerfeste) genannt, weil die Bauerweiber diese Königliche Gabe besonders als eine Belohnung für sich betrachteten und als eine Aufmunterung, die Gefässe recht ordentlich zu scheuern (skure), in denen sie die Butter zum Lehnsherrn oder Amtmann brachten. Dieses Gildewesen hatte in jeder Gemeinde einen Vorstand. Er bestand erstens aus dem Oldermand (Alterspräsidenten), der am Tischende sass und bei den Festen eine unbeschränkte Macht zur Aufrechthaltung der Ordnung übte. Er konnte (wer sieht sich nicht in unsere fröhlichen Studenten-Commerce zurückversetzt?)

*) Gilde heisst im Dänischen Zins, Abgabe, dann Zechgelage, Schmaus, aber wird nicht gebraucht für Zünfte. Brödre-Gilder heissen dagegen die Brüderschaften, und auch die Schützenvereine nennen sich Gilden.

Schweigen gebieten, und Alles schwieg, ja sein Ansehn war so gross, dass, wenn er mit seinem Stocke auf den Tisch schlug, alle Anwesenden ihre Hüte abnahmen. Sodann kam der Skraaherre (Gesetzesherr). Dieser Beamte war offenbar die wichtigste Person. Er hatte die Statuten unter sich und besorgte die Administration der Gesellschaft. Er machte daher den von dem ganzen Vorstand zu unterzeichnenden neuen Kontrakt, wenn der Pächter des Gildelandes und Hauses starb, und ein neuer den Hof antrat. Die Abgabe derselben bestand nämlich hauptsächlich nur in Bier und Branntwein, die bei den Gilden früher auf einem besonderen freien Platze, später, wo derselbe mit bebaut wurde, auf dem Kornboden des Gildehauses verzehrt wurde. Kamen zwei Stuhlbrüder oder Bier-Direktoren, welche die Tonnen anzapften und den Anderen zutranken, und der vierte war der Feuerbruder, der Feuer schlagen musste, wenn Einer eine Pfeife Taback rauchen wollte. Diesem Vorstande stand zur Entscheidung wichtiger Fragen ein Sechsmänner-Ausschuss der Gesellschaft zur Seite, der von ihr jedesmal gewählt wurde. Nimmt man hinzu, dass mit diesen Gilden auch andere Brüderschaften theils zu ernsten, theils zu lächerlichen und brutalen Zwecken in Verbindung standen und ähnliche Statuten und Vorstände hatten, so wird der Forscher nach der Geschichte der Entwickelung des Klubwesens, vielleicht auch des Repräsentativ-Systems, die alten Bornholmer Chroniken nicht ohne einiges Interesse durchblättern.

Durch eine Königliche Resolution vom 24. Juli 1739 wurde aber dieser Seite des Gildewesens dadurch ein Ende gemacht, dass der Ertrag der Gildehöfe und sie selbst zur Errichtung von Volks-Schulen bestimmt wurden, gewiss einer der seltensten aber auch würdigsten Gebräuche, die von Trinkgeldern und Trinkhäusern gemacht sind.

Nicht lange, nachdem wir den Lyng in seiner Breite durchschritten, wendet sich der Weg nach Norden. Dicht an der

Biegung, von einem kleinen Busche umgeben, liegt unmittelbar neben einem Kruge, in dem die Kirchgänger vor und nach der Kirche einen Imbiss nehmen können, die Rökirche, die diesem ganzen Gemeindebezirke seinen Namen giebt. Ueber diesen Namen selbst ist viel gestritten. In der Volksmeinung aber hat die Sage Recht behalten, dass die Kirche von einem Bauer und seinen zwölf Söhnen gebaut sei, die alle den Namen Rö führten. Die Kirche ist klein und einfach. Unter den drei silbernen Kelchen, die sie besitzt, trägt der grösste folgende deutsche Inschrift:

> Diesen Kelk und Patent hat der Oberster Lieutenant Stahl machen lassen vor dem Uplandischen Regiment zu Fus, Es haben Officir und Soldaten dazu geben; gehöret also dem Regiment, Got gebe seine Genat und Segen durch Jesum Christum! Ao. 1664. Stettin 23. April.

Dieser Kelch soll von einem 1678 gestrandeten Schwedischen Transportschiffe „geborgen" sein. Aber der Bauer, der ihn mit anderen Dingen vom Wracke zu Hause brachte, empfand doch Gewissensbisse, das heilige Gefäss seiner Bestimmung ganz zu entfernen und schenkte es der Kirche. Wahrscheinlich aus der lübbeschen Zeit rührt eine andere Deutsche Inschrift her, die in derselben Kirche gleichlautend auf zwei Leichensteinen von weissem Marmor gefunden wird und die lautet:

> Hinrich G. Jehan: Disse Sten und Stede gehöret M. S. Jehan und sine Ervenn.

Unerwartet machen wir auch die Bekanntschaft des Herrn Pfarrers der Rö-Gemeinde. Er befindet sich mitten unter seiner Heerde, zwar nicht seiner geistigen, aber doch seiner leiblichen, unter den Kühen und Kälbern, deren besseres Aussehen für die Sorgfalt ihres Besitzers zeugt. Vermuthlich ist der eigentliche Hirt, dessen Stelle in diesem Augenblicke von dem Herrn Pastor vertreten wird, nach der Pfarre gegangen, um eine jener vielen und reichen Mahlzeiten zu verzehren, die zu den Grundrechten der Bornholmischen Dienstleute gehören.

Obschon die Bewohner der Rö-Gemeinde sich seit Alters her in vielen Stücken noch heute zu den andern Bornholmern verhalten, wie diese zur übrigen Welt, und sich mehr noch wie durch Kleidung, die Form ihrer Wagen u. s. w., durch ihre Abgeschlossenheit, ihr gesteigertes Misstrauen und ihre Geringschätzung gegen Alles, was nicht aus Rö-Sogn ist, auszeichnen, so sollen doch die Knechte und Mägde nicht weniger Ansprüche machen als in den anderen Theilen des Landes. Die allgemeine Regel über die Verpflegung Bornholmischer Dienstleute ist aber ein zu charakteristischer Beitrag zur Kenntniss der Insel, als dass wir sie übergehen dürften.

Die Bornholmer Dienstleute halten täglich sechs officielle Mahlzeiten. Früh Morgens 5 Uhr (im Sommer 4 Uhr) beginnen sie, Knechte wie Mägde, ihren Tag mit einem Stück Brod und einem Schnaps. Um 7 Uhr wird der „Sövekall" verzehrt, d. h. ein Hering mit einer in Milch oder Bier gekochten Grütze. Um 11 Uhr ein zweiter Schnaps und ein Stück Brod. Um 12 Uhr Fleisch oder Fisch mit Gemüse nebst einem dritten Schnapse. Um 5 Uhr ein mit Fleisch oder Speck belegtes Butterbrod nebst dem vierten Schnapse. Endlich um 8 Uhr zuerst kaltes Fleisch und Brod, dann Milch, und hierauf wird der Tag mit dem fünften Schnapse geschlossen. Ausserdem bekommen die Leute Bier, so viel sie wollen — eine Freiheit, von der freilich die schlechte Beschaffenheit des Biers, ausser in den durstigen Zeiten der Erndte, nur einen sehr bescheidenen Gebrauch machen lässt. Und die Zahl dieser Mahlzeiten soll weder dem Appetite Eintrag thun, der zu jeder derselben mitgebracht wird, noch den Quantitäten, die aufgetragen oder verabreicht werden müssen, wenn die Herrschaft nicht in den Ruf der Knauserei gerathen will! Uebrigens wird im Allgemeinen das Verhältniss zwischen Herrschaften und Dienstboten insonderheit auf dem Lande gerühmt. Die letzteren gelten hier grösstentheils als Gehülfen und Hausgenossen, nehmen wenigstens die Hauptmahlzeiten mit der

Herrschaft gemeinsam und pflegen lange Jahre auf einem und demselben Hofe zu bleiben. In Rönne wird schon über die zunehmenden Ansprüche und abnehmenden Leistungen der Dienstleute geklagt. Die sehr verschiedenen Verhältnisse in den anderen Theilen Dänemark's — in dem sich die dienende Klasse sicher materiell besser befindet, als in irgend einem anderen europäischen Lande, vielleicht ohne dadurch glücklicher zu sein — werden wir mit ihren Ursachen und Folgen bei einer anderen Gelegenheit kennen lernen. Denn jetzt sind wir gleich, nachdem die Rökirche passirt ist, auf einem kleinen Nebenwege gerade auf Helligdomsgaard (Heiligthumshof), dem Vorhofe einer wildromantischen Natur angelangt. Die Heiligthumsquelle, die dicht bei dem Hause entspringt und nach kurzem Laufe in das Meer strömt, giebt uns einen frischen Trunk; der Besitzer des Hofes (der zu den kleinsten auf Bornholm gehört) gesellt sich als Führer zu uns, und wir folgen ihm hinab zu den Wundern der Natur. Hinab, denn Helligdomsgaard liegt auf der hier steilen Küste, nahe am Meere. Ein steiler schmaler Pfad führt uns hinunter. Wer die „Schurre" bei der Rosstrappe im Harze gewandelt, hat einen weit grösseren Pfad dieser Art zurückgelegt; aber bald kommt freilich ein anderer Weg, den die Nähe des hier überall gleich tiefen Meeres etwas bedenklicher als die Schurre macht. Wir befinden uns, am Fusse der Höhe angelangt, in einem engen Felsentheater mit freier Aussicht auf das Meer. Zur Rechten erhebt sich wie ein Thurm von Menschenhänden ein gewaltiger freistehender Felsen in einer Höhe von circa 70 Fuss, zur Linken eine Felsenwand, deren Gipfel von dürftigen Bäumen bekränzt ist. Schon dieser Anblick ist malerisch und genussreich genug, aber wir sollen weiter. Wir sollen auf den Klippen an dem Fusse des Felsens zur Rechten hinaus in das Meer, um, wo sie enden, noch einen merkwürdigeren Anblick zu haben. Der Führer mit seinen Holzschuhen geht so sicher auf diesem Gestein, als ob es ein Stuben-

boden wäre, und Johannes, meines Wirthes Knabe, springt ihm so fröhlich und unbesorgt nach, dass auch mir nichts übrig bleibt, als mit dem Vater zu folgen. Ein hartes Stück Arbeit, wenn man das Spazieren auf Klippen nicht gewohnt ist. Aber die Mühe ist überwunden; wir thun einen Blick hinter den Felsen und sehen nun in ein kleines Becken, zugleich Felsen- und Meerbecken, hinein, wo aus dem Felsen hervor polternd und schäumend eine süsse Quelle stürzt, aber das salzige Wasser gegen ihr Andringen sich zu wehren scheint. Bei starkem Ostwinde ist das Meer so mächtig, dass es die Quelle scheinbar verschliesst, aber heute hat sie ihre Freiheit. Mit einiger Gefahr kann man, einen ähnlichen Weg wie auf der Nordseite auf der Südseite des Felsens machend, bis zu ihr hin gelangen und einen Trunk schöpfen — halb Meer, halb Quelle. Nur muss Alles mit einiger Vorsicht geschehen, denn bei einem Fall in das Meer kann selbst das Schwimmen hier wenig helfen, weil das Andrängen des Wassers gegen die Felsen zu heftig ist. Nachdem wir uns satt gesehen, geht es denselben Pfad zurück und wieder hinauf und am Rande der Höhe weiter nach Süden. Da treten uns bald Lysene (die Lichter) entgegen, ein merkwürdiges Klippengebilde, das sich ebenfalls steil aus dem Meere erhebt und oben ganz vom Lande getrennt ist. Ein Stein befindet sich auf seiner Spitze, der, mit Hinzunahme der Phantasie, die, wie bei allen solchen Merkwürdigkeiten auch hier ein wenig nachhelfen muss, wie ein grosses Licht aussieht. Früher stand unweit dieser Klippe noch eine zweite mit einem eben solchen Lichte, woher man von „Lysene" (Lichtern) sprach. Aber diese Klippe ist schon vor über 30 Jahren in das Meer gestürzt und hat nur eine Klippenruine übrig gelassen. Wer Zeit hat und Neigung, klettert auch hier wieder herab und sieht „Lyserende", nämlich eine Klippenhöhle, die an dem nördlichen Fusse der Klippe ein Stücklein Meer, angeblich in einer Länge von 140 Fuss, hinein in das Land führt. Zwei gleiche Höhlen — die eine der

trockene, die andere der nasse Ofen genannt — sind nur wenige hundert Schritte weiter nach Süden, — können aber nur befahren oder betrachtet werden, wenn man bei ruhigem Wetter auf einem Fischerboote fährt. Diese gespensterhaften Denkmale alter Erdrevolutionen — das frische Grün der Bäume und Büsche, die überall sich bis dicht an das Meer und selbst auf die kahlen Klippen hinauf drängen, und zu dem Allen die majestätische Pracht des Meeres stürmen auf die Seele des Beschauers mit einem wunderbaren Wechsel des Eindrucks. Kaum vermögen wir uns von ihm zu trennen, aber die Zeit mahnt zur Eile, wenn nicht Anderes für jetzt und vielleicht für immer ungesehen bleiben soll.

Wir kehren zur Heiligthumsquelle zurück, und an dem Hofe vorüber einem Fusspfade nach Norden folgend umfängt uns bald die liebliche Stille eines grossen Birkenwaldes. Er bedeckt zwei Höhen, die ein nur sehr schmales Flussthal begrenzen. Doch horch, die Stille des ersten Augenblicks, da wir in den Wald eintraten, ist unterbrochen. Immer stärker und stärker lässt ein Rauschen sich hören von der dem Meere entgegengesetzten Seite. Die Frage, woher es komme, ist bald durch eine wunderbare Wahrnehmung beantwortet. Wir sehen, auf der Waldeshöhe dieser Seite angelangt, einen mächtigen Wasserfall hinab, der in wilder Flucht über Bäume und Steine herunterstürzt und seine Wasser unten im Thale mit dem Dyndalenbach vereinigt, der unweit der Ruthskirche in einem Moose des Lyngs entspringend, hier seiner Mündung in das Meer nahe ist. Wie klein auch die Bächlein sind und wie weit vom Meere sie entspringen, sie kommen alle dahin zurück. Geheimnissvoll ist ihr Ursprung, wenn auch die Stätte bekannt, an der sie erscheinen, und unbekannt ist ihr Bleiben. Ist es doch ebenso mit uns Menschen. Wir kommen aus der Allliebe und kehren in sie zurück, aber nicht wie die Bäche und Ströme mit dem Meere uns so vermengend, dass wir ganz unkenntlich würden. So sagt der Glaube. Wir

kommen aus dem Nichts und wir gehen in das All' ganz wie die Bäche in das Meer, sagt der Unglaube. Das Bild, dass ein Bach in dem Meere sich mündend, uns entgegen hält — das einzelne Dasein verschwindend in dem Meere des Todes und Lebens zugleich, ist für diejenigen günstiger — wir müssen es zugeben — welche unter Unsterblichkeit die allgemeine Fortdauer des Geistes verstehen, aber das Aufhören jeder Persönlichkeit, jedes Bewusstseins des früheren Ichs. Wer aber wird ein Räthsel durch ein Bild lösen wollen — wer wird, da doch selbst die Gesetze des materiellen Lebens noch so wenig vollständig erkannt sind, und immer neue Reiche für die menschliche Forschung und Anwendung auf diesem Gebiete erobert werden, wer wird ernstlich behaupten wollen und können, er hätte irgend eine Einsicht in die Bedingungen und Möglichkeiten unserer geistigen persönlichen Fortdauer, oder in ihre Unmöglichkeit!

Nach dem Beschauen des schönen Wasserfalls gehen wir die Waldhöhe auf dieser Seite hinab, passiren in Ermangelung einer Brücke über einige Felsblöcke den Dyndalenbach und gehen den Wald auf der anderen Seite aber in westlicher Richtung wieder hinauf, bis dahin, wo die Waldeshöhe einen felsigen Vorsprung macht, und wir von ihm aus — er erwartet noch seinen Namen — einen lieblichen Blick in das Waldthal thun können, das sich bis an das Meer selbst zu erstrecken scheint.

Diese Wald- und Meersicht ist ganz in der Nähe von Dyndalengaard, auf das wir nun zusteuern, um ein wenig zu rasten und zugleich eine der grösseren Wirthschaften des Bezirkes der Rökirche kennen zu lernen. Der Wagen, der von Helligdomsgaard direkt hierher gegangen, hat bereits unseren Besuch angekündigt. Ein hübscher Bauernbursche, der Sohn des Besitzers, führt uns in ein Zimmer des langen einstöckigen Hauses und sendet dann den Vater, der mit seinem Willkommen die Frage verbindet, ob wir nicht ein „kleines

Glas" annehmen wollten. Wer erst seinen Gast fragt, ohne die Gabe schon vor sich zu haben, giebt gewöhnlich nicht gern. Sicher, in diesem Falle der Bornholmer Gastfreundschaft nicht zu nahe zu treten, zogen wir es daher vor, den Hofbesitzer um die Freundlichkeit zu ersuchen, mit uns zu frühstücken und liessen, ohne Widerspruch von seiner Seite, die Wagenvorräthe in das Zimmer bringen.

Dieser Herr Hofbesitzer — Kofod oder Madsen — war eine äusserst charakteristische Erscheinung. Eine untersetzte Statur — ein mageres, scharf ausgeprägtes Gesicht, auf dem ein Physiognom Habsucht, Geiz und Misstrauen im Bunde mit einiger Schlauheit gelesen haben würde — die dünnen Haare auf die niedere Stirne fallend, was allen Gesichtern den Ausdruck einer gewissen Dummheit giebt, — dann und wann über die gräulichen aber lebhaften Augen und das Antlitz ein Lächeln, von dem man nicht wusste, ob es mehr albern oder pfiffig sei — hellschmutzige Hosen und dunkelschmutzige Jacke und Weste: da haben wir das Portrait dieses Mannes der einen schuldenfreien Hof und 200 Magdeburger Morgen Land im Rö-Bezirke besitzt. Er kam mit einer thönernen Pfeife, nahm sie indessen aus dem Munde, als er den Stand des Fremden erfuhr und vertauschte sie, wie es schien nicht ungern, mit der guten Cigarre, die wir ihm boten. Während mein Freund Herrn Madsen, um die Einsylbigkeit, die er trotz Frühstücks und Cigarre beibehielt, zu unterbrechen, mit den Zwecken meines Besuches, meiner Heimath, den vortheilhaften Bemerkungen, die ich über die Reize „des Landes Bornholm" schon gethan habe u. s. w. bekannt machte, verwandte Herr Madsen, dann und wann lächelnd, kein Auge von mir, vom Kopf bis zu den Füssen mich musternd und prüfend. Sprach ich dagegen zu ihm, so sah er mit derselben Beharrlichkeit meinen Begleiter an. Mit diesem Sprechen hatte es meinerseits freilich wenig auf sich. Bald merkte ich, dass er mein Dänisch durchaus nicht verstand, sah aber zu meinem Troste, dass es dem

Dänischen meines Freundes nicht besser ging und sich derselbe entschliessen musste, Bornholmisch oder vielmehr Rö'sch zu sprechen. Da schien unser Madsen etwas aufzuwachen und debütirte mit der eben so geistreichen wie wahren Bemerkung: es sei eigentlich recht schade, dass die Menschen nicht alle dieselbe Sprache (natürlich Rö'sch) sprächen, er könnte sich eigentlich mit Niemandem unterhalten, der nicht aus der Gemeinde sei, nicht einmal die Rönner könne er immer verstehen, sogar den Commandanten nicht, der ihn einmal besucht habe. Dass Herr Madsen diese ganze Bemerkung machte, um weitere Unterhaltungen von sich abzuwehren und lieber der Zuhörer unserer Gespräche zu werden, war ganz handgreiflich. Leider erlaubten uns die Umstände nicht, auf diese schöne Idee einzugehen, sondern ich wurde nicht müde, ihn durch meinen Freund nach alle dem fragen zu lassen, was zu wissen mir wünschenswerth war. Herr Madsen schien aber selbst in seinen kärglichen Antworten die Möglichkeit eines Missbrauchs zu sehen. Denn nach der dritten oder vierten Antwort frug er gerade heraus: Zu was denn der Herr Alles zu wissen brauche? Mein Freund schob meine Wissbegierde auf meine grosse Vorliebe für Bornholm, die mich wünschen lasse, Alles genau kennen zu lernen, um darüber zu schreiben, damit auch andere Fremde das schöne Land zu sehen kämen, (hier überflog den guten Madsen sicherlich eine Gänsehaut), und da er doch nun so einen grossen, schönen Hof habe und eine gute Wirthschaft, so wäre dieser Besuch mir besonders lehrreich.

Madsen schien von dieser Erklärung zwar nur sehr schwach befriedigt zu sein, fuhr aber doch in seinen Antworten fort bis zum Punkte der zu leistenden Abgaben. Hier erklärte er sofort und sehr bestimmt, er wisse das nicht. Mein Freund hätte ihm vielleicht auch ganz vergeblich begreiflich zu machen versucht, dass er das doch wissen müsse und er leicht nachrechnen oder sein Buch zur Hand nehmen könne, (zu welcher

Zumuthung Madsen mit dem Kopfe schüttelte, als wollte er sagen: Bücher führen wir nur mit Kreide an Stuben- und Bodenthüren), wenn nicht die inzwischen aus der Nebenstube erschienene, oder vielmehr die Thür in der Hand, zwischen den beiden Stuben stehende dicke Ehehälfte mit gutmüthigem Gesichte, dem Eheherrn einige Worte zuflüsterte, auf die er sofort einige Zahlen nannte. Ob die Ehehälfte den Mann zur Offenheit, oder als Evatochter zu einer falschen Angabe ermahnte, war unverständlich.

Fassen wir nun das Ergebniss dieser mühevollen Unterhaltung kurz zusammen. Herr Madsen besitzt 100 Tonnen Land, wovon ein kleiner Theil Wald ist. Er bewirthschaftet den Hof mit drei Söhnen, einer Tochter, zwei Knechten und einem Mädchen. Der Sohn ist ausserdem Unteroffizier bei der Miliz-Kavallerie. Das lebende Inventar besteht aus 9 Pferden, 10 Kühen, 10 Schweinen, Hühnern u. s. w. Verkauft hatte Madsen im vergangenen Mitteljahre 60 Tonnen Weizen 10 Thaler per Tonne, 20 Tonnen Roggen (8 Thaler), 30 Tonnen Gerste (5 Thaler), 10 Tonnen Raps (11 Thaler). Nach Bestreitung des Haushaltes und dem Baue eines neuen grossen Stalles, hatte er noch einen Ueberschuss von 400 Thalern gehabt und dieselben — im Kasten liegen. Steuern will er im Ganzen 85 Thaler zu zahlen haben, darunter 70 an den König, 15 an die Kommune und Kirche. Die Erwähnung der Letzteren, die sicher von ihm sehr wenig erhalten hatte, liess ihn noch eine sehr charakteristische Bemerkung machen. Er erzählte nämlich, es sei kürzlich ein Reise-Prediger, vom Bischof in Copenhagen gesandt, bei ihm gewesen und habe recht schöne Kirche in seinem „Saale" gehalten. Der Mann habe nichts dafür genommen, fast nichts gegessen und nur da geschlafen. Das wäre eigentlich recht hübsch und man könnte ja alle Jahre einmal so einen Reise-Prediger schicken und dafür — die Geistlichen ersparen!

Auf dem Hofe war es reinlich, in den Ställen dagegen

nichts weniger als behaglich. Das Vieh ist klein und sah kümmerlich genug aus. Die Ackergeräthschaften natürlich nach ältestem Stile und sehr in Abstand zu den in Seeland gebräuchlichen, wo selbst viel kleinere Bauern mit der Zeit fortzuschreiten suchen. Nimmt man hinzu, dass der Vater, Söhne und Knechte den Eindruck machten, als seien sie vielleicht sehr aushaltende aber doch sehr phlegmatische Arbeiter, die niemals etwas anderes gesehn als Bornholm, so muss man sich über das Resultat dieser Wirthschaft doch noch verwundern. Was würde aus ihr in strebsameren Händen werden! Aber auf Bornholm ist nicht wie sonst oft das Bessere des Guten, sondern das Gute des Besseren Feind, und weil es die Leute gut haben, denken sie nicht daran, es mit leichter Mühe noch besser haben zu können und zu wollen. Geistige Genüsse und Bedürfnisse scheinen wenigstens in der Rö-Sogn nicht vorhanden zu sein, und vielleicht kann man es dem Pfarrer nicht verdenken, wenn er lieber unter seinen Kühen als seinen Bauern ist; die Kühe nehmen wenigstens sein Futter gern, aber die Bauern scheinen kein Behagen an geistiger Nahrung und einige vielleicht noch weniger Behagen daran zu haben, dass sie den Pfarrer ernähren helfen sollen.

Herr Madsen führte uns auch noch in den geräumigen „Saal," dessen drei Fenster nach Osten gehen und der zugleich als Gastzimmer, Kleider- und Vorrathskammer dient. Ein zweischläfriges Himmelbett deutet auf den ersteren Gebrauch, den zweiten bezeugen die auf den Tischen und Kasten ausgebreiteten Kleider (darunter auch die Uniform des Herrn Unteroffiziers) und die im bunten Durcheinander aufgestellten, wahrscheinlich nur zum Gebrauche bei unvermeidlichen Festen bestimmten englischen Porzellansachen, Gläser u. s. w.

Aber mitten in dieser prosaischen Umgebung erwartet uns doch ein herrlicher Genuss. Wir treten an die Fenster, hinter einem waldigen Vordergrund breitet sich in herrlichem Blau und Sonnenschein das Meer aus. Mitten aus der Fluth erheben

sich in einer Entfernung von ungefähr drei Meilen die steilen Felsen und Granitmauern von Christiansö.

Werfen wir gleich jetzt einen näheren Blick auf diese Meerfestung, mit deren Schleifung man eben begonnen, und auf die kleinen Inselchen um Christiansö herum. Unsere Leser werden dann auch erfahren, woher zu einem freilich nur kleinen Theile die Eiderdunen kommen, die so viele Menschen so leicht und doch so warm bedecken.

Zwar hätten wir warten sollen, bis unsere Reisebeschreibung nach Gudhjem, dem hervorspringendsten Punkte der Ostküste, gekommen wäre, weil man von dort aus den Ausflug nach Christiansö macht, aber wir waren so eben in ein für die meisten Leser etwas prosaisches Thema gekommen, müssen es auch gleich nachher wieder fortsetzen, so dass vielleicht die romantische Abwechselung gleich hier willkommen ist.

Christiansö ist, wie gesagt, die grösste von fünf sehr kleinen Felsen-Inselchen, die zusammen den Namen „Ertholmene" führen. Christiansö selbst bildet mit Frederiksholm, der nächstgrössten Insel, einen natürlichen, aber einen der sichersten und schönsten Häfen der Ostsee, in welchem gegen 30 Schiffe von jedem Tiefgange eine Zufluchtsstätte finden können. Bis zu den Zeiten Karls XI. von Schweden waren diese Klippen-Inseln, auf denen keine Hand voll Erde sich befand, herrenlos. Jener geräumige Hafen mitten in einem durch Klippen so gefährlichen Fahrwasser diente den Seeräubern zu ihrem Lieblings-Aufenthalte. Auf dem nachherigen Christiansö theilten sie häufig die Beute und bewahrten sie auf, bis Zeit und Gelegenheit kam, sie zum Verkaufe nach anderen Plätzen überzuführen. Aus jener Zeit sind noch manche Volkssagen im Umlauf. Eine derselben knüpft sich an den

„Jomfrugalgen", ein galgenähnliches Felsengebilde auf Christiansö, an dem sich zu der Fetalienbrüder Zeit eine schöne Jungfrau gehängt haben soll, weil sie, von einem Schiffe entführt, den freiwilligen Tod dem Brautbette eines Seeräubers vorzog.

Um dem Unwesen der Seeräuber für alle Zeiten ein Ende zu machen, für die Schwedische Flotte eine sichere Zufluchtsstätte zu gewinnen, vielleicht auch, um immer eine Hand auf dem nur drei Meilen entfernten Bornholm zu haben, dachte Karl XI. von Schweden des herrenlosen Gutes sich anzunehmen und die Inseln für ein Eigenthum der Schwedischen Krone zu erklären. Ein Hund verdarb diesen Plan — darüber sind die Geschichtschreiber einig; aber darüber lautet die Erzählung verschieden, ob dieser Hund, der den verhängnissvollen Diebstahl einer Königlichen Ordre vollbrachte und sie in dänische Hände lieferte, einem Seeofficier gehörte oder dem Admiral Wachtmeister in Karlskrona, ob die letztere Stadt oder ein Schiff auf offenem Meere der Schauplatz eines kleinen Ereignisses war, das den schwedischen Plan gänzlich vereitelte. Folgen wir der wahrscheinlichsten Erzählung, so hatte Admiral Wachtmeister eine Ordre des Königs, die ihm befahl, im kommenden Frühjahr mit einigen Kriegsschiffen nach den Ertholmen zu gehen und sie für seinen König in Besitz zu nehmen, auf dem Schreibtische in seinem Arbeitszimmer liegen lassen. Niemand, weder Adjutant noch Diener noch ein Mitglied seiner Familie durfte dieses Zimmer betreten — nur einem Lieblingshunde des Admirals, einer schönen Dogge, war dieser Zutritt gestattet. Besagter Hund musste an dem Allerhöchsten Handschreiben etwas Absonderliches bemerkt haben, kurz, er nahm es in Abwesenheit des Admirals vom Tische, riss es in Stücke und verliess mit den letzteren spielend das Zimmer. So kamen sie in die Hände des Kammerdieners, der — ein geborener Däne — sich die Kammerdiener-Langeweile mit dem Zusammensetzen des Hunde-

spielzeugs vertrieb und auf diese Weise hinter das Geheimniss kam. Als guter Patriot dachte er hiervon Nutzen zu ziehen, entfernte sich heimlich, kam nach Copenhagen und übergab dem Könige Christian V. selbst seinen Fund. Sofort sandte Christian einige segelfertige Kriegsschiffe nach den Ertholmen, und als die Schwedischen Schiffe bald nach ihnen dort anlangten, fanden sie die Dänische Flagge, den Dannebrog, das weisse Kreuz auf rothem Felde*), auf der Insel wehen, die zu Ehren Christians seit der Zeit Christiansö genannt wurde. Die Schweden mussten unverrichteter Sache wieder abziehen. Um nun Christiansö vor einem Handstreich, sei es von ihrer, sei es von anderer Seite, zu schützen, befestigten König Christian und seine Nachfolger die Inselgruppe. Auf jeder der beiden grössten Inseln wurde ein starker Thurm von Granit errichtet; später wurden diese Thürme noch mit Steinwällen umgeben und mit gegen 100 Kanonen von schwerem Kaliber ausgerüstet. Nur einmal im Laufe der Zeit richteten sich feindliche Kugeln gegen diese Meerfestung. Sie kamen von Englischen Schiffen im letzten Kriege. Da ihnen aber der Besitz der Inseln wohl allzuvieler Anstrengungen nicht werth schien, gaben sie das Feuer bald wieder auf,

*) Es wird vielleicht den deutschen Lesern von Interesse sein, die Entstehung dieser Flagge, einer der einfachsten und doch schönsten Flaggen der Welt, zu erfahren. Als König Waldemar II. im Jahre 1214 einen Kreuzzug gegen die Wenden unternahm, kam es in Liefland zu einer grossen Schlacht. Schon schien der Sieg der Feinde unzweifelhaft und der dänische Bischof, der von einer Höhe der Schlacht zuschaute, sah mit Schrecken, wie sich die Reihen der Dänen zur Flucht auflösten. Da — o Wunder — fiel jene Fahne vom Himmel. Der Bischof ergriff sie, stellte sich mit ihr an die Spitze der Fliehenden, kehrte sie wieder gegen den Feind und erfocht einen grossen Sieg. Nach einer anderen, weniger romantischen Darstellung hatte der Papst dem Könige die Fahne vor Beginn des Kreuzzuges zum Geschenke gemacht, der kluge Bischof längst einen passenden Augenblick erwartet, um mit ihr hervorzutreten, und diese Gelegenheit an jenem entscheidenden Tage gefunden.

obschon, nach den späteren Zugeständnissen der Festungs-Offiziere selbst, einige Schüsse mehr die Uebergabe herbeigeführt haben würden, da schon die wenigen Kugeln durch Zertrümmerung der lose zusammengefügten Steinwälle eine gewaltige Verwüstung und Verwirrung auf der Insel angerichtet hatten. Auch beweist die nunmehr von dem Königlich Dänischen Gouvernement beschlossene und ausgeführte Schleifung der ganzen Festung (mit der in der neueren Zeit ein jetzt ebenfalls durch die Begnadigung der beiden letzten Gefangenen aufgegebenes Staats-Gefängniss verbunden war), wie eine bessere Würdigung der Verhältnisse in dem theuren Unterhalte jener mit so vielen Kosten aufgeführten Befestigungen eine nutzlose Verschwendung erkannt hat. Von ähnlichen Verschwendungen, namentlich auf überseeische, nun aufgegebene Besitzungen — selbst die beibehaltenen westindischen Inseln wie Island und die Färöer, sind der Staatskasse seither nie von Nutzen, sondern immer eher von Nachtheil gewesen — rührt ja überhaupt und hauptsächlich die Höhe der heutigen dänischen Staatsschuld her, da Dänemark bei einigermassen umsichtiger Verwaltung und einer gesunden Politik reich und überreich alle Bedingungen guter Finanz-Verhältnisse in sich trägt, ja selbst ohne die Einnahme des Sundzolles die Folgen früherer Missgriffe durch eigene Kraft hätte überwinden können. Bis in das vergangene Jahr lebten unter dem militairischen Regiment eines Kommandanten circa 400 Seelen auf diesen kleinen Inseln, da die beständige Garnison auch einige Handwerker u. s. w. dahin gezogen hatte. Auf eine Kirche und Schule war frühzeitig Bedacht genommen. Mit unsäglicher Mühe war auch sowohl von Bornholm als Copenhagen Erde nach der kahlen Inselklippe geschafft, und fast jeder der Bewohner, vom Kommandanten bis zum Matrosen, hatte sich ein wenn auch kleines Gärtchen auf diesem Felsen angelegt, auf dem nun bereits seit langen Jahren auch Ellern, Maulbeerbäume u. s. w. wachsen. Kühe und Schweine wurden gehal-

ten und gaben Dünger. Ja, diese Gartenkultur gab und giebt die merkwürdigsten Resultate, denn die Bewohner gewinnen nicht allein ihre Küchengemüse und ihre Küchenkräuter — Fleisch, Brennholz u. s. w. kommen von Bornholm resp. Copenhagen, und Fische giebt in reicher Auswahl das Meer — sondern auch Melonen, Weintrauben, Feigen, Erd- und Maulbeeren wie sonst nirgends in Dänemark. Die Gärten und Pflanzen sind nämlich durch die sie überragenden Klippen sowohl gegen Wind als Kälte geschützt. Das Klima ist überhaupt weniger hart als auf dem benachbarten Festlande, und die milde und fruchtbare Seeluft macht die kleinen Inseln zu einem grossen natürlichen Treibhause. So werden die zur Wartung des Feuers und zur Hülfeleistung bei Schiffbrüchen auf Christiansö jetzt zurückgebliebenen circa 30 Lootsen und Matrosen mit ihren Familien immer ein einsames aber angenehmes und gesundes Leben führen können. Sie verlieren freilich ihr Kirchlein und werden in eine Bornholmer Kirche eingepfarrt, aber hoffentlich wird man ihnen wenigstens eine Schule lassen und einen tüchtigen Lehrer anstellen, der sonntäglich einen Gottesdienst mit ihnen halten kann. Wie die Kirche und Schule, die Wohnung des Kommandanten, des Verwalters, eine Mühle und alle anderen Gebäude und öffentlichen Institute sich auf Christiansö befanden, so befindet sich auch noch jetzt das Feuer — ein zum Unterschiede des bornholmer festen Feuers im Jahre 1805 aufgerichtetes Blinckfeuer*) in dem grossen Thurme auf Christiansö.

*) Für die mit maritimen Verhältnissen nicht bekannten Leser bemerken wir, dass unter den verschiedenen Feuern, die für die Leuchtthürme benutzt werden, besonders zwei hervorzuheben sind: die festen und die Blinckfeuer. Ein festes Feuer, wie in dem Wort selbst bezeichnet wird, ist vom Untergang bis zum Aufgange der Sonne in gleicher Weise sichtbar und wird durch einen Kreis unbeweglicher Lampen hervorgebracht, die ihren ohnehin starken Schein noch durch die Reflexion der hinter ihnen angebrachten blanken

Diese Insel, die 1000 Fuss lang und gegen 500 Fuss breit ist, erhebt sich 60 Fuss über die Meeresfläche und das Feuer ist in einer Höhe von 92 Fuss angebracht, so dass es weit umher von den Schiffern bemerkt werden kann.

Die dritte der kleinen Inseln — Graesholm, nur 400 Schritte nordwestlich von Frederiksholm gelegen — ist wenigstens für Vögelliebhaber die merkwürdigste. Denn, wenn weder Häuser noch Menschen, noch andere Thiere auf ihr zu finden, ja selbst das Gras, von dem sie den Namen hat, nur sehr spärlich, so war sie doch wenigstens bis jetzt während des ganzen Jahres voller Leben. Während des Frühjahrs und Sommers kommen nämlich Eidergänse in grossen Schaaren, bauen da ihre Nester und brüten ihre Jungen. Im Herbst ziehen sie wieder ab, aber kurz vor ihrer Abreise haben sich eine andere Art Seevögel (Gadiser genannt) eingefunden, die den Winter über bleiben und erst im Frühjahr wieder den Eidergänsen Platz machen. Die letzteren, wie unsere Leser wissen werden, geben die Eiderdunen. Die gänslichen Weibchen machen nämlich den zu erwartenden Jungen zwischen den Klippen ein weiches Nest von den feinen grauen Federn, die sie aus der eigenen Brust rupfen und bedecken mit denselben auch die Eier. Aber zweimal — hier wie auf den kleinen Inseln bei Island — werden ihnen von den Eiderdunensammlern die Federn hinweggenommen. Da rupft das entblösste Weibchen dem Manne die Federn von der weissen Brust

Metallspiegel verstärken. Ein solches festes Feuer ist z. B. das auf dem „steilen Berg" auf Bornholm. Ein Blinkfeuer ist sichtbar und verschwindet in ganz kurzen Zwischenräumen. Die sogenannten argantischen Lampen und die messingenen, aber vergoldeten und immer sehr blank polirten Spiegel sind nämlich in der Laterne an drei Armen angebracht, die vermittelst eines Uhrwerks bewegt werden. Diese Bewegung macht z. B. alle ¾ Minuten einmal ¼ Minute das Feuer unsichtbar. Ausserdem hat man farbige Feuer oder, wenn auf einem Punkte in der Nähe schon ein festes und ein Blinkfeuer angebracht sind, auch zwei Feuer u. s. w.

und diese Federn bleiben vom Sammler unberührt, denn wenn er auch zum dritten Male das Werk der elterlichen Liebe stört, verlassen die Vögel die von ihnen bewohnten Inseln und kehren nie wieder auf dieselben zurück. Die Eiderdunen auf Graesholm waren bisher eine Einnahme des Kommandanten; wie noch jetzt auf den Inseln bei Island, durfte Niemand dort schiessen, und kein Hund und keine Katze wurde auf der Insel geduldet. Aber jetzt schwebt über Dunen und Gänsen von Graesholm ein Damoklesschwert, und wer sie hier noch sehen und beobachten will, muss sich noch in diesem Jahre auf den Weg machen. Denn die Bornholmer Fischer sind bereits darum eingekommen, gegen diese Thiere einen Vernichtungskrieg beginnen zu dürfen, da sie ihnen vielen Schaden dadurch bringen sollen, dass sie die Lockspeise (kleine Fische und Würmer) aus den Netzen nehmen. Wie man sagt, ist die Gewährung dieses Gesuches zu erwarten und dann — Gute Nacht, ihr Eidergänse auf Christiansö!

Der Besuch von Christiansö wird freilich auch ohne Festung und Gänse, wenn er sonst vom Wetter begünstigt wird, noch immer etwas Romantisches und Genussreiches haben, und wer Bornholm bereist, sollte ihn nicht versäumen. Wir sagten schon, dass die Ueberfahrt sich am schnellsten von Gudhjem aus macht. Von hier kann bei günstigem Winde der Weg in kaum zwei Stunden zurückgelegt und der ganze Ausflug daher sehr gut in einem halben Tage gemacht werden. Sollten bei der Ankunft in Gudhjem Witterungsverhältnisse eintreten, die für den Tag das Segeln entweder zu gefahrvoll oder aber zu langweilig machen würden, so böte freilich Gudhjem, ein unbedeutendes Fischerdorf, wenig Zeitvertreib, aber man kann bis auf besseren Wind oder ruhigeres Meer — wenn sonst für diese Veränderungen Anzeichen vorhanden sind — einen Ausflug nach einem der wildesten und prachtvollsten Punkte der Insel vornehmen. Zwischen Gudhjem und Svanike (Siehe Seite 31) finden wir nämlich die soge-

nannte Randklöve — eine von zwei steilen Felsenwänden gebildete, 168 Fuss lange und 2 bis 3 Faden breite, an ihrer tiefsten Stelle 72 Fuss, an ihrer flachsten 48 Fuss tiefe Schlucht, die Westnordwest, also fast parallel mit der Küste läuft. Eine Menge phantastischer Klippengebilde und der wunderbarsten Aus- und Einsichten bieten sich da dem Wanderer dar, der — natürlich an der Seite und zuweilen der Hand des kundigen Führers, denn sonst möchten diese Wanderungen sehr gefährlich sein — erst von Oben diese Schlucht betrachtet und dann in ihr selbst umherklettert. Dicht an der östlichen Klippenwand derselben wogt — ohne weiteren Strand — das Meer und zwar gleich so tief, dass ein Linienschiff bequem an den Klippen dahin segeln könnte. An dem südlichen Ende der Schlucht war, wie die Sage erzählt, eine jetzt unzugänglich gewordene Höhle, die tiefer und immer tiefer unter mehreren Klippen fortging. In diesen Felsenkeller soll ein Bauer sein Weib gestürzt haben. Sie war guter Hoffnung, und ihre Todesstunde gab zwei Kindern das Leben und den Tod bald nachher. Aber die Unthat war mit dem dreifachen Tode nicht begraben. Ein Schwedischer Schiffer sah in der Nacht nachher, von seinem Fahrzeuge aus, zwei Lichter an dieser Stelle und hörte eine klagende Stimme. Am Morgen geht er an das Land und nimmt seinen Hund mit sich. Der Hund lief sofort in die Höhle, der Schiffer folgte und fand die Leichen. Der Thäter wurde gleich ermittelt, räumte sein Verbrechen ein und erlitt den Tod durch Henkershand. Als das Urtheil vollstreckt war, hörte das Klagegeschrei auf, das man bis dahin allnächtlich an dieser Stätte vernommen, aber noch lange nachher wurden zuweilen von Fischern und nächtlichen Wanderern in der Gegend der Höhle zwei Lichter bemerkt, und die sie sahen, beteten ein Vater-Unser für die Seele des Missethäters.

Wir müssen zu Herrn Madsen auf Dyndalengaard zurück, um an seine Wirthschaft einige allgemeine Bemerkungen über die Bornholmische Landwirthschaft zu knüpfen, und wir thun es, indem wir denjenigen unserer Leser, die für solche Dinge durchaus kein Interesse haben, rathen, die nachfolgenden Blätter bis Seite 144 gänzlich zu überschlagen — für unsere anderen Leser werden sie einige recht curiose Dinge enthalten. Herr Madsen hält 9 Pferde und 10 Kühe, und, nur wenige Höfe ausgenommen, findet man dieses oder ein ähnliches charakteristisches Missverhältniss zwischen der Zahl der Pferde und des Rindviehes überall auf Bornholm. Es gehört zu den Traditionen aus der Väter.Zeit und wird schwerlich eher aufhören, als bis die fortschreitende Intelligenz des Bauernstandes andere Umstände beseitigt hat, die mit diesem Missverhältniss und seinen Folgen in nahem Zusammenhange stehen. Dahin gehört zuvörderst der Gebrauch veralteter, schwerfälliger, in Dänemark wie in den meisten Gegenden Deutschlands längst verdrängter Ackergeräthschaften, namentlich solcher Pflüge. Wenn man auch jetzt nicht mehr wie früher den einen Pflug von den vier besten Pferden des Stalles, den anderen von den sechs geringeren, oft nur zweijährigen Füllen oder alten ausgedienten Gaulen ziehen lässt, so sind doch vierspännige Pflüge und Wagen auch auf einem Terrain nicht selten, wo eine bessere Construktion derselben zwei dieser Zugthiere ganz entbehrlich machen würden. Aber nun kommt freilich die geringere Beschaffenheit der Pferde selbst in Betracht. Klein und flink, sind ihre eigentlichen Arbeitsleistungen doch nur geringer. Bekanntermassen werden fast alle Hausthiere auf kleineren Inseln, wenn die Raçe nicht häufig durch die Kreuzung mit herübergeführtem Vieh aufgefrischt wird, immer kleiner und kraftloser, vielleicht nach denselben Naturgesetzen, nach denen z. B. die Spanische Grandenfamilien, die immer nur unter sich heiratheten, jetzt zu Sprösslingen gekommen sind, die sich nicht mehr durch ihre Grösse, sondern

ihre Kleinheit auszeichnen. So hat auch Bornholm früher grosse und kräftige Pferde gehabt, und noch aus dem achtzehnten Jahrhundert wird berichtet, dass jährlich für über 7000 Thaler Pferde ausgeführt wurden. Es muss also seit jener Zeit eine grosse Entartung eingetreten sein, und wenn auch einzelne Bürger und Bauern sich selbst mit besseren Pferden von Dänemark versorgt haben, so hat man doch vielleicht für die Erhaltung und Verbesserung der Pferdezucht im Allgemeinen nicht das Interesse gehabt, das die isolirte Lage der Insel doppelt nothwendig macht. Vielleicht dass die Landhaushalts-Gesellschaft, die sich um die Förderung des Dänischen Ackerbaues schon so bedeutende Verdienste erworben, auch bald hierauf ihre Aufmerksamkeit richtet.

In Dänemark, wo die meisten der früheren Regierungen zur Entwickelung des Landes nur sehr wenig gethan haben, verfolgt seit 1769 die Landhusholdnings-Selskabet (Landhaushalts-Gesellschaft) — die, durch intelligente und vaterlandsliebende Dänen mit grossen Kapitalien fundirt, nicht unbeträchtliche jährliche Einnahmen aus den Zinsen jener Kapitalien und den jährlichen Beiträgen ihrer Mitglieder (10 Thaler) bezieht — einen grossen Theil der Aufgaben, mit denen sich zur Förderung der Landwirthschaft z. B. in Preussen das landwirthschaftliche Ministerium und Landes-Oekonomie-Collegium beschäftigen. Wir gedenken, andern Orts hierauf zurückzukommen, aber wollen doch hier zweier, vielleicht sehr praktischer Einrichtungen Erwähnung thun, die jene Gesellschaft seit einer Reihe von Jahren mit Erfolg getroffen hat. Einmal hat sie sich nämlich mit einer Anzahl der tüchtigsten, grösseren Landwirthe Dänemarks in derartige Verbindung gesetzt, dass sie bei ihnen Bauernsöhne, die sich mit guten Zeugnissen an die Gesellschaft gewandt haben, unterbringt, und den jungen Leuten, die als Knechte mitarbeiten, einen bestimmten Lohn garantirt. Diese Eleven erhalten nach drei Jahren, in denen sie auf drei verschiedenen Höfen in verschiedenen Theilen des Landes

gearbeitet haben, von der Landhaushaltungs-Gesellschaft selbst ein Zeugniss über ihre Ausbildung, finden mit demselben leichter ein Unterkommen als Avlskarle (Hofmeister), oder kommen mit tüchtigeren Kenntnissen und erweiterterem Horizonte nach der väterlichen Wirthschaft zurück. Der Nutzen einer solchen Einrichtung für die Erziehung eines tüchtigen Bauernstandes ist so einleuchtend, dass die Gesellschaft weder über den Mangel an Besitzern zu klagen hat, die etwas lehren, noch über Mangel an Bauernsöhnen, die etwas lernen wollen, und sind seit 1818 360 Personen in der oben erwähnten Weise untergebracht. Vor 1848 genossen sie auch Militärfreiheit. Aber nach Wegfall dieser Vergünstigung ist die Zahl dieser Eleven noch gestiegen, die jetzt circa 64 jährlich beträgt. Mit einer anderen Massnahme aber greift die Gesellschaft unmittelbar in die Gegenwart ein. Sie lässt nämlich eines ihrer Mitglieder, den Professor Jörgensen in Copenhagen — einen Mann, der nach der ausgezeichnetsten theoretischen und praktischen Vorbereitung im In- und Auslande auf der Höhe der landwirthschaftlichen Errungenschaften und Bestrebungen dieser Zeit steht und vor Kurzem an die Stelle des Geheimen Raths und früheren Premiers, A. S. Oersted, zum Mit-Präsidenten gewählt ist — jeden Sommer abwechselnd in diesem und jenem Landstrich bei grösseren und kleineren, ja kleinsten Besitzern zubringen, wodurch nicht allein schon sehr vielen Wirthschaften die wesentlichsten Vortheile zu Theil geworden, sondern auch die Gesellschaft selbst zu einer möglichst genauen Kenntniss des Landes gekommen ist.

Von Bornholm sind im grossen Gegensatz zu der Ausfuhr an Getreide (Weizen 18,570, Roggen 1,571, Gerste 18,078, Rapssaat 2,731 Tonnen*) im Jahre 1852, über das amtliche Nachweise vorliegen) nur 51 Tonnen Butter ausgeführt worden. Diese 51 Tonnen repräsentiren nach jetzigen Preisen einen Werth von circa 4000 Thalern. Nun ist aber

*) Eine Tonne = $2\frac{30}{57}$ Preussische Scheffel.

im ersten Hefte (Kopenhagen 1806 — 10) der „Sammlungen der Bornholmischen Gesellschaft für die Nachwelt" bei Besprechung des Missverhältnisses zwischen dem Halten von Kühen und Pferden, nachgewiesen worden, dass schon damals jährlich 6000 Liespfunde*) (96,000 Pfund) zur Ausfuhr hätten gewonnen werden können, was heute, eine grössere Produktion selbst nicht angenommen, schon einen Werth von gegen 40,000 Thlrn. darstellen würde. Selbst die ungewöhnlich grosse Consumtion von Butter, die auf den Kopf der Bevölkerung Bornholms kommt, und die man auf mindestens 80 Pfund schätzt (!) — auf Island kommen 164, im übrigen Dänemark circa 52 Pfund jährlich auf den Kopf — könnte daher die nunmehrige geringe Ausfuhr nicht erklären, wenn es nicht durch die verhältnissmässig geringe Zahl und die Beschaffenheit des Rindviehes geschähe. Denn was die Kühe selbst betrifft, so gilt das von den Pferden Gesagte bei ihnen in noch höherem Grade. Die meisten Kühe, die wir sahen, waren klein und mager, in grossem Gegensatze zu den Seeländischen, und Milch wie Butter standen daher weit hinter der letzteren zurück. Von nicht erheblichem Einfluss hierauf, aber aus anderen Gründen bemerkenswerth, mag die Art der Behandlung des Rindviehes sein — nicht allein die im Allgemeinen geringere Sorgfalt für seine Pflege, sondern auch das Werfen mit Knütteln und Steinen, das ich seitens der Hirtenjungen oft genug bemerkt habe, und das weder für die, welche es, wie es immer schien, mit einem gewissen Vergnügen thaten, noch für das Vieh selbst gut sein kann.

Herr Madsen auf Dyndalengaard gewann von seinen zehn Kühen natürlich weder Butter noch Milch zum Verkauf, sondern Alles wurde in der Wirthschaft verzehrt. Des Gegenstückes halber wollen wir hier einen Blick auf einen grossen Hof in Seeland, nach dem, seiner Butter wegen so berühmten

*) Ein Liespfund = 16 Preussische Pfunde.

Gute Gjeddesdal thun. Bei Gjeddesdal wäre freilich von noch vielem Anderen zu sprechen, als nur von der Butter — von der auch sonst so vortrefflich eingerichteten und geleiteten Landwirthschaft, von dem Eifer und dem vortrefflichen Herzen des Besitzers, Herrn Ritter A. Valentiner, von dem frommen und doch fröhlichen Geiste im Hause der Herrschaft und von dem selten schönen Verhältniss derselben zu den Dienstleuten. Doch hiervon des Weiteren, wenn ich einmal „Seeland und die Seeländer" meinen Lesern beschreiben werde, und hier nur die Notiz, dass in der Meierei Gjeddesdals (das 1000 Magdeburger Morgen Land hat und auf dem, einschliesslich des Jungviehes, 170 Stück Rindvieh sich befinden, und nur 24 aber starke und schöne Arbeitspferde), durchschnittlich wöchentlich 350 Pfund Butter zum Verkaufe gewonnen werden (in den Sommermonaten über 500 Pfund), und dabei noch eine sehr bedeutende Quantität Käse, was nach mässigem Anschlage jährlich eine Brutto-Einnahme von circa 8000 Thalern gewährt. Aber unter dieser Meierei wird der Korn- und Rapsbau nicht vernachlässigt, und man kann den Verkauf von Weizen allein jährlich doch auf 600 Tonnen anschlagen.

Da der Besitzer Gjeddesdals übrigens zu denen gehört, die zuerst mit grossem Erfolge und zur Ermuthigung vieler anderer Landwirthe in Seeland die Drainage im Grossen betrieben haben, und sie nunmehr auf fast allen seinen Feldern durchgeführt hat, so wollen wir nur noch in Bezug auf Bornholm erwähnen, dass hier dieser Fortschritt der Landwirthschaft noch so gut wie gänzlich unbekannt ist.

Schaafe werden von Alters her gegen 20 Stück auf jedem Hofe gehalten, ihre Wolle daselbst verarbeitet und verbraucht. Man will behaupten, dass sie feiner als die Seeländische sei. In jüngster Zeit haben einige Hofbesitzer auch begonnen, die Schaafzucht etwas im Grösseren zu betreiben, aber der bedeutendste hatte doch nur gegen 100 Stück. Wolle wurde im Jahre 1852 nur 457 Pfund ausgeführt.

Schweine spielen eine grosse Rolle. Es finden sich von diesem ebenso unsaubern wie appetitlichen Thiere auf jedem Hofe mehrere, auf den grösseren wenigstens zehn Stück, aber aus den Strassen der kleinen Städte, in denen sie früher sehr ungezwungene Promenaden machten, sind sie glücklicherweise verschwunden. Fast jeder Bauer beschäftigt sich auch mit der Bienenzucht, und man kann auf einem Hofe zuweilen zwanzig Stöcke sehen. Der Honig wird theils roh gegessen, theils zu Speisen verbraucht; zuweilen soll er auch unter Branntwein gemischt werden.

Dyndalengaard ist ein Selveiergaard (Selbsteignerhof). Aber der Unterschied zwischen Propietärgaarde, Selveiergaarde und Vornedegaarde ist heute nur noch ein Unterschied der Namen. Wenn früher die ersteren von einigen Abgaben befreit, die letzteren dagegen eigentlich nur Faestehöfe waren, die der Krone gehörten, so sind es jetzt alles freie, aber auch steuerpflichtige Besitzungen. In den anderen Theilen Dänemarks giebt es noch jetzt viele Faestehöfe, nämlich Höfe, die von dem Eigenthümer des Grund und Bodens (dem Gutsherrn) einem Bauer für dessen Lebzeit für eine bestimmte, bei Uebernahme des Hofes zu entrichtende Summe und ausserdem noch eine jährliche Abgabe verfaestet, d. h. in Nutzniessung gegeben wurden. Fast immer erhält der älteste Sohn denselben Hof in Faeste, welchen der Vater gehabt, ja oft findet die neue Verfaestung noch bei des Alten Lebzeiten statt. Auf Bornholm wurden aber im Jahre 1744 211 solcher Faestehöfe, deren Eigenthümer die Krone war, auf einmal zu einem wahren Spottpreise verkauft, nämlich für 37,000 Reichsthaler, von denen der Hofmann, der den Rath zu dieser Versilberung und Verschleuderung von Staatseigenthum gegeben und den Verkauf selbst geleitet hatte, noch ein Douceur von 4000 Thalern erhielt. Das waren glückliche Zeiten — wenigstens für die Hofleute, denn die Kasse des Königlichen Herrn, die zugleich Staatskasse war, darf sich ihrer nicht rüh-

men. Im Gegentheile bietet diese kleine Geschichte nur einen von den hundert Belegen, mit welcher grossen Leichtigkeit man früher in Dänemark gewirthschaftet und durch die Resultate solcher Verwaltung im In- und Auslande den Glauben erzeugt hat, Dänemark bedürfe des Sundzoll-Almosens, um als selbsständiger Staat existiren zu können! Für den Bauernhof waren durchschnittlich 171 Thaler und für die Tonne Hartkorn war nur wenig über 21 Thaler gezahlt. Da die Bezeichnung „Tonne Hartkorn" ausserhalb Dänemarks wenig gebräuchlich ist, aber in Mittheilungen über dasselbe häufig gebraucht wird, ist dem Leser eine Erklärung vielleicht willkommen.

Vor Einführung der absoluten Monarchie, die in Dänemark wie in den meisten europäischen Ländern aus dem Siege der Königlichen Macht über den Adel hervorgegangen ist, waren es die adeligen Höfe, die im Besitze des ganzen Landes waren und dem Könige bewilligte Steuer auf die ihnen zugehörigen Bauernhöfe vertheilten und sie von ihnen einzogen. Diese Vertheilung, so wie die Vertheilung der Abgaben, welche die Bauern an den Gutsherrn selbst zu leisten hatten, erfolgte nach dem Jordbuche (Erdbuche) des Gutes. In diesem Buche war nämlich bei jedem einzelnen Hofe die Anzahl Tonnen Getreide vermerkt, die derselbe nach Schätzung des Gutsherrn, nach der Beschaffenheit des Bodens u. s. w. wohl in Abgaben aufbringen konnte. Diese Tonnen hiessen „Tonnen hartes Korn", was später in Hartkorn verkürzt ist. In Tonnen Hartkorn wurden ebenso alle anderen Gerechtsame und Verpflichtungen angeschlagen. Die Jordbücher waren auch die Steuerregister, deren sich anfänglich die Beamten des absoluten Königs bedienten. Da aber bei der Zunahme der Grösse der Steuern die Ungerechtigkeiten dieser Jordbücher immer greller hervortraten, wurde im Jahre 1688 das ganze dänische Land vermessen und geschätzt, und es kam eine Steuermatrikel zu Stande, die 388,000 Tonnen Hartkorn auswies. Diese Matrikel

ist bis zum Jahre 1844 in Kraft gewesen. Aber seit langer Zeit war ihre Unrichtigkeit im Verhältniss zu den inzwischen eingetretenen Veränderungen gefühlt, und schon im Anfange dieses Jahrhunderts eine, im Jahre 1823 vollendete neue Schätzung des Landes angeordnet, die 1845 jedoch mit der Maassgabe in Kraft trat, dass zwei Drittel der Abgabe noch nach dem alten Hartkorn, und nur ein Drittel nach dem neuen Hartkorn entrichtet werden sollten. Die Schätzung selbst, die für das Land 376,000 Tonnen Hartkorn ergab, beruht auf einer Eintheilung des Landes in 24 Klassen, so zwar, dass 72,000 □F. zur 24sten (höchsten) Klasse eingeschätzt gleich einer Tonne Hartkorn galt, also 72,000 □F. zur 12ten Klasse geschätzt nur eine halbe Tonne Hartkorn. Nach dieser, in der unglücklichsten Periode und mit der grössten Schonung vorgenommenen Schätzung kommen durchschnittlich in Seeland und Fühnen 10 Tonnen Landes (nämlich 2 Magdeb. Morgen = 1 Tonne Land) auf eine Tonne Hartkorn, in Jütland 26¼, im ganzen Königreich 14¼ Tonnen.

Nach diesen Tonnen Hartkorn — eine Tonne Hartkorn zerfällt in 8 Scheffel, ein Scheffel in 4 Viertelmaass, das letztere 3 Album — wurden und werden die sämmtlichen Steuern vertheilt, welche die ländliche Bevölkerung aufzubringen hat, wobei wir noch als Curiosum anführen wollen, dass diese Steuern heute, nachdem der Werth des Bodens und die Preise der Produkte sich auf mindestens das Dreifache erhöht haben, in Dänemark nicht höher, sondern geringer sind, als sie es vor 50 Jahren waren!

Wir kommen noch einmal auf die Faestehöfe zurück. Es ist niemals und auch heute noch nicht gestattet, dass ein Gutsherr einen Faestehof etwa nach dem Tode des Inhabers mit dem Gute selbst vereinigt. Aber nach der gegenwärtigen Gesetzgebung kann er ihn jeder Zeit in freies Eigenthum des Faesters verwandeln. Von dieser Freiheit machen viele Gutsherren und Faester Gebrauch. Die Letzteren zahlen dann ei-

nen Theil des Kapitals an, den anderen verzinsen sie gewöhnlich mit 2½ pCt. Die Abneigung des dänischen Bauern aber, Schulden zu haben, und seine Liebe zur völligen Unabhängigkeit geht so weit, dass jenes Kapital zuweilen, trotz des unverhältnissmässigen niedrigen Prozentsatzes nicht länger als ein oder zwei Jahre stehen bleibt, sondern so bald als möglich von dem Eigenthümer abgezahlt wird.

Uebrigens befindet sich die Faeste-Gesetzgebung*), wie so vieles Andere in Dänemark, augenblicklich in einer Krise, indem von einem Theile der „Bauernfreunde" (die Bauern können wenigstens von einigen derselben sagen: Gott schütze uns vor unseren Freunden, mit den Feinden werden wir selbst fertig werden) ungestüm verlangt wird, dass die Gutsbesitzer durch ein Gesetz gezwungen werden sollen, alle Faestehöfe in freies Eigenthum zu verwandeln. Wir begreifen nicht, wie man mit einiger Achtung vor dem Eigenthum einen solchen Zwang rechtfertigen will, wo er nicht für das Gesammtwohl eine gebieterische Nothwendigkeit wird. Aber er ist ausserdem auch ganz überflüssig. Wenn auch heute noch hier und dort ein Gutsbesitzer in seinem übel verstandenen Interesse die Umwandelung verweigert, es wird bald genug ihm klar werden, wie er hierbei nur gegen seinen eigenen Vortheil gehandelt hat, und diese wichtige Erkenntniss auf beiden Seiten wird gerechter und besser erreichen, was jene Partei jetzt auf Kosten der Gerechtigkeit und der bürgerlichen Ordnung zu erstreben sucht. (3)

*) In einem späteren Werke über Seeland selbst hoffe ich auf die ländlichen Verhältnisse und die agrarische Gesetzgebung in Dänemark ausführlicher eingehen zu können. Mein sehr verehrter College, der Königlich schwedische General-Consul, Commandeur etc. Everlöw, hat in schwedischer Sprache über diesen Gegenstand vor einem Jahre ein vortreffliches Werk veröffentlicht, dem eine deutsche Uebersetzung wohl zu wünschen wäre.

Das Land Bornholm ist auf 8247 Tonnen Hartkorn geschätzt, hier bilden jedoch 49,000 □F. Land zur 24. Klasse 1 Tonne Hartkorn. Der grösste Hof hat circa 27 Tonnen, der nächstgrösste nur 18 Tonnen Hartkorn, 39 Höfe, jene beiden eingerechnet, haben 12 Tonnen Hartkorn und darüber. Die grösste Zahl der Höfe hat 6, 7, 8, 9 Tonnen — unter 6 Tonnen giebt es 172. Auf Bornholm kommen nach der jetzigen sicherlich sehr unvollkommenen Schätzung 12 Morgen Land durchschnittlich auf eine Tonne Hartkorn; die 100 Tonnen Land von Dyndalengaard geben 9 Tonnen Hartkorn. Diese Tonnen Hartkorn werden entweder in natura oder in Geld nach der Kapitelstaxe entrichtet — wobei rücksichtlich Bornholms in Betracht kommt, dass auch jede Tonne Hartkorn ausser einem gewissen Geldbetrag noch auf eine Buttersteuer eingeschätzt ist — und bringt die Insel auf diese Weise dem Staate jährlich einen Netto-Ertrag von ungefähr 40,000 Thlr. ein.

Betrachten wir nun hier noch eine bornholmische Eigenthümlichkeit — nämlich das Erbrecht. Man wird in den alten Herkommen und Observanzen, auf denen es beruht, und die von Christian VII. im Jahre 1773 in einem Gesetze zusammengefasst sind, vielleicht nicht Weniges finden, was auch anderwärts der Nachahmung werth wäre. Aber man urtheile nicht vorschnell, sondern lese zu Ende.

Stirbt ein Hofbesitzer, so hat der jüngste Sohn das nächste Recht zu dem Hofe. Ist der jüngste Sohn schon todt, so erbt zunächst der nächstjüngste Sohn u. s. w., und sind überhaupt keine Söhne oder deren Erben vorhanden, so geht unter den Töchtern die ältere der jüngeren vor.

Ist der jüngste Sohn verstorben, so sind seine Kinder zum Hofe mehr erbberechtigt als die älteren Söhne und Töchter des Erblassers oder deren Kinder. Die Söhne der jüngeren Söhne gehen den Söhnen der älteren Söhne, die Töchter der älteren Töchter den Töchtern der jüngeren vor u. s. w. Sind die Kinder aus verschiedenen Ehen, so gehen die Kinder vor,

durch deren rechten Vater oder durch deren rechte Mutter der Hof in den Besitz der Ehegatten gekommen war.

Hat ein Besitzer mehrere Höfe, so muss er selbst anordnen, welchen von ihnen der jüngste Sohn erhalten soll. Hinterlässt er keine solche Anordnung, so hat der jüngste Sohn die Wahl unter den Höfen; die anderen Höfe fallen den anderen Kindern nach der oben erwähnten Successions-Ordnung zu, so jedoch, dass immer nur ein Erbe einen Hof erhält.

Der überlebende Gatte behält den Hof auf Lebenszeit. Aber ein Stiefvater oder eine Stiefmutter müssen ihn nach einem Jahre abtreten, wenn ein rechtes Kind des andern Theils als erbberechtigt zu dem Hofe vorhanden ist. Ist dieser eigentliche Erbe unmündig, so muss der Hof von dem Vormunde verwaltet werden, bis der Erbe 18 Jahre alt ist, oder wenn es ein Mädchen ist, sich verheirathet.

Ist kein dritter Erbe vorhanden, so kommt der Hof an diejenige Seitenlinie, von welcher er ursprünglich herrührt, nach einer näher bestimmten Successions-Ordnung, deren umständliche Darlegung hier kein Interesse hat.

Wer einen Hof kauft, kann aber auch selbst anordnen, wem der Hof, im Falle der Käufer direkte Erben nicht hinterlässt, zufallen soll. Ohne eine solche Anordnung fällt er seinen nächsten Verwandten zu, und zwar zuerst denen von väterlicher Seite, aber im Falle solche nicht vorhanden, denen von mütterlicher Seite. Haben Mann und Frau während ihrer Ehe einen Hof käuflich an sich gebracht, so sind die gemeinschaftlichen Kinder in der oben bestimmten Weise erbberechtigt. Hinterlassen sie aber nicht gemeinschaftliche Kinder, so haben alle Kinder (ohne den Vorzug für diejenigen eines Theils) gemeinschaftlichen Anspruch an diesen Hof, d. h. sie werden als Kinder einer und derselben Ehe betrachtet und erben nach den oben aufgestellten Grundsätzen.

Stirbt ein Hofbesitzer, so soll der Skifteforwalter (die mit den Erbauseinandersetzungen beauftragte Gerichtsper-

son) die sämmtlichen mündigen Erben und die Vormünder der Unmündigen versammeln, um den Erbberechtigten zu ermitteln und demnächst den Preis des Hofes nach billiger Schätzung festzustellen. Im Falle von Streitigkeiten entscheiden nach altem Gebrauche acht Männer, die bei der Sache nicht betheiligt sein dürfen, nach dem Vortrage des dieser Versammlung präsidirenden Bezirks - Gerichtsvogts. Die Grundlage der Schätzung überhaupt bildet ein Gutachten, welches zwei Bewohner des Bezirks nach gewissenhafter Erwägung und unter Berücksichtigung, dass der Erbe damit zufrieden sein kann, abgeben. Ist er unzufrieden, so wird die Feststellung der Taxe ebenfalls einer Entscheidung von acht unbetheiligten Männern unterworfen. Die Summe der Taxe nun muss der neue Hofbesitzer, nachdem er seinen eigenen Antheil abgezogen, an die übrigen Erben zu gleichen Theilen abtragen, und zwar in Raten und Zeiten, wie sie von dem Erbgericht in Erwägung aller Umstände festgesetzt sind.

Ist einer Zersplitterung der Höfe durch diese Bestimmungen vorgebeugt, so haben sie durch die letzteren Anordnungen doch nichts von dem Nachtheiligen und Gehässigen, das nach der Meinung so vieler wichtigen Stimmen sich sonst gegen Minorate und Majorate im gewöhnlichen Sinne anführen lässt. Der Vorzug, den der jüngere Sohn, resp. die ältere Tochter hat, ist zwar immer ein Vorzug, denn nach altem Herkommen wird ihnen immer der Hof zu zwei Dritteln des Werthes angerechnet, aber die anderen Geschwister bleiben deshalb nicht mittellos, sondern erhalten einen verhältnissmässigen Antheil an dem Erbe der Eltern und können damit andere Höfe an sich bringen. Natürlich heirathen in der Regel die zu einem Hofe nicht erbberechtigten Söhne die ältesten erbberechtigten Töchter von anderen Höfen.

Erwähnen wir zum Schlusse noch einige andere Bestimmungen, die, so viel wir wissen, eine Eigenthümlichkeit Bornholms sind. Jedweder Besitzer hat die völlige Freiheit,

seinen Erbhof zwar nicht zu parcelliren, aber zu verkaufen, doch muss er ihn, ehe er denselben an einen Fremden verkauft, für dieselbe Summe seinen nächsten Verwandten anbieten. Wird festgestellt, dass er von seinen Verwandten eine grössere Summe gefordert, als er später von einem Fremden wirklich erhalten, so muss er den ganzen Belauf dieser Summe den Verwandten als Strafe zahlen. Während der Unmündigkeit eines Erben (d. h. bis zum achtzehnten Jahre) darf kein Hof verkauft werden ohne Zustimmung der Obrigkeit und der Verwandten des Unmündigen bei Strafe, dass der Käufer, wenn er nicht schon zehn Jahre im Besitz ist, ihn dem Unmündigen oder dessen Vormund auf Verlangen wieder ohne Entschädigung herausgeben muss. Ueberhaupt schützt ein zehnjähriger Besitz gegen jeden Anspruch von anderer Seite, dass er unrechtmässig erworben oder ererbt sei. — Endlich sind Undentags-Kontrakte, nämlich Verträge, durch die ein Hof gegen Leibrente und Unterhalt für sich und seine Frau von dem Besitzer verkauft wird, nur gültig, wenn sie nicht allein von den contrahirenden Theilen selbst, sondern auch von den nächsten Verwandten beider Theile unterschrieben sind, eine Bestimmung, die besonders um deswillen getroffen ist, dass der Käufer nicht mehr zu leisten übernehme, als er wirklich nach Beschaffenheit des Hofes kann. So viel von der Agrar-Gesetzgebung Bornholms und von Herrn Madsen auf Dyndalengaard.

Der Donnerstag war für den näheren Besuch des Forstes Almindingen mit seinen verschiedenen Sehenswürdigkeiten bestimmt. Wir brechen in einer Gesellschaft von 8 Personen, unter denen die liebenswürdige, praktische Hausfrau, und in zwei Wagen nach genommenem zweiten Frühstück, also gegen 12 Uhr auf, und haben nach anderthalbstündigem

Fahren auf sehr bequemem Wege Almindingen, diesen Wallfahrtsort für die Vergnügungslustigen der ganzen Insel, gerade auf der unserer sonnabendlichen Einfahrt entgegengesetzten Seite erreicht. Almindingen, ziemlich in der Mitte des Landes gelegen, bildet einen Theil des Lyng, und es ist mehr als wahrscheinlich, dass ein grosser Theil der jetzigen Heide früher ebenso bewaldet war, als es heute Almindingen ist, und wie es grosse angrenzende Strecken im Laufe der Zeit wieder werden sollen. Denn man ist nunmehr von der planlosen Verwüstung des Holzes zurückgekommen. Schon eine lange Zeit wird der Königliche Forst Almindingen (was eben so gut „Aller Lust" wie „Aller Eigenthum" übersetzt werden kann) nach verständigeren Principien verwaltet und man wird bei fortgesetzten, mit Umsicht und Energie geleiteten und geschützten Anpflanzungen, in nicht allzu langer Zeit, der Staatskasse eine ziemlich erkleckliche Einnahme aus diesen Forsten sichern können. Nachdem wir noch eine kurze Strecke dem breiten Wege gefolgt sind, der, wie wir von der Rückkehr von Svanike wissen, Almindingen von Westen nach Osten durchschneidet, biegen wir auf einen geraden nach Süden zeigenden Nebenweg ein. Er führt, nur allmälig bergan gehend, auf die Höhe des Rytterknaegten (Reiterknechtes), den höchsten Berg Bornholms, und somit nach dem nächsten Ziele unserer Wanderung.

Ehe wir da hinauf kommen, haben wir Zeit genug, die Bäume und Gesträuche zu den beiden Seiten des Weges zu mustern und uns bei dieser Gelegenheit eine kleine Vorlesung über die Pflanzenwelt Bornholms halten zu lassen, die wir denn so gut wiedergeben, als es unsere, leider nur sehr geringen botanischen Kenntnisse erlauben wollen.

Was zunächst die kleinen Wälder und Büsche betrifft, so kommen die Buchen, die auf Seeland in unvergleichlicher Pracht zu finden, nur einzeln und in schwächlichen Exemplaren vor. Auch die sich häufiger findenden Eichen sind gröss-

tentheils gegen unsere deutschen und die seeländischen Eichen Zwerge und Krüppel, insonderheit gerade in Almindingen. Dagegen finden sich, vorzüglich im Norden Birken in stattlicher Höhe und von starkem Umfange. Ausserdem giebt es und zum Theil in grosser Menge Ulmen, Eschen, Espen, Ellern, Linden und Weiden. Fichten sind erst in neuerer Zeit angepflanzt und habe ich sie nur in Almindingen gefunden. Die Haselnussbüsche, Flieder (Hollunder) werden gross und stark, wohingegen die Wachholdern nur sehr klein bleiben. Hagedorn wächst nicht als Busch, sondern als Baum, der nicht selten 1 bis 3 Fuss im Durchmesser hat. Auch andere Dornarten gedeihen vortrefflich. Alle diese Bäume und Büsche hat Bornholm mit Seeland und den anderen dänischen Ostsee-Inseln gemein. Aber es hat auch hierin seine Absonderlichkeiten, z. B. die Achselbeerbäume, die sonst nur im höheren Norden vorkommen. Die Blätter, mit ungleichen Zacken versehen, sind so breit wie ein Finger und halb so lang. Die Beeren, die in Büscheln wachsen, von denen einer zuweilen 60 bis 70 Stück hat, sind von gelblich-röthlicher Farbe, sollen einen etwas scharfen und herben, aber nicht unangenehmen Geschmack haben und von den Bauern zuweilen statt der Rosinen in die Würste genommen werden, weshalb die Früchte des Achselbeerbaums auch Bauernrosinen benamset werden. Eine Partikularität Bornholms gegenüber den anderen dänischen Inseln ist auch der wilde Mispel-Baum (Cotoneaster vulgaris), der rothe und blaue Beeren trägt und hier auf den nacktesten Klippen wächst. Heidelbeeren, Erd- und Himbeeren wachsen wild, aber spärlich und unansehnlich.

Uebrigens hat die Baum- und Waldwelt Bornholms sicher eine grosse Revolution durchgemacht. Schon im vorigen Jahrhundert fand man nämlich in Moosen, die urbar gemacht werden sollten, ganze Massen von Baumstämmen und nicht allein Eichen von einem, für das damalige und heutige Bornholm ganz ungewöhnlichen Umfange, sondern auch Tannen und

Wallnüsse, von deren Existenz auf der Insel die ältesten Leute und Chroniken niemals etwas erwähnt hatten. Die verschiedenen Baumarten lagen nie unter einander, sondern in kleinen Entfernungen gesondert. Einige Tannen fand man aufrecht, die Eichen alle liegend, aber alle Tannen die lagen, hatten die Spitze nach Westen, die Wurzel nach Osten gekehrt. Das Holz selbst war grösstentheils gut erhalten und ist, namentlich das Tannenholz, von den Besitzern zu allerlei Geräth mit Vortheil verwendet worden. — Obschon de Thurah in seiner, in damaliger Zeit vieles Aufsehen machenden Chronik die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf diese Erscheinungen nachdrücklich lenkte, scheint sich doch keiner derselben zu einer näheren Betrachtung und Erklärung veranlasst gefunden zu haben. Wir kommen später auf diese Erscheinung zurück.

Fruchtbäume finden sich nur in den Gärten. Kirschen, Aepfel, Birnen und Pflaumen werden fast immer reif, und die in den kleinen Städten mit Liebe gepflegte Gärtnerei hat auch schon in der Erdbeerzucht (die in Seeland und Fühnen so eifrig und erfolgreich getrieben wird, wie vielleicht in keiner Gegend Deutschlands) sehr erfreuliche Resultate geliefert.

Dass auf Bornholm Weizen (Hvede), Roggen (Rug, bornholmisch Rou), Gerste (Byg), Hafer (Havre, Hawra) wächst, haben wir schon früher gesehen; auch Erbsen und Wikken werden viel gesäet und geerndtet, wohingegen der auf Fühnen so beliebte Buchweizen sich hier nür seltener findet. Kartoffeln sind erst in den letzten Decennien in bedeutenderen Quantitäten angebaut. Sie werden gross und wohlschmeckend und haben von der Krankheit wenig zu leiden gehabt. Im Jahre 1852 konnten circa 1700 Tonnen ausgeführt werden.

Flachs (Hör, Bornholmisch Liin) wird fast von jedem Hofe, wenn auch nur in kleineren Quantitäten gebaut und grösstentheils selbst verarbeitet. Doch zeigt die Ausfuhrliste von 1852 circa 200 Tonnen Leinsaamen. Auch Hanf findet sich bei vielen Höfen, auf denen die Erndte selbst verarbeitet

wird. Die nicht unbedeutende Einfuhr von Flachs und Hanf zeigt übrigens, dass der Anbau beider das Bedürfniss der Insel selbst nicht befriedigt. Hopfen wird nur von wenigen Bauern zum Hausbedarfe gebaut, insonderheit in der Gegend von Nexö — dessen Hopfen dem Braunschweigischen an Güte gleichkommen soll. Ausserdem wird zur Bereitung des Biers ein anderes Pflanzenproduct „Pors" (Myrica Gale) gebraucht, der auf Bornholm wild wächst. Klee und Heu werden in den verschiedenen Theilen der Insel verschieden in Quantität und Qualität gebaut, aber eine bessere Landwirthschaft im Allgemeinen würde insonderheit dem Anbau des ersteren einen merklichen Aufschwung geben.

An Farbenkräutern (darunter besonders serratula tinctoria) ist eben kein Mangel, dagegen giebt es einen Ueberfluss und eine Mannigfaltigkeit pharmaceutischer Pflanzen, die bei der Kleinheit des Landes auffallend sein würde, wenn sie sich nicht durch die wunderbare Verschiedenheit der Lage und des Bodens erklärte, die auf diesen 10½ □Meilen gefunden wird und die wir später noch näher betrachten wollen. Man versichert, dass auf Bornholm nicht allein alle pharmaceutischen Pflanzen Deutschlands, sondern auch viele Kräuter gefunden werden, die man sonst nur auf den Schweizer Alpen und andere, die man wieder nur im Capland findet. Gleichviel, ob die letztere Anführung hier Nichts oder zu Viel sagt, auch der Botaniker wird Bornholm sehr interessant finden.(4)

In den Gärten werden neben den Küchenkräutern grüner und weisser Kohl, auch gelbe Rüben, Gurken u. s. w. gezogen, aber die Blumenzucht scheint nach verschiedenen Richtungen hin zu vielen Schwierigkeiten zu begegnen, um sich nur einigermassen über ihre niedrigste Stufe erheben zu können. — Immerhin sind in den kleinen Gärten genug Blumen vorhanden, um auch hier bei den Freudenfesten und den Trauerfeierlichkeiten die Stelle ausfüllen zu können, die diesen Kindern der Sonne die menschliche Sitte in fast allen Ländern ange-

wiesen hat. Wie der Schmerz und die höchste Freude in Thränen spricht, so haben und geben wir Blumen zu den Geburtstagen — Blumen zu den Hochzeitsfesten — Blumen auf den Sarg — sind doch die Blumen zugleich ein liebliches Bild irdischer Pracht und irdischer Vergänglichkeit, und ist doch unsere Theilnahme an fremder Lust und fremdem Weh' die Blüthe unseres Herzens und unseres Lebens. Die Hunde- und Pferdeliebhaber und die Katzenliebhaberinnen können sonst recht rohe und harte Menschen sein, aber die Blumenfreunde oder vielmehr die Blumenpfleger sind es fast niemals. Blumenpfleger sage ich, denn Liebe ist immer ein Geben und Empfangen, und man liebt weder Menschen noch Blumen wirklich, wenn man ihnen nicht eine von Herzen kommende und sich selbst vergessende Sorge und Pflege zu widmen vermag. Die demüthigen Herzen aber, die stillen und doch oft so reichen Gemüther sind es, die wir gewöhnlich mit dieser Blumenpflege beschäftigt sehen. Wie die Blumen sich still und geräuschlos, aber beharrlich zur Sonne kehren, so haben sich diese Menschenherzen zur Sonne der Liebe gewendet, dass sie ihr Leben erleuchte und erwärme, und wie die Pflanzen ohne Sonne nicht zur Blüthe kommen, so verknöchern und sterben diese Herzen, wenn ihr Verlangen nach Liebe unerfüllt bleibt. Freilich kann man auch in den Fehler fallen, über den Blumen die Menschen zu vergessen, und wir finden, aber eben nur selten Blumenfreunde, die dieser ihrer Neigung grosse Opfer und ihren Mitbrüdern nicht einmal kleine zu bringen vermögen. Nur sollte die Möglichkeit, dass eine Richtung krankhaft werde, uns nicht verhindern, sie in ihrem gesunden Ursprunge anzuerkennen und sie verständig zu pflegen. Das geschieht unter Anderen auch von denen nicht, welche gleichgültig zusehen, wie ihre Kinder, kindischem Verlangen folgend, Blumen abreissen, um sie wegzuwerfen. Darin liegt immer eine Anlage zu einer Gleichgültigkeit gegen die Gottesnatur und zu einer Rohheit, die so leicht recht verderbliche Früchte bringen können. Sagt lieber, Ihr

guten Mütter, Eueren kleinen Mädchen, dass man Blumen nur pflücken darf, wenn man Anderen damit Freude zu bereiten gedenkt — wie denn alle guten und schönen Gaben, die uns Gott giebt, dazu da wären, dass wir uns selbst ihrer, aber auch und vor Allem in der Freude Anderer freuen sollten. —

Wir kommen noch zur Bornholmer Thierwelt, ehe der Gipfel des Rytterknaegten erreicht ist.

Von den zahmen Thieren wären noch Hunde und Katzen zu erwähnen, von denen sich die ersteren glücklicherweise nicht in so grosser Menge wie in Copenhagen und Helsingör, aber doch auch in allen Sorten bis auf die Schooshündchen der Bauernfrauen vorfinden, während die Katzen als Ratten- und Mäusevertilger überall gepflegt werden. Denn von den verschiedenen Arten der Ratten (Rotter, bornholmisch Rötter) und Mäusen (Mus, bornholmisch Mys, pluralis Mysse) giebt es leider eine grosse Menge.

Wilde Pferde fanden sich in der Rö-Sogn noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und wurden zuweilen Hengste zur Bedeckung eingefangen und dann wieder freigelassen, aber sie sind nun schon seit siebzig Jahren gänzlich ausgestorben. Dass Ellends-Thiere früher auf Bornholm gewesen sind, geht unzweifelhaft aus den in den Moosen bei den oben erwähnten Ueberresten alter Waldungen gefundenen Gerippen hervor, aber dieses „Früher" fällt sicher in die vorgeschichtliche Zeit. Hirsche dagegen, grosse Hirsche und in grosser Zahl gab es noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. So wurden zu Christian IV. Zeit (1630) in einem Jahre 200 Stück erlegter Hirsche von Bornholm nach Copenhagen gebracht, in späteren Jahren auch eine grosse Anzahl lebender, welche die Urahnen und Ahnen der gefleckten Hirsche sein sollen, die sich heute noch auf Seeland befinden. Auf Bornholm giebt es heute weder Hirsche noch anderes Hochwild. Die allmählig dünner gewordenen Wälder und die häufiger gewordenen Wildschützen haben ihnen längst ein Ende gemacht.

Dagegen findet der Jagdlustige viele Hasen. Die Jagd gehörte früher dem König, der sie auch verwalten liess, aber die Hasen vermehrten sich in bedenklicher Weise. Im Jahre 1722 wurde daher die niedere Jagd den Bauern für 200 Thaler jährlich und von ihnen wieder in kleineren Parcellen an Jagdliebhaber verpachtet. Die Zahl der letzteren nahm zu, die der Hasen ab. Hatte man noch im Jahre 1802 für einen Thaler Reichsmünze (22¾ Sgr.) drei und vier Hasen kaufen können, so stiegen sie auf einen Thaler das Stück, sind nicht wieder unter diesen Preis gegangen und kosten heute oft zwei Thaler und mehr — wie in Copenhagen selbst, wohin übrigens namentlich früher viele Hasenfelle von Bornholm gekommen sind und wegen des feineren Haares von den Hutmachern besonders geliebt wurden. Wie Seeland, so hat auch Bornholm einen grossen Reichthum an Füchsen, die sich insonderheit in dem Forste Allmindingen und der buschreichen Rösogn aufhalten. Einer der Dänischen Schriftsteller über Bornholm erzählt von einer sehr spasshaften Fuchsjagd, welche die Bewohner der Knudsker-Sogn im Jahre 1799 abhielten. Es war im schönsten, grünsten Frühling. Die Füchse hatten Enten und Gänsen schlimm mitgespielt, und die Knudsker beschlossen daher die gänzliche Vernichtung dieser Raubthiere. Am zweiten Pfingsttage nach der Kirche machte der Sannemann (Schulze) bekannt, dass sich Alles, was ein Gewehr habe und tragen könne, die Bauern und Häusler, mit Munition und entsprechendem Mundvorrath wohl versehen und an einem der nächsten Tage zu einer grossen Klappjagd einfinden sollte. Aber in der Zeit des lieblichen Festes — das in diesem Jahre den Wald schon ganz grün und Roggen und Weizen auf Bornholm ziemlich hoch gefunden hatte — pflegt Herr Reinecke selten sichtbar zu sein. So jagten denn auch die guten Knudsker, 600 Mann stark, von Früh bis Mittag ohne nur einen einzigen Fuchs gesehen zu haben, und beschlossen gegen 3 Uhr Nachmittags, nachdem sie ihre mitgebrachten Vorräthe gemeinsam

verzehrt, ein gemeinschaftliches Mittagschläfchen im Freien zu halten, nach dessen Beendigung die Bauern ziemlich verdriesslich und ohne Fuchs wieder heimkehrten!

Einmal bei der Jagd, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, dass es leider auf Bornholm Rebhühner (Agerhöns) niemals gegeben hat und auch jetzt nicht giebt, obschon sie in dem benachbarten Schonen so ungemein häufig sind. Das Vergnügen, Hühner zu suchen und zu schiessen, ist den Bornholmern von der Natur versagt. Dagegen schimpfen auch hier passionirte Jäger, dass die Jagdfreiheit ihr Vergnügen mehr und mehr verkleinere. Ja, die Jagdgesetze! Wenn man viele Leute, insonderheit in den Salons darüber sprechen hört, sollte man wirklich meinen, dass im Jahre 1848 in der ganzen Welt kein grösseres Unrecht geschehen wäre, als die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden, wie sie in den meisten deutschen Ländern und auch in Dänemark stattgefunden hat. So wenig man nun auch geneigt sein mag, einer zügellosen Jagdfreiheit das Wort zu reden, und so wenig man sich einem Antrage im Jahre 1848 widersetzt haben würde, den Jagdberechtigten eine billige Entschädigung zu gewähren, so muss doch die Aufhebung eines Rechtes, das sich principiell und „christlich" freilich etwas besser vertheidigen lässt, als die Leibeigenschaft und die Sklavenzüchterei, eher für ein Glück, selbst von denen betrachtet werden, die mit der Art und Weise, in der sie erfolgte, nicht einverstanden sind. Es mag verdienstvoll sein, dem Jagdunwesen, wie es hier und dort noch heute besteht, ernst entgegen zu treten, aber die Bestrebungen, den früheren Zustand zurückzuführen, werden, wie sie an sich verwerflich und für diejenigen nur allzu charakteristisch sind, von denen sie ausgehen, hoffentlich an der Weisheit und Kraft der Regierungen scheitern. Uebrigens giebt es einen viel schlimmeren Feind der Jagd, als es auch die revolutionärste Gesetzgebung sein kann — die Kultur. Sie, die zuerst die wilden Thiere vertrieben hat, ist nunmehr zur

Vertreibung auch des Wildes gekommen, und wenn die Jagdjunker sich in einer prophetischen Stimmung heute zu dem Ausrufe erheben: „In zwanzig Jahren wird man da und dort Hasen nur noch in Menagerien zeigen" — so lässt sich, abgesehen von der Uebertreibung in der Zeitbestimmung, doch auch bemerken, dass man ganz ebenso heute in vielen Gegenden Bären und Wölfe nur in Menagerien sieht, wo sie früher zum Schrecken der Bevölkerung in den Wäldern hausten.

Die fortschreitende Kultur des Bodens und die Kultur überhaupt, sie sind es, gegen welche die christlichen Feodalen aller Länder die ganze Macht ihres Witzes und Einflusses richten müssen, wenn sie wirklich sich selbst treu sein wollten. Von der Kultur „profitiren" wollen, ohne auch ihre Nachtheile für eine beschränkte Selbstsucht dahin zu nehmen — da ist nichts von der Treue der Gesinnung zu sehen, auf die man doch sonst so stolz ist. Der geistreiche Verfasser „der Staatskrankheit" hat schon vor einem Jahre diesen Herren den so wohlgemeinten Rath gegeben, niemals die Eisenbahn zu benutzen und statt im Pariser Frack in den alten Rüstungen auf den Strassen Berlins zu promeniren. Darüber hat man gelächelt; aber als kürzlich ein hervorragendes Mitglied dieser Partei die von dem Standpunkte der Partei sehr richtige und wichtige Klage im Landtage aussprach, dass viele der heutigen Ritter den Kriegshelm mit dem Destillirhelm vertauscht hätten — welcher Sturm erhob sich gegen ihn von Seiten der sonstigen „Freunde?!" Wie mild hiegegen war von dieser Seite doch die Missbilligung, die man kürzlich dem Grafen Pfeil*) entgegen setzte, der den Gutsbesitzern die Ausübung der Polizei, aber ohne Androhung von Strafen für den Missbrauch dieses Amtes, zurückgegeben

*) Wir wissen sehr wohl, dass nach dieser Aeusserung die Parteigenossen des Herrn Grafen zu beurtheilen, weder richtig noch gerecht wäre, aber Niemand kann es verhindern, dass die ausländische Presse dergleichen Aussprüche zur Schilderung preussischer Zustände benutzt — nicht ohne Erfolg, wie uns leider Beweise vorliegen!

wissen wollte und dieses Verlangen damit rechtfertigte, dass er selbst früher „juristisch Unschuldige" habe peitschen und einsperren lassen. Der Feind des Destillirhelms irrte eben, wenn er von den „Freunden" erwartete, dass sie die Destillation oder überhaupt irgend etwas aufgeben sollen, was ihnen Vortheil bringt, denn in diesem Falle sind die Fortschritte der Technik, der Wissenschaft, mit einem Wort der Kultur ganz vortrefflich. In diesem Falle wird jeder Gewerbzweig, der, nur von bürgerlichen Händen betrieben, etwas „Gemeines" behält, durchaus nobel und courfähig. Wir sind nun von der Richtigkeit einer gemachten Gegenbemerkung, dass die Rittergutsbesitzer auch heute noch das Schwerdt vortrefflich zu führen verstehen, völlig überzeugt — obschon wir in dieser Fähigkeit einen Vorzug vor den patriotischen Preussen anderer Stände nicht zu erkennen vermögen. Im Uebrigen scheint aber auch die Kriegslust von jener Seite für die Ruhe Europa's wenig Gefahr zu bringen. Allerdings rief eines der feodal-christlichen Organe — dasselbe, was den besitzenden Bürgerstand „die Canaille des materiellen Besitzes" und die Industriellen und ihre Etablissements „die Raubritter und Raubschlösser der heutigen Zeit" nannte — vor drei Jahren: „Die Welt bedarf eines frischen fröhlichen Krieges, damit die scrophulöse Stickluft etwas gereinigt werde." Aber als nun der frische, fröhliche Krieg kam, da verstummte das Kriegsgeschrei. Da wurden die Neutralität und die Herstellung des Friedens als die höchste Weisheit und das höchste Glück gepriesen, und wenn einzelne Stimmen auf ein Bündniss mit Russland drängten und durch alte Erinnerungen die Kriegeslust gegen Frankreich anzufachen suchten, da geschah es in einer Weise, welche nur allzudeutlich verrieth, wie man an den Erfolg solchen Strebens selbst nicht glaubte und glauben wollte. Denn diejenigen, von denen es ausging, wussten so gut wie wir, dass zwar die Armen und die Nation dem Königlichen Herrn in jeden Krieg folgen würden, aber sie wussten auch, dass dieser Herr keinen

Krieg beginnen wird für die Phantome einer erhitzten Partei-Anschauung. Kaum jedoch trat die Gefahr einer Betheiligung Preussens an dem entbrannten Kriege mehr und mehr in den Hintergrund, da erwachte jene Kampflust mit einem Ungestüm, wie je zuvor. Freilich sollen in diesem Kampfe nur Dinte und Worte vergossen, und der Sieg durch die „Majoritäten" erfochten werden. Auch hat man das Schlachtfeld von der auswärtigen Politik, die bisher wenig Lorbeeren gebracht hat, auf das Gebiet der inneren verpflanzt. Das „revidirte Programm der Rechten" kündigt nicht allein den wesentlichen Bestimmungen und Grundsätzen der Verfassung, sondern auch dem ganzen bestehenden Rechtszustande, den Traditionen der preussischen Politik, welcher Preussen seine Stellung in der Welt verdankt, einen unversöhnlichen Krieg an. Da schreien nun wieder die eigentlichen „Konservativen", die Anhänger und Freunde der Regierung Ach und Weh über die Unersättlichkeit dieser Freunde, und Organe, die seit geraumer Zeit von denjenigen der Rechten par excellence kaum mehr zu unterscheiden waren, traten in einen offenen Kampf mit ihnen. Merkwürdiges Schauspiel! Als ob die Rechten nunmehr etwas Anderes wollten, als sie immer gewollt haben, als ob nicht, was sie jetzt verkündigen, die genaue und richtige Consequenz der längst gepredigten und von einigen Seiten mit so vielem Beifalle aufgenommenen Grundsätze wäre. Das sind eben nur wenige, aber es sind ganze Männer, die sich diesem Programme anschliessen und mit halben Männern und halben Meinungen ist ihnen nicht beizukommen. Ein wenig Christ, ein wenig Royalist, ein wenig liberal, ein wenig feodal, ein wenig national und — die Summe dieser Wenigs giebt immer nur wieder wenig, sehr wenig. Was man einmal sein will, muss man ganz zu sein, wenigstens das ernste Streben haben, denn mit menschlicher Ganzheit bleibt es ja immer noch Stückwerk genug. So muss man auch entweder ein Feind der Kultur oder ein ganzer Freund und warmer Beförderer derselben sein.

Es ist das Letztere wohl möglich, ohne sich die Mängel und Gebrechen zu verhehlen, die in ihrem Gefolge sein können, und die sich in Zeiten des Ueberganges besonders bemerkbar machen müssen. Aber man suche diese Mängel zu bekämpfen, man vereinige sich in einem durch die Liebe zu Gott und den Menschen geweihten, also wahrhaft christlichen Streben, um die Mittel zu suchen, geistigem und materiellem Elende entgegenzutreten, und man gehe dann mit Thaten des Geistes und der Liebe frisch an das Werk. Nur sehe man sich auch um, mit wem man geht, und ob diese Begleiter und Helfer nicht ein ganz anderes Ziel vor Augen und im Herzen haben. Die Kudsker fanden die Füchse nicht, da sie zu Pfingsten mit grossem Lärm und grosser Kampfbegier auszogen. Des Frühlings frisches Grün deckte den Tauben- und Hühnerfeind. Mögen wir denn auch zusehen, ob sich nicht viele andere Füchse hinter Phrasen und Meinungen verbergen, die uns sonst sehr freundlich entgegen lachen können! Mit dieser Mahnung an uns selbst sind wir denn in der bornholmer Thierwelt wieder angelangt.

Mit der allen Pfoertnern *) gewiss gegenwärtigen Erinnerung an unsern braven nunmehr auch längst heimgegangenen Professor Wolff, der nicht selten bei dem Eintritt in die Klasse die Bemerkung machte: „da sehe ich schon wieder viele, die nicht da sind" — fällt uns bei der Rückkehr zur Thierwelt auch noch ein kleines Thier auf, das sich auf Bornholm nicht befindet. Es ist der unermüdliche Wühler Maulwurf. Während er in dem doch nur 6 Meilen entfernten Schweden, auf Seeland und Fühnen zum Schrecken der Gartenbesitzer zahlreiche Vertreter hat, fehlt es auf Bornholm ganz und gar daran. Uebrigens wird die Thätigkeit der Maulwürfe von den Dänen als für den Acker recht erspriesslich betrachtet; für ihre Vertreibung aus Gärten wendet man aber zuweilen ein sehr sicheres, freilich einen guten

*) Zöglinge der Königlichen Landesschule Pforta.

Schützen erforderndes Verfahren an — man schiesst den Maulwurf unter der Erde. Da ich auf diese Weise selbst meinen Garten von diesen Gästen im vergangenen Sommer radikal befreit habe, kann ich sagen, dass das Mittel probat ist und will es der Curiosität halber näher mittheilen. Zu der Zeit, wo die Maulwürfe aufstossen — bei dem Aufgang der Sonne, Mittags und kurz vor dem Untergange der Sonne — begiebt man sich ohne Geräusch an einen ihrer Hügel und feuert in demselben Augenblicke auf die Stelle des durch das Aufstossen entstehenden kleinen Erdrisses ab, wo eben der Maulwurf aufstösst, so zwar, dass man nach der durch einige Beobachtung leicht zu ermittelnden Richtung feuert, in welcher der Gang des Maulwurfs läuft. Ist der Schuss gefallen, so gräbt man mit dem bereitgehaltenen Spaten oder der Hacke rasch nach und findet den Feind zuweilen erschossen, zuweilen auch nur betäubt durch den Pulverdampf, der in seinen Gang gekommen ist. Nachdem ich auf diese Weise dreizehn Maulwürfe erlegt, musste ich wohl eines Tages eine ganze Familie ihrer Eltern beraubt haben, denn wenige Stunden nach dem letzten Schusse fanden sich auf einem Erdbeerenbeete drei kleine Maulwürfe ein, die etwas zu suchen schienen. Wir fingen sie, und in der Hoffnung, einige Beobachtungen an ihnen machen zu können, wurden sie in einen grossen Kasten mit Erde gesetzt. Sie verschwanden auch sofort, kamen kurz nachher wieder auf die Oberfläche, verschwanden wieder und schienen unten sehr thätig zu sein. Am nächsten Morgen aber zeigte sich keine Spur von Arbeit mehr; wir entfernten die Erde und fanden die Thiere todt. Nun hätte man bei ihnen vielleicht sagen können, dass sie noch zu jung waren, um sich selbst ernähren zu können, aber mit einem alten, der in einen noch grösseren Kasten voll Erde mit einigen Regenwürmern gesetzt war, ging es ganz ebenso, und von einem Naturforscher höre ich, dass er sogar die Beobachtung gemacht habe, dass, wenn man selbst in einem Garten ein grösseres Stück Land

mit Brettern nach allen Seiten hin abgränzt, kein Maulwurf in einem durch solche Hindernisse beschränkten Raum lebend bleibt — er arbeitet sich todt. Wie trefflich — mögen Einige denken — passt doch diese Eigenthümlichkeit des Maulwurfs zu dem Bilde des politischen Wühlers. Er lebt nur in der Freiheit seiner Wühlerei; so wie man ihm Schranken macht, arbeitet er sich todt. Ganz recht. Es fragt sich nur, wie man diese Schranken am besten einrichtet, ob man sie auch von Brett, Blei und Eisen oder nicht besser durch die gemeinsame Achtung vor dem Gesetze macht, durch die Anregung und Betheiligung des Bewusstseins, dass wir Alle eines Vaterlandes Kinder und eines Königs Unterthanen sind, und dass daher Gesetzgebung und Verwaltung, weit entfernt, eine Partei oder einseitige Interessen zu begünstigen, nur ein Ziel verfolgen dürfen: das Wohl Aller. Die Bourbonen, hat kürzlich ein Führer der Rechten par excellence gesagt, würden den Thron Frankreichs nie haben wieder zu verlassen brauchen, wenn sie den Muth gehabt hätten, die Restauration, d. h. die Contre-Revolution mit allen ihren Konsequenzen durchzuführen. Wir sagen lieber, wenn sie den Muth und die Kraft gehabt hätten, mit der Contre-Revolution entschieden zu brechen, wenn sie das Gute, was die Revolution von 1788 — dieses furchtbare Ereigniss, aber immer ein Ereigniss in Gottes Hand und in seiner Weisheit beschlossen — gebracht hatte und das Napoleonische System leisten konnte, sich angeeignet und nicht von contrerevolutionairen Rathgebern sich hätten verführen lassen. Auch das waren politische Maulwürfe, und wenn die anderen (die revolutionairen) doch auch vieles Gewürm in Frankreich hatten vertilgen helfen und den Boden gelockert, so untergruben jene den Garten der Tuillerien, dass das Auge der angestammten Herren keine Freude mehr daran haben konnte!

Giebt es keine Maulwürfe, so sind dagegen Stachelschweine (Pindsvin, bornholm. Jylkatta) sehr häufig. Man hat sich über die Abstammung der bornholmischen Bezeich-

nung gestritten. Die Einen sehen darin das schwedische „igelkot" (Igelkatze), die Anderen leiten es von dem dänischen hjul, d. h. Rad ab, noch Andere sehen in der ersten Sylbe ganz einfach das schwedische Igl, welches dem dänischen Jul entspricht. Mit dieser Meinung kommt das Stachelschwein in eine mysteriöse Verbindung zum Weihnachtsfest. Denn Juul oder Jul wird im Dänischen Weihnachten genannt, Weihnachtsabend Juleaften — eine Bezeichnung, die angeblich daher rührt, dass zur heidnischen Zeit ebenfalls im Monat December ein allgemeines Fest „Juul" gefeiert wurde, an dem man sich auch wechselseitig beschenkte.

Das Reich der Vögel ist auf Bornholm besonders stark vertreten, obwohl ein Theil derselben nur flüchtige Gäste sind, die hier auf dem Fluge nach Norden oder Süden einen willkommenen Rasttag finden, ein anderer Theil auf Bornholm nur einen Sommeraufenthalt, ein dritter dort nur seine Winter-Residenz hat. Aber auf die Gefahr hin, dass meine Bornholmer mündlichen und die Dänischen gedruckten Autoritäten in den alten Fehler der Natur-Monographen gefallen sind, jeden Vogel oder Fisch, der sich einmal in einem Lande hat sehen lassen, zu einem Eingeborenen, Ansässigen und Angestammten zu machen, muss ich doch die hauptsächlichen Vögel hier aufzählen, denen das Bornholmer Gast- oder Heimathsrecht nicht bestritten ist. Zuerst sei der Storch genannt, weil er wunderbarer Weise trotz seiner regelmässigen Reisen und trotz seines häufigen Aufenthaltes auf Seeland, von Bornholm so gut wie gar keine Notiz nimmt. Wie de Thurah vor hundert Jahren schreibt, es käme wohl hin und wieder einer dieser gravitätischen Vögel nach Moosen und Sümpfen, um einige Würmer zu holen, aber von einem Neste und zwar nur von einem einzigen, wüssten nur alte Leute zu erzählen, so steht es auch heute, nur dass der seltene Fall eines Nestbaues nach einem langen Zwischenraume sich gerade vergangenes Jahr wieder ereignet hatte. Zahlreicher als ich es sonst, trotz See-

lands, irgendwo gesehen, ist das Geschlecht der Krähe und ihrer Verwandten vertreten. Da giebt es gewöhnliche Krähen (Krager, bornholmisch Kraager), Dohlen (Alleker, bornholmisch Kayer) und am allerhäufigsten die Raage (Saatkrähe). Diese Raage ist ein Zugvogel, ungefähr so gross wie eine Krähe und von glänzend schwarzer Farbe. Zwar giebt es auch einzelne ganz weisse, aber sie sind von den schwarzen gehasst und halten sich ganz allein. Sie lebt nicht von Aas, sondern von Würmern und Insecten, namentlich Maikäfern, und folgt im Frühjahre in grossen Schaaren dem Pfluge des Landmanns. So sehr Letzterer sich hierüber freut, so machen ihm doch später die Raagen vielen Aerger, weil sie auch das Getreide lieben und oft in grossen Schaaren in das ausgewachsene Korn fallen. Sie kommen (der Bornholmer sagt von Pommern) gegen Ende Februar und ihnen zu Ehren heisst der 24ste dieses Monats, der Mathiastag, Raaga-Massa-Tag.*) Da kommen sie freilich noch häufig zu früh, und man findet sie bei strengem Nachwinter haufenweis verhungert oder erfroren am Strande. Auch scheinen sie in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft sich noch wenig heimisch zu fühlen, denn sie bleiben in der Nähe des Meeres, am liebsten auf Düngerhaufen, kehren von Ausflüchten in das Innere des Landes, immer am Abend dahin zurück und nehmen ihr Nacht- und Standquartier in den Wäldern und Büschen nicht eher in Beschlag, als bis der Landmann gegen Ende März zu pflügen beginnt. Zu dieser Zeit aber bricht das ganze Volk der Raagen nach Wald und Busch auf, baut, jederzeit in den höchsten Spitzen der Bäume, (die von dem ätzenden Unrath viel leiden sollen) neue Nester oder verbessert die

*) Noch einige andere Tage haben auf Bornholm besondere Namen. Darunter: der 21. März heisst Svina-Beyntijin (Schweine-Benedictus) weil die Schweine dann ihren Ausgang auf die Weide beginnen, der 22. Februar heisst Paer med deiin varma Stenijn (Peter mit dem warmen Stein), weil an ihm häufig das Thauwetter eingetreten, der 1. August wird törra Paer (dürrer Peter) genannt, weil an ihm gewöhnlich Hitze und anhaltende Dürre beginnt.

alten, legt Eier oder wartet die Jungen, und bleibt bis wenige Wochen vor der Abreise, also während des ganzen Sommers, in der Nähe der Nester. Aber in dem Anfange September, (die Abreise erfolgt Anfang October) kommen sie mit den ausgewachsenen Jungen zu Tausenden auf die Hochebenen und unter einem fortwährenden Geschrei stellen sie dort mit dem neuen Geschlecht täglich die Flugübungen an, wie es die Raubvögel zu thun pflegen. Diese Uebungen der Raubvögel habe ich im letzten Herbste bei Helsingör oft zu beobachten Gelegenheit gehabt. Eine Gesellschaft von sieben Seeadlern fand sich regelmässig über dem von mir bewohnten Garten ein und kündigte ihre Ankunft sofort durch ein lautes Schreien an. Im Anfange schien mir das Schreien keinen andern Sinn zu haben, als eine obligate Begleitung der Flugübungen zu sein, später glaubte ich jedoch zu entdecken — ich räume gern die Möglichkeit eines Irrthums ein — dass das Schreien die Stelle eines Commandos und einer Antwort auf das Commando vertrat. Denn ich nahm ganz deutlich wahr, dass in ganz kleinen Zwischenräumen verschiedene Stimmen ertönten, und dass, wenn Commando und Antwort erfolgt war, eine andere Bewegung oder Gruppirung eintrat. Mögen gelehrtere und schärfere Beobachter untersuchen, was hiervon richtig bemerkt war, oder ob alles Illusion ist. Die Herren Raagen machen nun zuweilen von ihren Uebungen auf den Hochebenen kleine Ausflüge nach den Erndtefeldern und brachten sich daher, wie schon oben erwähnt, in einen sehr üblen Geruch bei dem Landmanne. Die öffentliche Meinung erhob sich gegen diese gefährlichen Subjecte und führte zu einem Gesetze, dass jeder Bauer ausser seinen anderen Steuern auch jährlich eine gewisse Anzahl Raage-Häupter auf der Amtsstube entrichten sollte. Kein Wunder, dass nun eine wahre Hetzjagd auf die Raagen entstand, und dass sie nach einigen Jahren sich sehr wesentlich verringert hatten. Aber nun waren die Bornholmer wieder unzufrieden. Die Raagen frassen und verwüsteten zwar nicht

mehr hie und da das Korn, aber — der Ertrag der Felder wurde doch von Jahr zu Jahr schlechter. Die Würmer und Insecten, die Lieblingsspeise der Raagen, hatten nämlich so überhand genommen, dass die Wurzeln und Keime ganzer Felder von ihnen verzehrt wurden, und den Bauern hierdurch ein viel grösserer Schaden erwuchs, als je zuvor. Da blieb denn Nichts übrig, als die Raagesteuer wieder abzuschaffen oder vielmehr — Herr Skovgaard bemerkt sehr richtig, einmal auferlegte Steuern würden selten wieder ganz aufgehoben, wesbalb man sich bei Einführung Neuer drei Mal bedenken müsse — dahin abzuändern, dass statt der Raagenköpfe, die ein Bauer zu leisten gehabt habe, er einen Schilling per Kopf an Raagesteuer zahlen musste. Seit der Zeit haben sich denn natürlich die Raagen wieder vermehrt, und das Ungeziefer hat sich vermindert. Die jungen Raagen werden aber auch jetzt noch häufig für die Küche benutzt und man versichert, dass die von ihnen gekochte Suppe ganz vortrefflich sei — was übrigens ebenso von der Suppe von jungen Krähen gilt. Es darf daher auch Niemand sich unterstehen, von fremden Bäumen die Nester zu plündern, da der Hofbesitzer es sich selbst vorbehält, „wenn es Zeit ist" seine Freunde zu einer Raagensuppe einzuladen. — Auch Raben (Ravn) giebt es, aber nicht in so grosser Menge, dagegen finden sich Elstern (Skadde) ebenso häufig wie auf Seeland, wo man ihnen immer in grossen Schaaren begegnet. Ausser den gewöhnlichen schwarzweissen nennt man auch Waldelstern (Skovskadde), die sehr schöne Farben, fast Papagayengrün haben, aber gar keine Elstern sondern Holzhäher, und Strandelstern, mit rothem Schnabel und rothen Füssen, die ebenfalls keine Elstern, sondern Austernfischer sind. Diese Austernfischer kommen aber niemals herauf in das Land, sondern bleiben immer am Strande und werden häufig in der Gesellschaft der in grosser Menge zu findenden Kibitze getroffen. Enten und Gänse, zahme und wilde, findet man auf Bornholm in

sehr verschiedenen Gattungen. Von den Eidergänsen haben wir schon bei Christiansö gesprochen. Sie halten sich auch zuweilen auf Bornholm auf, aber bauen hier keine Nester. Diese Strandvögel (Aaboer) sind gross wie türkische Enten und haben geschlossene Füsse. Der Hahn ist im Winter weiss mit schwarzen Flecken auf den Flügeln, grün am Kopfe und etwas grösser als das Huhn, das überall kastanienbraun oder grün ist. Das Fleisch soll sehr wohlschmeckend sein. Die wilden Gänse ziehen im Frühjahr über das Land nordostwärts, im Herbst südwestwärts, aber verweilen dort jedes Mal einige Zeit. Unter den Gänsen (Gaas, bornholmisch ejn Gaasa) wollen wir noch der Grabgans (Gravgaes) erwähnen, die unserer Deutschen Brand- oder Grabente entspricht. Unter den Enten sind die auch an unseren Ostseegestaden häufig vorkommenden Krikenten (Kraekaender) sehr willkommen und werden viel geschossen und verspeist. Tauben, zahme und wilde, finden sich häufig — an den ersteren ist auf Seeland wegen der vielen Raubvögel ein grosser Mangel, und ein Paar Tauben kostet hier 11¾ Silbergroschen nach Preussischem Gelde, während sie in meinem lieben Thüringen für 6 Schillinge (1½ Silbergroschen) zu haben waren. Schnepfen nennen die Bornholmer Beschreiber verschiedene Arten ausser der Waldschnepfe, aber die kleinen bläulichen Ryler sind nicht Schnepfen, sondern Strandläufer; andere kleine, wegen ihrer Stimme Floyter genannt, sind unsere Regenpfeifer, grosse schwarzgraue, die zur Erndtezeit mitten im Lande in der Nähe frischen Wassers, auch am Strande sich zeigen, und Wasserschnepfen, d. h. Wasser- und Rohrhühner mit, so zu sagen halbgeschlossenen Füssen, die sich nur in Teichen und Moosen aufhalten. Norwegische Seevögel sind hier Ortolaner geheissen; Scheerammern giebt es in grosser Anzahl. Unter den Falken findet man besonders viele Habichte (Höge, Höja), und zwar Hühner-, Tauben- und Sperlings-Habichte. Adler kommen zu Michaelis und bleiben bis zum

Frühjahr, wo sie weiter ziehen, um anderwärts ihr Nest zu bauen. Eulen giebt es die Menge, grosse und kleine. — Unter den Wasservögeln seien noch die Haugadisse (Eisente) genannt, deren Fleisch zwar ungeniessbar ist, deren Federn und Daunen aber denen der Eidergänse sehr nahe kommen, — die Horsegöge (Pferdekukuk), wie die einzelnen Begasinen, unsere Meeresschnepfen, genannt werden, weil sie einen, dem Gewieher eines Pferdes ähnlichen Laut von sich geben sollen, aber nicht mit der Stimme, sondern mit den Fittigen, wenn sie aus dem Moose rasch in die Luft fahren. Auch andere Arten von Begasinen werden häufig gefunden. Mewen (Maager) sind natürlich hier sehr zahlreich, grosse und kleine. Von den grossen giebt es schwarzgraue, graue und weisse. Bornholm sehr eigenthümliche Vögel sind der Tolk (Dolmetscher), nämlich der schöne braun-schwarz-weisse Halsband-Steinwälzer und die wie ihr Name zeigt sehr fälschlich zu dem Krähengeschlechte gezählten Aalekrager (Aalkrähen). Dieser grosse Wasservogel mit glänzend schwarzem Gefieder ist nämlich die Cormoran-Scharbe. Ich verdanke die letztere Aufklärung, wie manche andere Notiz über die Bornholmer Vögel, dem berühmten Ornithologen Dr. Kjaerbolling in Copenhagen, dem Besitzer einer der grössten und schönsten Vogel- und Eiersammlungen und dem Zeichner und Herausgeber eines prächtigen, für Vogelliebhaber nicht genug zu empfehlenden Bilderwerkes Ornithologia Danica, Danmarks Fugle, in dem sich bei jedem Vogel auch die deutschen Namen befinden. Dr. Kjaerbolling, dessen Sammlung sich in dem Palais Christian VIII. befindet, hat leider in Christian VIII. seinen erhabenen Beschützer und Förderer verloren, und es wäre dem verdienstvollen Gelehrten von Herzen zu wünschen, dass ihm die verdiente Anerkennung im Auslande und seine Verdienste um die Kenntniss der Vögel Dänemarks selbst, in seinem Vaterlande zu einer angemessenen Stellung verhülfe. Uebrigens können sowohl Bälge als

Eier aus seiner ausgezeichneten Sammlung zu sehr soliden Preisen bezogen werden, und ich wollte mich freuen, wenn diese Zeilen dazu beitrügen, ihm einige Käufer mehr zuzuwenden. — Unter den kleinen Wasservögeln sind die sogenannten Taerner (Wasserschwalben) am häufigsten und heissen auf Bornholm Svaarthaetter (Schwarzköpfe, dänisch Sorthätter). — Unter den Singvögeln steht die Nachtigall (bornholmisch Fjaelstaun) natürlich oben an, und die Bornholmer sind nicht wenig stolz darauf, deren eine ungewöhnliche Menge, insonderheit in Almindingen, zu haben; wir möchten ihnen nun gerne diesen Stolz ungeschmälert lassen, dürfen aber doch nicht verschweigen, dass es nicht Philomele sondern nur Lucinia sein soll, welche diese Wälder und Gebüsche bevölkert, obschon Philomele in Schweden und auf Seeland häufig ist. Dagegen findet sich neben der Kornammer die echte Singlerche in grosser Menge. Noch seien genannt: der Brachvogel (Brokfugl), Streithahn (Brushahne), Zaunkönig (Fuglkongen, bornholmisch Tömmalidijn), Kukuck (Göge), Hänfling (Jredsker), Wiesenschnarre (Snaer), Amsel (Solsorter, bornh. Baeykja Starra), der unvermeidliche Sperling (Spurv), Grasmücke (Kvikstaert, bornholmisch Stenjälpa), Stieglitz (Stillidser), Staar (Starra), die Schwalben, sowohl die Haus- als die Bergschwalbe, der Dompfaffe, die Goldammer (Pommerunfugl), Holzspecht (Traepikkere, bornholmisch Traepikkara), der mit seinem Schnabel in den Bäumen Höhlen zimmert, als wäre es mit der Axt geschehen, die Wachtel, Vagtler, bornholmisch Aerijnsfoula, Aerijn bedeutet ein Jahr mit Rücksicht auf die Erndte, also goa Aerijna ein fruchtbares Jahr, ejn Skraaerijn ein knappes Jahr, und die Wachtel hat jenen Namen auf Bornholm, weil man ihre frühe Ankunft für das Zeichen eines guten Jahres hält. Und nun genug von den Vögeln.

Von den Fischen, die im süssen Wasser leben, giebt es,

obschon eben nicht in bedeutenden Quantitäten, auf Bornholm theils in Seen, theils in den Bächen: Karutschen (Karudser), Karpfen (Karper), Hechte (Gjedder). Was Seefische betrifft, so giebt es Flundern in grosser Menge, aber sie werden von den Bornholmern verachtet, und wenn sie zufällig in's Netz kommen — denn man stellt ihnen nicht nach — den Schweinen gegeben oder zur Lockspeise für andere Fische genommen. Steinbutten (Pigvarer), Weissfische (Hvidlinge), Markrelen, die ich Meerforellen nennen möchte, Hornfische, ein schmaler, langer Fisch, der, beiläufig erwähnt, ganz grüne Gräten hat; Reyer, kleine Taschenkrebse, werden sämmtlich, aber nicht gerade in grosser Anzahl wie z. B. im Sunde und in Helsingör gefangen, wo man sicher die reichste Auswahl von schönen Fischen hat, die in der ganzen Ostsee gefunden wird. Die Hauptfische sind Lachs, Dorsch (Torsk), Heringe. Von dem Lachs (Läis) haben wir schon früher gesprochen und erwähnen nur hier noch, dass seine liebste Lockspeise (die an den, oft zwei Meilen vom Lande ausgesetzten Leinen befestigt ist) der Hering ist. Leider ist aber auch der Hering das Lieblingsgericht der Seehunde, von denen sich zuweilen viele in der Nähe des Landes aufhalten, und die eine solche Geschicklichkeit haben, den Köder wegzufressen, dass sie gewöhnlich nur den Theil des Kopfes sitzen lassen, in dem der Haken steckt.

Der Dorsch ist so häufig und beliebt, dass er katexogen „Fisch" heisst, es giebt sowohl grauen wie röthlichen, und es wird so viel Dorsch gefangen, dass eine ziemlich beträchtliche Ausfuhr möglich ist. Heringe werden besonders auf der Ostküste oder in der Nähe von Christiansö gefischt und von dorther die anderen Landestheile mit diesem Fisch versorgt. Der bornholmische Hering ist etwas kleiner als der norwegische, aber von ganz vorzüglichem Geschmack, so dass die Bornholmer Heringe beliebt wie die schottischen sein würden, wenn nicht die Bornholmer vorzögen, nur sehr kleine Partieen in das

Ausland*) kommen zu lassen. Der Heringsverbrauch auf Bornholm selbst ist aber enorm, und trotz des reichen Fanges kommen zuweilen noch von Schweden Heringe in nicht unbeträchtlichen Quantitäten. Ein Knecht verspeist zum Frühstück oft sechs bis acht Speckheringe, Mägde stehen nicht zurück und selbst Knaben und Mädchen verzehren ihre vier und fünf auf einmal. Ein Heringsgarn (en Majnsa) ist gewöhnlich 13 bis 14 Faden lang. Störe (bornholmisch Storja) werden nur selten gefangen — Krebse und Hummern aber giebt es auf Bornholm gar nicht.

Kommen wir noch zu den Amphibien und Insecten. Frösche (Fröer) die Menge und aller Arten, sogar der Laubfrosch, den ich auf Seeland in Freiem noch nicht bemerkt habe. Kröten (Tudser) und Ottern nicht wenig. Schlangen zahlreich und ziemlich gross — häufig zwei Ellen lange — aber unschädlich. Dagegen Würmer (Orme) von allen Farben und darunter sehr giftige Würmer, und um diese Mittheilung aus dem Thierreiche wieder mit einer negativen zu schliessen, so finden sich trotz vieler anderen Insecten auf Bornholm gar keine jener kleinen Störenfriede, die man dänisch Väggeluus (Wandlaus), in Berlin aber und anderer Orten Wanzen nennt.

So sind wir denn glücklich auf der Höhe des Rytterknaegten angekommen — zu Wagen. Kurz vorher hatten wir menschliche Stimmen und Rosse wiehern gehört und siehe, wir finden den höchsten Punkt auch recht belebt, zwar nicht von Spaziergängern oder Gesellschaften, aber von einer Menge Maurer und Handlanger. Sie legen eben die letzte Hand an einen starken Thurm von schönem Granit, der auf der Höhe des Berges selbst aus mächtigen Felsmassen gebrochen wird. Ja, einen Thurm bauten sie, aber kein Zwing Uri mit traurigen Gesichtern, sondern ein Denkmal zu Ehren ihres Königlichen

*) 1852 wurden nur 52,000 Pfund ausgeführt.

Herrn und aus Freude, dass Friedrich VII. mit seiner Gemahlin im August 1851 die Insel besuchte und mehre Tage auf derselben verweilte. Dass die Höhe Rytterknaegten der höchste Punkt auf Bornholm ist — 500 Fuss über der Meeresfläche — war schon lange ausgemacht, aber gelegentlich dieses Königlichen Besuches fand es sich eben von Neuem, dass man von diesem höchsten Punkte aus so gut wie gar nichts sehen konnte, weil der Wald ringsumher die Aussicht verdeckte. Man beschloss daher das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden und das für den König bestimmte Denkmal gleich so einzurichten, dass die spätesten Geschlechter sich dieses Königlichen Aufenthaltes mit Dank und Freude erinnern konnten, weil er ihnen etwas verschaffte, auf das sie sonst vielleicht noch ein halbes Jahrhundert vergeblich hätten warten müssen. So entstand der Thurm aus Granit einige 40 Fuss hoch, mit einem flachen, mit Gitter versehenem Dache, zu dem eine bequeme breite Steintreppe führt und von dem aus man einen wunderbar prächtigen Ueberblick über die ganze malerische Insel hat. Bornholms Figur stellt sich dar als eine Rhomboide, deren längste Diagonale von Hammern nach Dueodden über sechs Meilen beträgt, die Breite von Arnager nach Gudjhem drei Meilen. Man beherrscht über zehn Quadratmeilen Land vom Meere umgeben, auf dem man mit gutem Glase in einer Entfernung von 6 bis 8 Meilen die Schiffe entdecken kann, sieht nordöstlich die steilen Felsen von Christiansö und vor sich und um sich in buntester Abwechselung Kirchen und Bauernhöfe, Seen und Büsche. Wir mögen uns kaum trennen von diesem natürlichen und in gleicher Schönheit gewiss selten zu findenden Panorama, aber Almindingen ist gross und es soll noch Vieles besucht werden! Vom Thurme, dessen Gesims in zierlicher Steinhauerarbeit mit des Königs Namenszügen und den Löwenköpfen des Wappens geschmückt ist, herabgekommen, theilt sich die Gesellschaft. Die Frauen nehmen wieder Platz in dem Wagen, um

nach dem „Salon" vorauszufahren und das Mittagsbrod zuzurichten, die Männer treten zu Fusse eine Wanderung an — eine der lieblichsten Wanderungen, die ich jemals gemacht habe. Zuerst soll die „Danner-Grotte" besucht werden, die mitten im Walde in nordöstlicher Richtung nach dem Gipfel liegt. Aber bei lebhaftem Gespräche vergessen wir wohl den rechten Nebenweg einzuschlagen, und bald ist's kein Zweifel, dass wir auf einem ganz falschen sind und auf ihm sicherlich niemals zum Ziele gelangen werden. Kaum ist's bemerkt, da halten meine Bornholmer Freunde einen kurzen Kriegsrath, in dem viel von den Himmels-Gegenden gesprochen wird, und der mit der Entscheidung endigt: Dort muss die Grotte liegen — also vorwärts!

So geht es denn querwaldein in zwei Abtheilungen mit der Abrede eines Zeichens, sobald die Grotte von einer derselben zuerst gefunden. Bald erscholl auch der Schrei, und wir befanden uns an einem mächtigen Felsen, der — übrigens ziemlich niedrig — auf einer Seite über den Erdboden hängt und da sich gerade hier eine Felsenbank befindet, eine Art Baldachin über einem Felsensitz bildet. Aber diese Grotte ist denn doch mehr als unbequem, die Frau Gräfin hat schwerlich da gesessen und schwerlich werden meine reisenden Nachfolger dort sitzen — obschon die Felsen-Erscheinung immer recht interessant anzuschauen ist. Auf Kreuz- und Querwegen immer im grünen schönen Wald geht es unbesorgt weiter in südöstlicher Richtung. Herr Michelsen der Aeltere — unverheirathet, aber wie es schien sehr zärtlich geliebter Bruder, Schwager und Onkel, ein Beamter von vielem Verstande und einer genauen Kenntniss der Insel — ist ja unser kundiger Führer. Er kennt jeden Baum und jeden Stein in Almindingen, und obschon ihm das Gehen heute nicht eben leicht wird, da er vor kurzem erst von einem Beinbruch hergestellt, so wandert er doch immer fröhlich voran, mir, dem unermüdlichen Frager eben so unermüdlich die gewünschte Auskunft gebend. Plötz-

lich, ganz plötzlich öffnet sich der Wald. Wir kommen auf die Platte eines grossen Felsens, der hundert Fuss lothrecht hinabfällt und haben nun einen zauberisch lieblichen Anblick auf das Echothal*) zu unsern Füssen. In seiner Mitte erhebt sich wie eine Stätte der Freude und des Friedens Römersdal, des Oberförsters Hof, — nördlich und südlich wird es begrenzt von den niedrigeren Holzungen Almindingens, weiter nach Osten auf der anderen Seite von einem sanften Höhenzuge mit seinen Kirchen, Feldern und Bauernhöfen. — Da dieser prächtige Punkt bis heute noch keinen Namen hat, schlage ich vor, ihn Hexentanzplatz zu nennen, denn auf dieser fast ganz runden Felsenoberfläche müssen die Hexen oder die Puslinge vortrefflich ein Tänzchen machen können, und einige kleine Vertiefungen sehen fast aus, als kämen sie von einem Pferdefusse — vielleicht hat der „Meister der Kleinen" sie ein Mal bei ihren Tänzen besucht. Noch giebt es in der Nähe des Hexentanzplatzes, nur circa 100 Schritte weiter nach Westen, zwei andere Felsenvorsprünge, von denen man ebenfalls herrliche Ein- und Aussichten hat, ich möchte den einen Kanzel, den anderen Orgel zu nennen vorschlagen. Kanzel aus der sich bei einem Besuche sogleich aufdrängenden Aehnlichkeit dieses Felsens mit einem Predigerstuhl, und Orgel, weil, da wir nun wieder den Hexentanzplatz vorbei, nach langer Wanderung an einer niedrigen Stelle in das Thal hinausgekommen sind, und es herauf wandern bis unter die Felsen, gerade dieser Felsen den Anblick einer majestätischen Orgel mit hundertfüssigen Pfeifen gewährt. Nach Betrachtung dieser Schönheiten geht es auf den grünen Matten wieder zurück, Römersdal vorbei, und wir schlagen einen Weg nordwestlich wieder hinauf nach der Höhe ein. Wo der Blick von dem Thale Abschied nimmt, trifft man die riesigen Ringmauern von

*) Auch Kuhthal genannt, und vielleicht mit grösserem Rechte, denn die Kühe finden auf den, hie und da mit kleinen Gebüschen unterbrochenen grünen Matten eine vortreffliche Weide, aber das Echo ist nur schwach.

Gamle Borg (alte Borg). Wer sie gebaut und zerstört, wusste Niemand zu sagen, und vergeblich habe ich auch in den alten Werken über Bornholm eine Aufklärung darüber gesucht. Dagegen findet sich über diese Ruinen eine Sage, die wir den Lesern nicht vorenthalten wollen. Der letzte der Burgherren hatte drei Söhne und drei Töchter. Die Töchter waren noch kleine Mädchen, als die Brüder auf Ritterthaten in ferne Lande zogen oder, wie boshafte Chroniken sagen, auf die bei den damaligen edlen Geschlechtern beliebten Seeräuberzüge. Erst nach vielen Jahren kehrten sie in voller Manneskraft wieder heim, um ihre Eltern und Geschwister zu besuchen. Da begegnen sie auf dem Lyng drei Jungfrauen, die auf dem Wege nach der Oestermarien-Kirche waren. Die drei Ritter wollen mit Gewalt der Jungfrauen Gunst, und da sie hartnäckigen Widerstand und bittere Scheltworte finden, erschlagen sie die drei Jungfrauen. Später zeigte es sich, dass es ihre eigenen drei Schwestern gewesen waren, die sie der bübischen Lust geopfert hatten. Dicht am Wege von der Ostermarien- nach der Bodils-Kirche befindet sich auf einem Hügel ein grosser Steinhaufen, Varperne genannt. Dort sollen die Jungfrauen begraben, und südlich von den Varpern heisst ein kleiner Platz „die Ritter-Jungfrauen" (Ridderjomfruerne), dort soll die Unthat verübt sein. Auf der Insel Moen, deren Kreidefelsen von vielen meiner Leser erblickt sein werden, wenn sie von Stettin, Wismar, Lübeck oder Kiel nach Copenhagen segelten, hat man eine ganz gleiche Sage. Frühere Beschreiber Bornholms erwähnen dieses Umstandes mit grosser Verwunderung, aber versuchen keine Erklärung. Vielleicht erscheint es meinen Lesern nicht unwahrscheinlich, wenn ich annehme, dass die drei Schwestermörder mit Schimpf und Schande aus des Vaters Burg gejagt, ihr Leben auf Moen beschlossen haben, und dass mit ihnen die Sage dahin gekommen ist, die Begebenheit selbst aber auf Moen niemals stattgefunden hat. Kaum sind wir über den grossen, wald- und

buschbewachsenen Burgraum dahin gegangen und einen kleinen Mauerrest herabgesprungen, als wir plötzlich aus dem grünen fröhlichen Laubwald in einen hohen scheinbar unendlichen Wald von Nadelholz eintreten — ein Wechsel, der einen wunderbaren Eindruck hervorbrachte und mich unwillkürlich in die Worte ausbrechen liess:

Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.

Immer nach Nord-Westen steuernd haben wir den Wald bald hinter uns, kommen dann noch durch eine Pflanzschule — eben so wie die anderen Pflanzschulen in recht gutem Zustande — und befinden uns plötzlich auf einem schönen grünen, freien Platz, in dessen Mitte eine Granitsäule sich erhebt und in dessen Hintergrunde der Salon steht.

Diese Säule, zu der das Material ganz in der Nähe genommen, ist zu Ehren des letztverstorbenen Königs Christian VIII. errichtet aus Veranlassung eines Besuches, den er als Prinz 1823 der Insel abstattete. Die Säule ist 20 Fuss hoch und trägt auf den vier Seiten folgende Inschriften:

Paa den vestlige Side:	Auf der westlichen Seite:
For	Für
Christian Frederik	Christian Friederich
Prinds af Danemark	Prinzen von Dänemark
Kongens og Folkets Ven	Des Königs u. Volkes Freund
indviede	weihete
Almeen Borgeraand	Gemeinsamer Bürgersinn
dette	dieses
Kjaerligheds Minde	Zeichen der Liebe
og	und
Haedrede Stedet	ehrte den Platz
Med Navne	mit Namen
Christanshöi.	„Christianshöhe."

Paa den südlige Side:	Auf der südlichen Seite:
Aar 1824	Jahr 1824
Den 21. Juli	Am 21. Juli
samlede	vereinigte
Prinds Christian	Prinz Christian
her	hier
Bornholmerne	die Bornholmer
til en	zu einem
Folkefest	Volksfest
Og dettog med	und nahm Theil mit
Mildhed og Naade	Milde und Gnade
i	am
Folkets Jubel.	Jubel des Volkes.

Paa den östlige Side:	Auf der östlichen Seite:
Under	Unter
Folkets Fryderaab	dem Freudengeschrei des Volkes
og	und
Enighed i Aand	Einigen Sinnes
Udtaledes her	wurden hier ausgesprochen
Dannerfolkets Oensker	des Dänenvolkes Wünsche
for	für
Landets Fader	den Vater des Landes
Frederick den VI.	Friedrich den VI.
af	vom
Kongens Fraende	Verwandten des Königs
Danmarks Christian.	Dänemarks Christian.

Paa den nordlige Side:	Auf der nördlichen Seite:
Prinds Christian	Prinz Christian
glaedede	erfreute
Landets Indvaanere	des Landes Bewohner
med	mit
Sin Höie Naervaerelse	seiner hohen Gegenwart
fra	vom
12te til 25de Juli	12ten bis 25sten Juli
1824.	1824.
Naar Fyrsten Glaede finder	Fürsten, die Freude finden
I Folkets Kjaerlighed	In ihres Volkes Lieb',
I Hjerterne Han vinder	Auch in des Volkes Herzen
Et varigt Mindestedt.	Ein ewig' Denkmal blieb.

Es ist sicher, dass Prinz Christian, dieser hochbegabte und liebenswürdige Prinz, auf Bornholm damals einer einmüthigen Begeisterung und Liebe für das Königshaus, das Vaterland und seine Person selbst begegnet ist. Friedrich VI. war in Dänemark, was Friedrich Wilhelm III. für uns in Preussen, und auch an den zukünftigen König knüpften sich die glänzendsten Hoffnungen! Aber da wir in Panums Beschreibung Bornholms die Erzählung jener Feier lasen, fiel uns doch auf, dass der von den Dänen uns Deutschen, und insonderheit unseren Rednern immer und oft nicht mit Unrecht gemachte Vorwurf des falschen Pathos und Wortschwalls doch auch recht füglich seine Exempel aus dänischen Reden entnehmen könnte. Oder wie gefällt nun selbst den dänischen Lesern folgender, aus der gefeierten Rede des Probstes Hjorth übersetzte Passus:

„In Gottes Namen und in Folge Seiner Majestät des Königs allergnädigster Resolution weihe ich dich nun feierlichst ein, du edles Denkmal der Liebe! Du stehst auf deinem festen Fusse, der von Gott geweiht ist. Trage stolz dein Haupt gegen die Wolken, umfriedet vom Rauschen der Eichen! (Was bei einer Höhe von 20 Fuss seine Schwierigkeiten hat.) Sei ein Zeichen den spätesten Zeiten von der klippenfesten Treue der Bornholmer und ihrer Liebe zum Dänenkönig und seinem Hause. (Bis hierher Alles noch gut, aber nun:) Wir wollen bekränzen dich mit Ewigkeits-Blumen. Doch — was ist Ewigkeit in der Zeit? Diese Blumen sollen welken und du, stolze Klippe, sollst in Nichts versinken, wenn einmal die Erde fällt und der Erde Grund in Flammen steht. Aber — niemals, niemals soll Zeit oder Ewigkeit auslöschen die in den Herzen wurzelnde Erinnerung an des dänischen Königs Hauses und unseres Volkes gegenseitige Liebe".

Kann jemals ein Diener der christlichen Kirche bei aller Ehrfurcht und willigem Gehorsam vor den weltlichen Herrn,

bei aller Fülle von Vaterlandsliebe und bei allem gerechten Stolze auf dieses Vaterland, kann er jemals im Ernste und vor Christen die Ewigkeit mit solchen ihr gegenüber verschwindenden Dingen in Zusammenhang bringen wollen? Nein — er kann es eben nur, wenn er das, was er sagt, selbst als hohle Phrase und seine Zuhörer als Namen-Christen betrachtet. Sonst nicht und niemals. Für einen begabten Prinzen, wie Christian es war, und für jeden anderen begabten und noch dazu christlichen Fürsten müssen alle dergleichen Phrasen ein wahrer Ekel sein, wie man denn überhaupt wirklich jeden Fürsten bewundern muss, der bei alle der niedrigen, kriechenden, nichtigen, menschliche und göttliche Würde verleugnenden Gesinnung, der er so häufig begegnet, noch Achtung vor den Menschen und Liebe für sie behalten und bewahren kann.

Schon an dem oben erwähnten Denkmal auf dem Reiterknecht sahen wir die Neigung des Bornholmers, überall das Schöne mit dem Praktischen zu verbinden. So ist auch am Ende von Christianshöhe zu Ehren jenes Besuches der „Salon" erbaut, nämlich ein sehr geräumiger, mit höchst einfachen Tischen und Bänken versehener Saal — für alle Bornholmer. Nun gehen freilich nicht allzuviele da hinein, aber man hat ein einfaches und praktisches Grundgesetz über die Benutzung dieses Saales nach dem alten Sprichwort gemacht: Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst. Der Schlüssel zum Saale ist nemlich einem Holzvogt mit der Weisung übergeben, ihn jedesmal demjenigen auszuliefern, der ihn an einem Tage zuerst verlangt. Dieser Glückliche mit seiner Gesellschaft hat nun das ausschliessliche Recht der Benutzung des Salons für diesen Tag. Ist die Gesellschaft klein, so kann sie noch eine andere, zu spät gekommene zulassen, aber Niemand ist hierzu verpflichtet, auch wenn im Saale noch so viel Platz übrig wäre. Wir waren nun diesmal die Glücklichen und fanden im Salon unsere Damen wieder, die eben mit der Zurüstung des Mahles fertig geworden waren. Auf der grossen Tafel fanden

sich denn viele und reiche Schüsseln von allerhand Fisch und Fleisch — auch warme grüne Erbsen und Kartoffeln. „Aber wo haben Sie denn das warme Essen her, ich habe doch keine Küche in der Nähe bemerkt?" „Ja, es ist auch hier keine Küche, aber wir haben im Freien gekocht oder vielmehr Alles gewärmt. Sehen Sie, so lebt man in Almindingen; man muss Alles, Alles mitbringen, was man essen und trinken will, und Tischzeug und Gläser und alles Andere dazu, denn hier und in der Nähe ist nichts zu bekommen, als Wasser von der Quelle. So kommt jede Familie wenigstens einige Mal im Sommer hierher und verzehrt Mittag- und Abendbrod. Ist der Salon schon vergeben, so lagert man im Freien, und die Sache geht auch. Sie müssen nun schon fürlieb nehmen mit dem, was wir Ihnen bieten können." Dieses Muss war, wie gesagt, keinesweges traurig, und das Fürliebnehmen nicht schwer — aber das Beste war doch die gute und heitere Gesellschaft einfacher und zwangloser Menschen. In ihrer Mitte flog heiter und schnell die Stunde der Mahlzeit dahin, und wir Männer traten nach ihrer Beendigung frohen Sinnes eine neue Wanderung an. Den verfolgten Weg genau zu beschreiben, wird nichts helfen, denn ohne Führer wird doch kein Fremder sich dort zurecht finden können. Verweilen wir daher nur bei den Hauptpunkten dieser Wanderung. Zuerst müssen wir der nahen Quelle mit ihrem klaren, sprudelnden Wasser einige Worte widmen, oder vielmehr dem Feste, das auf dem schönen, grünen und von Eichen und Rüstern umschlossenen Plan an ihr jährlich gefeiert wird. Es ist der St. Johannes-Abend (St. Hans Aften), der auf Bornholm wie in ganz Dänemark und den skandinavischen Landen überhaupt als ein Volksfest betrachtet und gefeiert wird. Wäre es doch auch das Evangelium Johannis, das mit seinem himmlischen Lichte alle nordischen Herzen und alle Gemeinden in Skandinavien erwärmte, erwärmte zu der gläubigen Liebe, die das Leben Johannis verklärte und ihn zum Lieblingsjünger des Herrn machte!

Auf Bornholm giebt es am St. Hans Aften zwei Sammelplätze für Alt und Jung, Männer und Weiber, Knechte und Mägde. Die Bewohner der Rösogn sammeln sich unter den Eichen in der Nähe von Helligdoms-Kilde (S. 116), die anderen Bornholmer kommen zu Wagen, zu Pferde und zu Fuss nach Almindingen. Die Quelle ist der Haupt-Sammelplatz, auf dem an diesem Abend auch Wagen halten, um Bier und Schnaps und allerhand Esswaaren zu verkaufen. Dort ist das Rendez-vous, bei dem die Bekannten von den verschiedenen Theilen des Landes sich finden, um dann in grösseren und kleineren Gruppen den malerischen Forst mit seinen Abwechselungen zu durchstreifen. In früheren, noch nicht allzulange vergangenen Zeiten war freilich dieser Abend und dieser Platz noch zu einem Zusammentreffen ganz anderer Art bestimmt. Noch im vorigen Jahrhundert, schreibt Skovgaard, war niemals „en bornholmske Karl" (Bauernbursch) sehr geachtet und angesehen, wenn er nicht an bestimmten Zeiten und Plätzen sich einfand — sich zu schlagen, wie z. B. am Johannes-Abend in Almindingen und am Michelstage in Aarkirkeby. Bei diesen Schlägereien wurden nicht allein viele zum Krüppel, sondern einige verloren auch ihr Leben. Zuweilen war dieser Kampf ein Kampf der Horatier und Curiatier. Wenn zwei Gemeinden in Fehde mit einander waren — eine Fehde, die oft mehrere Jahre dauerte — so wurden in ihnen einzelne Personen bezeichnet, die mit einander kämpfen sollten. Wer ausblieb zu dem angesagten Tage, es wäre denn wegen Krankheit oder anderer „gesetzlicher" Verhinderungsgründe wegen, galt für einen Feigling, und Niemand in der Gemeinde durfte — die härteste Strafe — mehr mit ihm trinken. Die grösste und längste dieser Fehden soll zwischen Vestre-Marie und Oesterlars-Kirche gewesen sein. Unter der Anführung eines Lars Hansen brachten die Vestermarker den Oesterslarskern in der Smörenge (Butterthal) eine totale Niederlage bei. Viele wurden in ihr schwer verwundet, und

mehre sollen auf der Stelle ihren Tod gefunden haben. Hiermit erreichte aber nicht allein diese Fehde ihr Ende, sondern die Obrigkeit hat von dieser Zeit an die grossartigen Kämpfe zu verhindern gesucht, ohne natürlich der Fortsetzung der kleinen, „zu Ehren der Gemeinde" vorkommenden Schlägereien ganz vorbeugen zu können.

Als eine Sonderlichkeit bei diesen bornholmischen öffentlichen Festen ist aber auch noch heute zu erwähnen, dass die verschiedenen Geschlechter sich streng von einander halten, denn dass es im Allgemeinen viel stiller als bei uns bei einem öffentlichen Feste zugeht, das haben die bornholmischen Feste mit den Festen in dem anderen Dänemark gemein. In dem herrlichen Thiergarten bei Copenhagen z. B. können 30 bis 40,000 Menschen nach ihrer Art sehr vergnügt beisammen sein, ohne dass man lärmenden Jubel hörte. Garlieb und Rawert, die so glücklich gewesen sind, einen St. Hans Aften in Almindingen zu verleben, meinen, dass die ernste, dunkle Festtracht der Bornholmer dazu beitrage, die Stimmung ernster zu machen, als man sie sonst bei gleichen Gelegenheiten finde. Das Wasser der Quelle in Almindingen verbürgte früher, am St. Hans Aften genossen, nach dem Glauben der Bornholmer Gesundheit das ganze Jahr und half gegen allerhand Gebrechen und Krankheit. Aber Skovgaard schreibt schon 1804, so weit Menschengedenken reichen, sei immer mehr Branntwein als Wasser dort getrunken worden. Auch eine andere gute Sitte bei diesen Festen hat sich damit fast verloren. Es war und ist nämlich eine Büchse an der Quelle aufgestellt, und Jeder, der St. Hans Aften dahin kam, musste ein Schärflein hineinthun. Der Ertrag wurde zwischen dem Almosenhause in Aarkirkeby und der Nylarskirche getheilt — aber schon lange hat sich kaum etwas mehr zu theilen gefunden. Verlassen wir Kolde - Kilde (kalte Quelle) in Almindingen, um noch der Biskops - Kilde in der Nyker Gemeinde Erwähnung zu thun, die wegen ihres schönen Wassers weit

und breit auf Bornholm berühmt ist und endlich einer Quelle, die nach Garlieb und Rawert ein Assessor Rafn im Onsbaekkens-Thal entdeckt hat, und die ziemlich stark eisenhaltig sein und stark nach Kohlensäure schmecken soll, der aber von den Bornholmern selbst und ihren Aerzten, wie es scheint, nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt wird, obschon man in den Ortschaften fremde Brunnen zu trinken längst begonnen hat.

Ehe wir einen Torfmoor passiren, bringt uns der freundliche Führer zu einem seltenen Naturspiel, das sich nur wenige Schritte in den Wald hinein, nahe am Wege von Svanike nach Rönne befindet. In einer Entfernung von kaum zwei Fuss sind zwei ziemlich starke Stämme — eine Eiche und eine Buche — aus der Erde gekommen und haben wenige Fuss über der Erde eine solche Anziehungskraft zu einander gefühlt, dass sie völlig in einander ge- und verwachsen sind, so dass bis zum Gipfel die Zweige und Aeste der einen von denen der anderen kaum zu unterscheiden sind. Bei dieser so widernatürlichen Verbindung scheinen zwar beide Bäume etwas gelitten zu haben, denn trotz ihres sicherlich hohen Alters haben sie kaum eine Höhe von 20 Fuss. Die Eiche ist am stärksten, die Buche überragt sie aber in dem Gipfel. Auf der Rinde des Stammes sind bei Gelegenheit des letzten Königlichen Besuches und auf Allerhöchsten Befehl die Namenzüge des Königs und seiner Gemahlin eingegraben, und der 13. August 1851 ist als Datum dieses Besuches hinzugefügt.

Der Torfmoor, über den wir nachher wandern mussten, um zu einem andern merkwürdigen Naturspiel zu kommen, hat nur eine geringe Ausdehnung, Garlieb giebt den Inhalt sämmtlicher Torfmoore in Almindingen auf 36 Morgen an. Aber der gewonnene und in Haufen gestellte Torf schien von vorzüglicher Güte zu sein und man verspricht sich noch auf viele Jahre eine reiche Ausbeute. Nach einem kühnen, indess allseitig glücklich ausgeführten Sprunge über einen Graben sind

wir am Fusse eines anderen Waldberges, den wir nun, dem Instinkte des Führers folgend, hinanklimmen. Nach kurzer Zeit haben wir die Höhe erreicht und sind glücklich auf der Strasse angelangt, die von Süd nach Nord Almindingen durchschneidet. Wir verfolgen sie nach Norden. Nicht lange, so begegnet uns in stiller Waldeinsamkeit ein anderer Reisegefährte vom Dampfboote mit einem Bauerjungen als Führer. Es ist der bekannte Historiker Professor von Allen aus Copenhagen, der das Land behufs historischer Studien durchstreift. Er war, wie wir später hörten, nicht so glücklich als ich in der Auffindung von Anleitung und Gesellschaft gewesen. Der wackere Professor hatte nämlich eine sehr gute Empfehlung mitgebracht an einen Advokaten, einen kenntnissreichen und gebildeten Mann in Rönne; aber der Mann oder vielmehr die Empfehlung hatte den einzigen Fehler, dass der Mann schon längst todt war! Der Professor musste sich daher anderweit zu behelfen und namentlich unter den Geistlichen Freunde zu finden suchen. Er hatte indess — wie er bei der Rückreise auf dem Dampfschiffe erzählte — doch in derselben Zeit, wo ich fast die ganze Insel durchstreift hatte, nur wenig sehen können. Jetzt kam er vom Röckesteen, der auf der linken Seite der Strasse nur 40 Schritte in den Wald hinein liegt und auch unser nächstes Ziel ist. Man denke sich einen mächtigen Granit von 4½ Fuss Breite, 5 Fuss Höhe und 16 Fuss Länge und doch die Möglichkeit, die wir Alle nach einander zur Gewissheit durch praktische Versuche machen, diesen Koloss, wenn man auf seiner Oberfläche steht, mit einer nur leisen Bewegung des Fusses hin und her zu schaukeln, wie einen Balken, und man hat eben ein Bild und eine Beschreibung dieses Röckesteens. Noch jetzt giebt es an der Südostküste in der Nähe von Helvedes-Bakke einen zweiten Röckesteen; aber von zwei anderen, die in der Nähe des Röckesteens in Almindingen lagen, ist die Möglichkeit der Bewegung verschwunden. Die Sache hat einen sehr spasshaften Zusammenhang. Jetzt sagt

Jedermann, dass jene Erscheinung der leichten Bewegung daher rührt, dass der Felsenblock mit einer Höhlung in der unteren Fläche auf einer Granitklippe liegt. Aber zur Zeit, da die Erzbischöfe von Lund auf Bornholm regierten, glaubte man noch allgemein, dass jeder der drei Steine in Almindingen (der vierte scheint noch nicht entdeckt gewesen zu sein) auf einem grossen Diamanten ruhte. Da nun einstmals ein Erzbischof nach dem Lande Bornholm kam und durch seine Milde und Zugänglichkeit, so wie durch erhebliche Vertheilung von Privilegien sich Aller Herzen erwarb, so sollte ihm eine besondere Auszeichnung zu Theil werden, und die Bornholmer beschlossen, der Eminenz einen der bornholmer grossen Diamanten zu opfern. Der Bischof selbst geruhte, nach Almindingen zu kommen, um der Abwälzung eines der Diamantendeckel beizuwohnen. Mit grosser Mühe ward denn auch der Stein fortgewälzt, aber — man fand natürlich keinen Diamanten. Als derselbe Versuch bei dem zweiten Stein zu demselben Resultate kam, soll der Erzbischof seine Freunde, die sich eben anschickten, in edler Beharrlichkeit auch den dritten Röckesteen zu zerstören, dringend gebeten haben, ihn in Ruhe und zu künftiger Bewunderung übrig zu lassen, da er den Willen für die That nähme und ausserdem überzeugt sei, dass unter dem Steine so wenig wie unter den anderen ein Diamant liege. So ist der dritte erhalten, aber auch an ihm ist im Laufe der Zeit so viel gerückt worden, dass es jetzt der obigen Bewegung bedarf, um ihn zu rühren, während er noch vor 20 Jahren von einem Kinde mit flacher Hand in eine Bewegung versetzt werden konnte, dass die Enden einen Fuss auf und nieder gingen.

Unweit vom Röckesteen mitten im Walde besuchen wir noch das Gestade eines kleinen See's, der dicht von Birken und anderen Bäumen umschlossen und von einer Seite mit hohem Schilfe bewachsen, auf der Höhe des Berges liegt und jetzt in der sanften Abendbeleuchtung einen ungemein lieblichen

Eindruck hervorbrachte. Wenn einer der Leser dieses Buchs Almindingen besucht und bei diesem See verweilt, so wird er an seiner östlichen Seite an einer grossen Birke (die wir freundlicher Schonung empfohlen haben wollen) die Buchstaben Q. R. L. J. M. M. 1855 finden. Sie sind als die Anfangs-Buchstaben der Namen derjenigen, die diesen Abend hier genossen, von einem der Anwesenden zierlich eingegraben — mögen sie Alle noch des Lebens sich freuen, wenn die Namen längst verwachsen sind! — Wir gehen denselben Weg in südlicher Richtung nun zurück, beschauen, nachdem wir ein Thal passirt und wieder eine kleine Höhe erstiegen, noch die Ruinen von Lille Borg (kleine Burg). Sie ist übrigens ihrer Zeit, nach dem Umfange der Ringmauern zu schliessen, nicht eben klein gewesen. Von ihrer Erbauung und Zerstörung weiss man eben so wenig, wie bei Gamle-Borg. Lille Borg war früher von einem sehr tiefen und breiten Graben umgeben, in dem jetzt das schönste Gras wächst. Zwischen den beiden Burgen liegt Borre-Soe (Burgsee). Auch hier soll früher ein grosses Schloss gestanden, aber sehr gottlose Bewohner gehabt haben. Ein frommer Priester — erzählt die Sage — wollte ihre Seelen retten und kam eines Tages, da er von neuen und grossen Unthaten gehört, die Bibel in der Hand nach dem Schlosse, um Busse und Umkehr zu predigen. Aber man spottete nicht allein des Priesters, sondern beschimpfte auch das Wort Gottes in des Priesters Hand. Da bat der Letztere um ein Zeichen über die Ruchlosen und siehe da, die Burg versank plötzlich in einen tiefen See, der Priester aber, die Bibel in der Hand, wurde von seinen Wellen an das Land getragen und konnte das Zeichen erzählen. In der Nähe des Borre-Soes soll es nach vieler Bornholmer Glauben auch jetzt noch bei nächtlicher Weile nicht geheuer sein. Aber eine andere alte Tradition, dass der See grundlos sei*), ist längst

*) Was lange auch von sehr gelehrten Leuten geglaubt ist, wie von Claus Magnus in seinem Buche de gentibus septentrionalibus.

beseitigt, denn Borre-Soe ist an einigen Stellen vertrocknet und hat überall nur eine sehr geringe Tiefe. Mit der Abnahme des Wassers ist indess auch sein früherer Fischreichthum verschwunden und mit ihm die Zänkereien um die dortige Fischgerechtigkeit, die früher nicht selten gewesen zu sein scheinen.

Der Ertrag, den Almindingen an Brenn- und Nutzholz gewährt, ist eben nicht bedeutend, wird es aber sicher werden, wenn die Regierung mit Ernst und Eifer dafür sorgt, dass die zur Anlage von Schonungen bezeichneten Strecken bald bepflanzt werden. Der Preis des Holzes ist auf Bornholm wie in Dänemark überhaupt sehr beträchtlich, und man zahlte z. B. in diesem Jahre für die Klafter Büchenholz 18 Reichsthaler. Ausser der Heide wird auch Seetang (Seegras) hier und dort zum Brennen benutzt, nachdem es gehörig getrocknet ist. Der Rauch dieser Feuerung soll in ziemlich grosser Entfernung die Insekten aus dem Garten vertreiben. Die Asche des Seetangs dient übrigens auch den Töpfern zur Gewinnung einer guten Glasur, und Oerstädt hatte bei seinem Aufenthalte auf Bornholm auch Fischern gelehrt, durch ein einfaches Verfahren Glaubersalz aus derselben zu gewinnen. Ob Letzteres noch heute geschieht, habe ich nicht ermitteln können. Ueber den Gewinn von Stein- und Braunkohlen zum Brennmaterial werden wir weiter unten Genaueres erfahren. Denn jetzt sind wir von den erwähnten Wanderungen durch Almindingen zu unsern Damen zurückgekehrt, um mit ihnen noch einen letzten Spaziergang nach einem waldigen Abhang gegenüber den Torvemoosen zu machen, und uns an den Neckereien eines Echo's zu erfreuen. Der Abend war mild und still — einer jener wenigen Abende auf den dänischen Inseln, an denen sich kein Blatt rührt.

Das Klima und die Witterungs-Verhältnisse Bornholms weichen überhaupt nur wenig von denen der anderen dänischen Ostsee-Inseln ab, so zwar, dass in Bornholm selbst in so fern eine Verschiedenheit stattfindet, als die Westküste eine

acht bis zehn Tage spätere Frühlings-Vegetation hat als die Ostküste, weil der Bergzug in der Mitte — Höielyng — den kalten Nordwestwinden beträchtlichen Abbruch thut. Wir wollen daher über das Klima in Dänemark überhaupt einige Worte sagen und das um so lieber, je weitverbreiteter die irrigsten Ansichten über dasselbe sind. Nicht allein bei den wegen ihrer geographischen Mängel so bekannten Franzosen, sondern auch bei uns herrscht ja vielfach die Meinung, dass es in Dänemark nordische Winter und fast gar keine Sommer gebe, dass man es daher vor Kälte und ihren Folgen kaum aushalten könne. Die Wahrheit aber ist, dass das Klima hier milder ist, als in den meisten Gegenden Deutschlands — dass man in Dänemark noch ziemlich frisches Grün in den Wäldern und blühende Blumen, selbst Rosen in den Gärten hat, wenn von beiden bei uns längt nicht mehr die Rede ist — dass dagegen scharfe Ostwinde für brustschwache Personen den Aufenthalt hier gefährlicher machen, obschon in Dänemark nicht mehr Personen als bei uns an Brust- und Lungenleiden sterben, und dass der dicke feuchte Seenebel in den trüben Wintertagen für viele fremde Naturen einen viel verstimmenderen Einfluss übt, als ihnen der frische klare Winter in Deutschland nachtheilig ist. Ein eigentliches Frühjahr giebt es hier allerdings nicht. Die Vegetation kommt wie mit einem Zauberschlage, aber man hat einen nicht zu heissen Sommer und in der Regel einen schönen, langen Herbst. In allen Jahreszeiten tritt häufig bei dem Umspringen des Windes ein empfindlicher Temperaturwechsel ein; ich selbst habe schon an einem Tage einen Temperaturwechsel von 15 Grad Reaumur und an zwei einander folgenden von 19 Grad erlebt. Die höchste hier beobachtete Wärme war 27 Grad (Juli 1834), die grösste Kälte 18 Grad (1789). Im kältesten Monat Januar beträgt die Durchschnittskälte nur 8 Grad. Die Mitteltemperatur des Winters ist nur in wenigen Jahren über 3 Grad Kälte gewesen. Die westlichen Winde verhalten sich nach vieljäh-

rigen Beobachtungen zu den östlichen wie 18:10. Die Beschaffenheit des Wetters hängt wesentlich von dem Winde ab, denn ganz ruhig ist es nur sehr selten, und daher richtet sich auf den dänischen Inseln die Strenge oder Milde des Winters danach, ob die östlichen Winde oder die westlichen besonders vorherrschend sind. Einer der strengsten Winter war der vergangene (1855). Ueber 6 Wochen konnte man von Dänemark nach Schweden zu Fusse gehen, und die Schmuggler machten über den Sund mit ihren Hand- und Pferdeschlitten die besten Geschäfte. Was nun die Abweichungen auf Bornholm betrifft, so ist gerade im vorigen Jahre (1855) der merkliche Fall eingetreten, dass daselbst vom 8. Mai bis 9. Juni, wo auf Seeland und Fühnen der Regen zum grossen Schaden des Getreides nicht aufhören wollte, auf Bornholm kein Tropfen Regen fiel. Nach dem einzigen sehr ordentlich geführten Wetterjournal, das über dieses Land vorliegt und mit dem Jahre 1800 beginnt, ergab sich z. B. für 1808 folgendes Resultat: 141 Tage war es mehr oder weniger neblich und dicke Luft; 182 Tage wehte es aus Süd- und Nordwest, obschon es seit 1800 in diesem Jahre die meisten Ostwinde gegeben hatte. Oerstedt und Esmarch setzen als die durchschnittliche Grundwärme des Landes 6⅔ Grad Reaumur. In strengen Wintern, zu denen auch der vorige gehört, wird der Uebergang nach Schonen auf dem Eise möglich. Solche Winter sind indess für Bornholm nicht die unglücklichsten, es giebt andere, in denen die Insel 2 und 3 Monate lang von der übrigen Welt ganz abgesperrt ist, und wo es vom Dezember bis März nur einmal eine Post und nur einmal Zeitungen giebt und — die Leute leben doch, und noch dazu in solcher Zeit sehr vergnügt und gesellig.

Es war schon völlig Nacht geworden, als wir den Rückweg von Almindingen antraten, und als wir, erst aus den stockfinstern Waldungen heraus, die lose Steinmauer hinter uns hatten, mit der das ganze grosse Almindingen umgeben ist, ging es in schnellstem Tempo vorwärts und nach kaum anderthalb Stunden rollten die Wagen und hüpften wir – die sanften Pflasterstösse sanft ertragend — in die Strassen Rönne's herein. Die ganze Gesellschaft blieb aber noch lange bei meinem freundlichen Wirth und einem „kleinen Glase Grog", Punsch und Wein zusammen. Hatten wir unterwegs von Pflanzen und Thieren gesprochen, so lenkte sich nun natürlich das Gespräch auf die Menschen, ihre Natur und Gewohnheiten, ihre Beziehungen unter sich und nach aussen. Vielleicht ist es dem Leser erwünscht, dass ich gleich hier auf dieses Thema näher eingehe und das vervollständige und zusammenfasse, was er in diesem Buche schon mittelbar und unmittelbar über den Bornholmer erfahren hat. Das Steinreich soll dann die ihm gebührende Ehre erfahren, wenn wir am letzten Tage mit einander die Granitbrüche, Kohlenwerke und Ziegeleien besuchen.

Bornholm hat, um das genaue Resultat der letzten Zählung (1855) anzugeben, 28,949 Einwohner, von denen 10,087 in den kleinen Städten, 18,862 zerstreut auf dem Lande leben. Es hat sicherlich Zeiten gegeben, in denen diese Bevölkerung viel grösser war, und wenn man das, was Bornholm heute producirt, mit dem vergleicht, was es produciren könnte, so wird man nicht in der Behauptung irren, dass das Land auch sechzig und siebzig tausend Einwohner mit Leichtigkeit zu ernähren vermöchte. Eine sehr unglückliche Periode für die Vermehrung der Einwohner scheint die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen zu sein. Nach Thaarup betrug die Einwohnerzahl 1753 17,097 und 33 Jahre später (1787) 17,682, was er erklärt, dass damals viele Männer ausgewandert seien, und viele Mädchen in Copenhagen Dienste genommen hätten. Der Zustand des Landbaues war ein kläg-

licher. Im Jahre 1801 zählte man 19,013, im Jahre 1834: 24,238 Einwohner, was eine Vermehrung von 5,225 Seelen in 33 Jahren ergiebt, während seit 1834 bis jetzt, also in nur 22 Jahren die Zahl der Einwohner um 4,711 zugenommen hat.*)

Ihrer äusseren Gestalt und Constitution nach wird unter den Bornholmern des Nordens und Südens der Insel von Skovgaard eine Verschiedenheit bemerkt, und sowohl durch andere Schriftsteller als die mündlichen Mittheilungen der Bornholmer bestätigt, obschon mir selbst der Unterschied bei dem flüchtigen Aufenthalt nicht sonderlich aufgefallen war. Die Nordländer sind hienach fast alle ziemlich gross — 5′ 7″ bis 5′ 10″ — stark gebaut, mit breiten Schultern und breitem Gesicht. Fast alle haben blaue Augen, braunes, gelbes oder rothes Haar. Sie sprechen wenig, langsam, mit einer rauhen tiefen Stimme. Hingegen sind die Südländer kleiner, haben selten über 6″, sind leicht gebaut, rasch und behende, sind mager, haben ein kleineres Gesicht, kleine braune Augen, zuweilen rabenschwarzes Haar, sprechen viel und rasch und sollen den Finnen und Slaven ähnlich sein, während die Nordländer mit den Schwedischen „Götherne und Dalekarlene" verglichen werden. Obschon in dem Laufe der Zeit Verhei-

*) Aus der folgenden Zusammenstellung ergiebt sich das Verhältniss der Bevölkerung Bornholms zu den anderen dänischen Landestheilen:

Im Jahre 1855 lebten auf Seeland und den kleinen benachbarten Inseln (134 □Meilen 543,757 Einw.) auf der □Meile . . 4058
auf Bornholm (10⅔ □Meilen 28,949 Einw.) 2714
auf Fühnen (60⅓ □Meilen 196,811 Einw.) 3262
auf Lolland-Falster (30⅓ □Meilen 84,096 Einw.) 2772
in Jütland (460⅔ □Meilen 646,237 Einw.) 1402
in Schlesvig (167 □Meilen 395,795 Einw.) 2370
in Holstein (155 □Meilen 523,528 Einw.) 3378
in Launborg (19 □Meilen 49,475 Einw.) 2608.

Durchschnittlich kommen in diesen Hauptheilen der Monarchie 2381 Einwohner auf eine Quadratmeile, welche Zahl auf Bornholm also nicht eben sehr übertroffen wird.

rathungen, Umzüge nach Hofverkäufen oder Hoftauschen dieser Verschiedenheit einigen Eintrag gethan haben, so ist sie doch nicht verschwunden und setzt Jedermann in Stand, einem Bornholmer gegenüber mit ziemlicher Sicherheit zu sagen, ob er ein Nord- oder Südländer ist. Jedenfalls sind alle Bornholmer ein starker, kräftiger Menschenschlag, von munterer Complexion, der wenig von Krankheiten geplagt wird und nichts von anderer Medicin wissen will, als die der liebe Gott auf seinen eigenen Feldern wachsen lässt. Freilich, doch noch von anderer Medicin, aber hiervon werden wir unter dem Kapitel „Aberglauben" sprechen. Ein hundertjähriges Alter und darüber gehört allerdings auch auf Bornholm zu den Seltenheiten, aber siebzig-, achtzig-, neunzigjährige Männer in voller Kraft und Gesundheit sind eben nicht selten. Ein, namentlich früher sehr verbreitetes Leiden auf Bornholm, ist die Krätze (Skab), die von dem allzustarken Genuss der fetten Heringe herrühren soll. Das kalte Fieber, das er zuweilen Stövmoern (Stiefmutter) nennt, kurirt der Bornholmer mit einem tüchtigen Schuss Jagdpulver, gegen die Kolik gebraucht er einen Esslöffel gestossenen Pfeffer in einem halben Glase Branntwein. Eine eigenthümliche Krankheitserscheinung soll der Tössebid, auch Tudsebid (Krötenbiss) genannt, nemlich die Aeusserung eines Giftes unter den Fingern sein, das oft sehr gefährliche und hartnäckige Eiterungen hervorbringt. Uebrigens hat Bornholm, das früher zuweilen sehr daran Mangel gelitten, jetzt sehr tüchtige Aerzte — ob mit ihrer Zunahme der Gesundheitszustand sich wirklich und wesentlich verbessert hat, ist eine andere Frage. Kräftige Männer und Frauen habe ich viele, aber schöne von den ersteren wenig, von den letzteren gar keine bemerkt, was indess mehr an einem besonderen Unglück und nicht an dem absoluten Mangel von Schönheiten liegen mag. Dagegen ist der Teint angenehm und bei den Bornholmerinnen sehr selten jene Kupferröthe des Gesichts zu finden, welche der Schönheit so vieler nordischen Frauen

nicht geringen Eintrag thut. — Dass die Bornholmer sehr gelehrig und geschickt sind, haben wir schon früher aus einzelnen Andeutungen gesehen. Auch erstreckt sich diese Anlage nicht blos auf mechanische Fertigkeiten, unter denen wir noch Holzschnitzereien und die Fertigung von Schlitten und Böten hervorheben wollen. Trotz eines, im Verhältniss zu dem Preussischen, äusserst mangelhaften Schulunterrichtes, kann jeder Bornholmer lesen, und die meisten können viel mehr als ihren Namen schreiben. Das gelesenste Buch bei dem Bornholmer Bauer ist die Bibel, die sich in einem Exemplar auf jedem Hofe findet — sonst werden Bücher nur wenig und fast nur in den Städtchen gekauft. Die Zeitungen haben natürlich auch längst ihren Weg dahin gefunden, ja Bornholm hat selbst ein eigenes Blättchen erhalten, welches in lakonischer Kürze die wichtigsten Weltbegebenheiten ein Mal in der Woche erzählt, und ausserdem als Anzeiger für Behörden und Private dient. Kenntniss des geltenden Rechtes und Herkommens hat fast jeder Bauer, und viele sollen ihre Sachen vor dem Gerichte oder den Schiedsgerichten so gut vertreten, wie es der gewandteste Advokat nur vermöchte. Der Bornholmer — das viele Essen und Trinken ausgenommen — wird auch als haushälterisch gerühmt, und viele der jungen Seeleute, die auf fremden Schiffen sich verheuern, bringen oft einen recht ansehnlichen Sparpfennig mit, wenn sie nach langjährigen Seereisen in allen Gewässern der Welt im Alter heimkehren, um „was Gut's in Ruhe zu geniessen." Diese Reiselustigen und der Aufenthalt Schiffbrüchiger auf der Insel, führen es auch mit sich, dass man unter den Küstenbewohnern nicht wenige trifft, die gebrochen Englisch, zuweilen auch Französisch, Spanisch und Portugiesisch sprechen, Deutsch verhältnissmässig seltener. Einen wesentlichen Vorzug hat Bornholm vor anderen dänischen Provinzen in der dort, wie schon früher erwähnt, herrschenden grösseren Freiheit des Erwerbes. Denn, wenn jeder Bauer und Bürger ein freier Mann und Eigenthümer

ist, so bleiben für die Nicht-Besitzenden viele Gelegenheiten, sich Geld zu verdienen, und von einem Proletariat und von Pauperismus ist nicht die Rede. Unter den 24,238 Bewohnern im Jahre 1834 gab es nur 532, welche öffentliche oder private Unterstützungen genossen, und ihre Zahl soll jetzt das Verhältniss der gesteigerten Bevölkerung nicht übertroffen haben. Armenhäuser und Hospitäle sind mehre durch Legate begründet und werden von deren Zinsen und einem Zuschuss der betreffenden Communen erhalten. Unter jenen Begründern müssen wir auch hier mit Ehren einer Frau gedenken, der Etatsräthin Marie Kofod, geb. Bohn, die erst 1838 gestorben ist, aber bei ihren Lebzeiten im Jahre 1812 ihrem Geburtslande 50,000 (schreibe fünfzig Tausend) Reichsthaler schenkte zur Begründung von vier Armen- und Arbeitshäusern und vier Schulen, ausser reichen Gaben, die sie noch einzelnen Gemeinden zuwendete. In Rönne und Aakirkeby giebt es Hospitale, deren Ursprung auf die ältesten Zeiten, wahrscheinlich die Zeit des erzbischöflichen Regiments, sich zurückführen lässt. Die Communen sorgen für ihre Armen in löblicher Weise und lassen der Privatwohlthätigkeit wenig zu thun übrig. Aber wie wenig es sei, die bornholmer Wohlthätigkeit hat vielleicht den grossen Vorzug, in einem christlicheren Sinne geübt zu werden als eine, in Summe und Zahl viel grössere, heute an so vielen andern Orten bemerkbar ist. Suchen die christlichen Feodalen „den Andrang an das Armenwesen" durch die Beschränkung der Ehen zu hemmen, predigen sie die Organisation der Besitzenden zum Kampfe gegen die Besitzlosen, so hat doch auch der Wohlthätigkeitssinn und seine Bewährung bei vielen Anderen eine Richtung genommen, welche nichts weniger als christlich ist, weder nach ihrer Quelle noch nach ihrer Aeusserung. Die christliche Wohlthätigkeit kommt aus der Liebe und nur aus der Liebe — sie hat nichts zu schaffen mit der Klugheit und Eitelkeit, sie lässt nicht einmal die rechte Hand

wissen, was die linke thut — wie viel weniger lässt sie durch die Zeitungen ausschreien, was sie gethan hat. Die Wohlthätigkeit, die Gott gefällt, giebt gern und freudig nicht vom Ueberflusse, sondern von der Armuth, sie giebt und wäre es nur ein Scherflein, mit Opfer und Entbehrung. Dahingegen lesen wir nur von grossen Summen die dieser und jener zu diesem und jenem Zwecke gegeben — aber keinem sind sie vielleicht so schwer geworden, als der Thaler und Groschen, den ein armer Hausvater oder eine Wittwe gab! Die „angesehene" Stellung, der kaufmännische und gesellschaftliche Credit, die Aussicht auf einen Orden oder die Zugehörigkeit zu einem „christlichen" Orden, das sind leider oft genug die eigentlichen Regulatoren der Gabe, die aber hiermit auch ihren Lohn dahin hat — nicht selten mag es auch das mehr oder weniger unklare Bewusstsein sein, dass man bei allem Luxus oder bei der Christlichkeit im Munde und der geheimen Furcht vor dem Proletariat im Herzen, für die Armen etwas thun müsse. — Es sind sicher nicht wenige meiner Leser, denen dieses öffentliche Schautragen der Wohlthätigkeit längst ein Greuel gewesen, mögen sie dazu thun, dass es aufhöre. Wir wollen dabei nicht leugnen, dass mit den Summen, die mit der Speculation auf die menschliche Eitelkeit in ihren verschiedenen Formen erzielt werden, viel Gutes geschieht, da aber gerade in der letzten Zeit bei uns es so beliebt ist, allen diesen Dingen einen christlichen Mantel umzuhängen — wonach es ja eine ganz erstaunlich grosse Menge wahrer Christen heute geben müsste — so haben wir nur diesen Mantel ein wenig lüften wollen. Andere täuschen, ist leicht, sich selbst täuschen noch leichter, aber auch gefährlicher, Gott täuschen kann Niemand — es zu versuchen, ist das allergefährlichste. So mögen wir denn recht ernstlich sehen, ob wir uns nicht täuschen und Gott nicht zu täuschen versuchen mit den Werken der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit. Gestehen wir uns lieber, dass wir bei unse-

ren Gaben gutmüthig, eitel, klug, hoffärtig, bequem*) oder selbstsüchtig sind, aber bilden wir nicht uns und Anderen ein, dass wir damit etwas für unsere ewige Seligkeit thun könnten oder gethan hätten. Doch wir kommen zu unseren Bornholmern zurück. Sie sind reinlich an ihrem Körper, die Männer auch nett in ihren Jacken und Röcken; über die Tracht der Frauen geben die Abbildungen Stoff zum Urtheile. Alle tragen Hauben und haben nicht selten bis tief auf die Stirn ein Tuch, das sie Korsklaede (Kreuztuch) heissen. Die Stellung der Frauen scheint sehr untergeordnet. Sie sind die ersten Dienerinnen der Männer, aber fleissig und häuslich — was man ebenso von den anderen dänischen Frauen in den unteren Klassen sagen kann, denn in den wohlhabenderen Bürgerklassen sind, natürlich mit ehrenvollen Ausnahmen, die Frauen ebenso wenig gebildet wie sehr wenig fleissig, aber sehr genusssüchtig und bequem. Die Zahl unehelicher Kinder ist zwar nach unserer Ueberzeugung ein sehr unvollkommener Maasstab der Sittlichkeit in den verschiedenen Ländern und Gegenden — die grössten Unsittlichkeiten erzeugen ja keine Kinder, und die unsittlichsten Frauenzimmer gebähren nur selten. Aber da man einmal diesen Maasstab gewöhnlich nimmt, und da er gerade hier eine wahrere Bedeutung haben mag, so wollen wir anführen, dass die unehelichen Kinder auf Bornholm durchschnittlich nur 4 pCt. der geborenen sind. In Copenhagen gebiert 1 unter 20 unverheiratheten Frauenzimmern jährlich ein uneheliches Kind, durchschnittlich im ganzen Königreich 1 von 26. In Copenhagen verhalten sich die unehelichen Geburten zu den ehelichen wie 1 : 2,8, auf dem Lande wie 1 : 9,3, im ganzen Königreich wie 1 : 7,7, im Herzogthume

*) Wie man in Berlin zu Neujahr statt der Karten an die Gönner und Freunde Almosen giebt, die mit dem Namen derer in die Zeitungen gesetzt werden — weltlich genommen eine sehr praktische Einrichtung.

sie haben gewöhnlich [illegible], klug, hoffnungs[illegible] [illegible] selbstsüchtig sind; aber fühlen wir nicht uns [illegible], dass wir dafür etwas für unsere ewige Seligkeit [illegible] oder geben hätten. Doch wir kommen zu unseren [illegible]holmern zurück. Sie sind nämlich an ihrem Kö[illegible] Männer [illegible] in [illegible] Jacken und Röcken; die Tracht der Frauen geben die [illegible] Stoff zum [illegible]. Alle tragen Hauben und haben nicht selten bis tief auf die Stirn ein Tuch, das sie [illegible] (Kreuztuch) heissen. Die Stellung der Frauen scheint [illegible] untergeordnet. Sie sind die ersten Dienerinnen des Mannes, aber fleissig und häuslich — was man [illegible] nicht von den dänischen Frauen [illegible] unteren Klasse [illegible] in den wohlhabenden Bürgerklassen [illegible] mit ehrenvollen Ausnahmen, die Frauen [illegible] als sehr wenig fleissig, [illegible] und [illegible]. Die Zahl unehelicher Kinder [illegible] Länderzählung ein sehr unvollkommener Massstab der Sittlichkeit in den verschiedenen Ländern [illegible]. Die grössten Unsittlichkeiten erzeugen ja keine Kinder, [illegible] Frauenzimmer gebähren nur selten. Aber [illegible] Massstab gewöhnlich nimmt, [illegible] Bedeutung haben mag, [illegible] die unehelichen Kinder auf Bornholm [illegible] 4 pCt. der geborenen sind. [illegible] unter 20 unverheiratheten Frauenzimmern [illegible] ein uneheliches Kind; durchschnittlich im ganzen [illegible] 1 von [illegible]. In Copenhagen verhielten sich die unehelichen Geburten zu den ehelichen wie 1 : 2,8, auf [illegible] wie 1 : 9,3, im ganzen Königreich wie 1 : 7,[illegible], im Herzogthum [illegible]

*) Wie man in Berlin zu Neujahr [illegible] Gönner und Freunde Almosen giebt, die mit ihren Namen [illegible] die Zeitungen gesetzt werden — wirklich genommen eine [illegible]tische Einrichtung.



Ein Bornholmisches Bauermädchen.

Holstein wie 1:13,0. Man sieht, wie günstig hiegegen Bornholm sich verhält, wo nur 1 uneheliches auf 25 eheliche Kinder kommt. Merkwürdig, dass auf Fühnen, wo es die verhältnissmässig wenigsten Selbst-Eigenthümer giebt — während auf Bornholm alle Besitzer Selbst-Eigenthümer sind — dieses Verhältniss am ungünstigsten ist, denn dort kommt auf jedes fünfte Kind ein uneheliches. Also scheint doch die Sittlichkeit mit der Vermehrung selbstständigen Besitzes auch hier nicht ab- sondern zuzunehmen.(5) — Die Bornholmer pflegen frühzeitig zu heirathen. Die ältesten Söhne werden ja noch zu des Vaters Lebzeiten so bald als möglich versorgt, die jüngsten heirathen im Besitze oder in Erwartung des Hofes, auf dem zuweilen noch bei der Eltern Leben die neue Familie Platz findet. Dass bei diesen Heirathen die verständige Ueberlegung — das Arrangement in Bezug auf die „Höfe" — mehr als die herzliche und ausschliessliche Zuneigung bestimmend wirkt, hindert nicht, dass die Ehen nach ihrer Art grösstentheils sehr glücklich sind.(6) Ehescheidungen aber gehören zu den allergrössesten Seltenheiten. Leider hatte gerade vor einigen Jahren nach langem Zwischenraume wieder einmal ein Prediger dieses böse Beispiel gegeben, aber gleich nachher die Insel verlassen.

Das Verfahren bei einer Ehescheidung auf Bornholm ist dasselbe wie in dem ganzen Königreiche Dänemark. Gerade im Gegensatze zu den Bestrebungen, die bei uns in dieser Beziehung hervorgetreten sind, ist es zu beachtenswerth, als dass wir nicht näher darauf eingehen sollten. Wollen zwei Eheleute sich scheiden lassen, oder beantragt eines von ihnen die Scheidung, so melden sie es auf dem Amte an. Es wird zunächst ein Sühnungs-Termin bei dem Geistlichen angesetzt, auf dem beide Theile sich einfinden müssen. Bleibt die Sühne ohne Einfluss auf den Willen zur Scheidung, so müssen die Eheleute drei Jahre warten. Nach Ablauf dieser Zeit gehen sie noch einmal zum Geistlichen, und wenn die wieder versuchte Sühne ohne Erfolg bleibt, so werden sie so-

fort auf die, dem Amtmann überbrachte Erklärung des Geistlichen, dass er nach dem vorgeschriebenen Zeitraume die Sühne vergeblich versucht, durch einen in blanco vorräthigen Königlichen Spruch, den der Amtmann, resp. Oberpräsident, ausfertigt, geschieden. Die Ordnung der äusserlichen Verhältnisse u. s. w. erfolgt durch den Richter, wobei als Regel gilt, dass der geschiedene Ehegatte von dem anderen jedesmal die Hälfte des Vermögens erhält, es sei denn, dass er des Ehebruchs nicht blos angeschuldigt und dringend verdächtigt, sondern überwiesen wurde. Somit hat, und wie uns dünkt mit einem sehr glücklichen Erfolge, in Dänemark die bürgerliche Gesetzgebung ihre Pflicht gegen die Ehe erfüllt. Es ist gegen die leichtsinnige Trennung von Ehen durch den Zwischenraum von drei Jahren gesorgt, und die Zukunft der Betheiligten wird nach Scheidung der Ehe so viel wie möglich sicher gestellt. Der bürgerliche Richter soll aber hier nicht, wie es anderwärts erstrebt wird, über den Inhalt und Bestand einer Gemeinschaft richten — die, christlich genommen, nur geringen Werth mehr hat, wenn sie eine wirkliche Gemeinschaft in Liebe und Glauben zu sein aufhörte. Er ist nicht berufen, wie es unsere Polizei-Christen fordern, „die Wirkungen gewisser Frevel auf die Ehe zu ermessen," und halb ein weltlicher Beamter des Königs, halb ein Prüfer der Gewissen und ein Diener der Kirche zu sein. Wenn wir gegen solche Forderungen, wie sie eben nur aus einer Vermengung weltlicher und göttlicher Dinge hervorzugehen scheinen, uns immer erklärt haben und weiter erklären werden, wenn wir sie nicht als ein Mittel zur Mehrung des Reiches Gottes und der Heiligkeit der Ehen betrachten können, sondern von ihrer Erfüllung nichts weniger fürchten, als dass Unsittlichkeit und Heuchelei zunehme, so wollen wir freilich andererseits die Freiheit der Kirche und das Verhältniss ihrer Diener zur Ehe und Ehescheidung in keiner Weise beschränkt haben. Es ersheint als ein ungerechtfertigtes und gefährliches Einmischen, wenn der Staat in solchen Beziehungen

als Regulator oder geistlicher Oberhirt auftreten will. Für unsere Auffassung würden sich daher ebenso Behörden eines Unrechtes gegen die Kirchen und die Gewissen ihrer Gläubigen schuldig machen, wie insonderheit freisinnige Männer sich gegen die Freiheit versündigen, wenn sie es rechtfertigen wollen, dass z. B. einem Prediger, der nach seinem Gewissen die Trauung eines Geschiedenen verweigert, befohlen werde, dass er sie verrichte. Thut es der Prediger, so gehorcht er den Menschen mehr als Gott, und thut er es nicht, so wird er eines Kirchenamtes quitt — weil er es gewissenhaft verwaltete! Man löse so bald als möglich diese traurige und auch auf diesem Gebiete mit allen ihren Widersprüchen hervortretende Verbindung und Verwirrung von Staat und Kirche, von weltlicher und geistlicher Macht. Man schränke die bürgerliche Gesetzgebung auf das Nothwendige und Aeusserliche ein, und überlasse dann der Kirche oder den Kirchen und Gemeinen ihr Verhältniss zu der Ehe selbst zu regeln. Das wird der Weg sein, auf dem man wirklich und wahrhaft die Heiligkeit der Ehe erhöht — alle Scheinerhöhungen sind für die bürgerliche Gesellschaft ohne Vortheil und helfen sicherlich nicht zum Himmel.

Wie die Ehescheidung, so gehört auch der Selbstmord auf Bornholm zu den grössten Seltenheiten. Oft gehen mehre Jahre dahin, ohne dass ein einziger Fall vorkäme, und man schlägt die Zahl der Selbstmörder hoch an, wenn man sie durchschnittlich auf 2 pCt. der Todten berechnet hat. Der Grund des Selbstmordes ist noch selten ein anderer als tiefe Melancholie oder andere Seelenleiden. — Ueber das Branntweintrinken haben wir schon früher gesprochen — nach de Thurah war 1756 fast auf jedem Hofe, die Priesterhöfe eingerechnet, eine Branntweinspfanne — und es trägt sicherlich dazu bei, die Rauflust zu vermehren, die sich in einzelnen Gegenden noch jetzt zeigt und zuweilen Bestrafungen herbeiführt. Von den sämmtlichen Bestrafungen in Dänemark wegen Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen (Geldbussen

ausgenommen) kommen 2 pCt. auf Bornholm. Darunter befinden sich aber nur ausnahmsweise Kapital-Verbrechen oder grössere Diebstähle, wohingegen schwere und leichte Körperverletzungen zahlreicher vorkommen, auch Widersetzlichkeiten gegen die Obrigkeit, Betrügereien u. s. w. Gegen Diebstahl und Unterschleif scheint es früher sehr harte Strafen gegeben zu haben. So theilt Dr. Hübertz in seiner Urkundensammlung Seite 270 einen Auszug aus einer, in dem Geheimen Archive zu Lübeck vorgefundenen Urkunde mit, aus dem hervorgeht, dass ein Knecht, der Gerste unterschlagen hatte, statt sie als Steuer nach Hammerhuus zu schaffen, „i den överste Gallie" gehängt wurde, welche Sache in ganz guter Ordnung befunden ward. Eine gewisse Neigung zur Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit ist von fast allen Schriftstellern bemerkt, von Einigen mit der Zähigkeit erklärt und entschuldigt worden, mit welcher der Bornholmer wie an seinen Privilegien, so an alle dem festhält, worin er einmal in seinem Rechte zu sein glaubt. Andere meinen freilich, diese Widersetzlichkeit sei noch mehr durch den Umstand zu erklären, dass die Beamten, die höchsten wie die niedrigeren, in früherer Zeit sehr habgierig, bestechlich und herrschsüchtig waren, dadurch gerechte Unzufriedenheit hervorriefen und andrerseits diejenigen, die ihnen den Willen nicht thaten, in Copenhagen als Aufwiegler und Demagogen verschrieen haben. Klagen über schlechte Beamten, über Erpressungen u. s. w. sind mehrfach in der genannten Urkundensammlung zu finden. Aber hervorheben wollen wir aus derselben noch ein merkwürdiges Urtheil, welches Friedrich der Zweite von Dänemark — wie es scheint, in Liebe zur Gerechtigkeit ohne Ansehn der Person, unserem Grossen Friedrich den Zweiten nicht unähnlich — am 12. Juni 1572 gefällt hat. Eine Frau Brigitte, die Frau von Rasmus Köllers, war von dem Landrichter mit zwölf Männern — also einer Art Geschworenengericht — zum Staubbesen verurtheilt worden, weil sie angeblich ver-

leumderische Reden gegen die Obrigkeit geführt. Es stellte sich indess heraus, dass die arme Frau, die inzwischen leider ihre Strafe ausgehalten, unschuldig gelitten hatte. Sie führte beim Könige in Copenhagen Beschwerde, die Sache wurde untersucht. Der König präsidirte selbst der Gerichtssitzung, in welcher die Gepeitschte und der Herr Landrichter, ein königlicher Reitvoigt, Franz Holst, persönlich erschienen, und da sich in der That die Unschuld der Brigitte herausstellte, verkündeten Se. Majestät das noch jetzt aufbewahrte Urtheil: dass der Landrichter und die zwölf Beisitzer ebenfalls den Staubbesen erhalten, der Brigitte Rasmus Köllers aber das frühere Urtheil und die erlittenen Streiche niemals an Ehren und gutem Rufe sollten zu Schaden kommen.

Diese persönliche Theilnahme eines Landesherrn an den Sitzungen des höchsten Gerichts seines Reiches mag heute sehr wenig passend und sogar unpopulär erscheinen. Wenn man aber an die Spitze der preussischen Erkenntnisse in allen Instanzen „Im Namen des Königs” setzt, so liegt hierin für uns auch der Ausdruck des Bewusstseins, dass eigentlich von der Königswürde die höchste richterliche Würde und eine, sich über die Ausübung des Begnadigungsrechtes erstreckende, thätige Theilnahme an der Pflege des Rechtes nicht zu trennen sei. Da wir ferner zu den Royalisten gehören, welche in dem König keinen blossen Begriff, sondern eine lebendige Persönlichkeit erblicken, von deren selbstständiger, erleuchteter, fester, gesetzlicher und patriotischer Aktion das Wohl unsers Vaterlandes zu erwarten ist, wie von der gegentheiligen der Verfall desselben und des Königthums selbst zu fürchten wäre, — so würde es für uns auch heute weder für die Königliche Würde noch für das Rechtsbewusstsein oder die Rechtssicherheit irgend etwas Bedenkliches haben, wenn der König selbst in einer gesetzlich geordneten Weise an der Rechtspflege theil nähme, z. B. bei bestimmten Veranlassungen den Vorsitz in dem höchsten Gerichtshofe des Landes führte. Es sind da-

bei eben nur Richter vorauszusetzen, auf deren Gewissen die Hoffnung Königlicher Gunst oder die Furcht Königlicher Ungnade ohne Einfluss ist und ein Monarch, der vor Anderer Ueberzeugung eine Achtung hat, wie vor seiner eigenen. Wir dürfen mit Stolz sagen, dass Preussen an Beiden keinen Mangel fürchten darf. Trifft aber diese Voraussetzung nicht zu, so werden immer dieselben Nachtheile für den öffentlichen Rechtszustand und das Rechtsbewusstsein eintreten können, auch wenn der König persönlich mit der Ausübung der richterlichen Gewalt in keiner Weise etwas zu schaffen hat. Man wird versuchen, durch die Besetzung der Riehterstellen auf die Gerichte zu wirken, und namentlich für den höchsten Gerichtshof Männer zu finden, denen nicht ihre ausgezeichnete Rechtsgelehrsamkeit, ihre praktische Erfahrung, ihr scharfes und weises Urtheil, sondern ihre gute, d. h. zuweilen auch bequeme Gesinnung, ihre Gefügigkeit gegen höhere Wünsche einen Anspruch auf solche Beförderung und Auszeichnung verleihen. Man wird die religiöse Richtung und die Parteistellung gar leicht auf ein Gebiet verpflanzen, auf dem sie bei sonstiger Qualification, bei Reinheit der Sitten und des Charakters am wenigsten berücksichtigt werden sollte, und man wird in dem Bewusstsein, eigentlich doch das Gute zu wollen, sich bei sich selbst wegen des Gebrauchs von Mitteln entschuldigen, die das eigene Gewissen bei unbefangener Prüfung verwerflich finden müsste. Diese Gefahren sind wirklich nicht beseitigt, wenn man für den König von der „richterlichen Gewalt" Nichts übrig lässt, als dass sie in seinem Namen ausgeübt wird. Es kann im Gegentheil auf diesem wie manchem andern Gebiete leicht der Fall eintreten, dass, je mehr ein Monarch von dem Gefühle seiner Königlichen Verpflichtung und seines Königlichen Berufes durchdrungen ist, er auch in um so höherem Grade seinen Einfluss da mittelbar geltend zu machen versucht, wo ihm die unmittelbare Einwirkung gesetzlich verschlossen ist, und es ist unvermeidlich, dass diese Versuche

um so erfolgreicher werden, je stärker das Königthum selbst in dem Bewusstsein des Volkes ist.

Man wird gerechterweise diesem Buche wirklich den Vorwurf nicht machen wollen, dass es in einem servilen Geiste geschrieben sei, und man wird daher auch das Bekenntniss nicht missverstehen, dass ich noch jetzt die Macht des Königthums oder des Königs in Preussen für so stark erachte, dass sie von keiner andern Macht, sie sei idealer oder realer Natur, übertroffen wird. Diese Thatsache mag von verschiedenen Gesichtspunkten zu einem sehr verschiedenen Urtheile führen, — wie sie auch das Produkt sehr verschiedener Faktoren ist: eines historischen Bewusstseins, der Dankbarkeit, angeborenen Anhänglichkeit und aufrichtigen Liebe zum Herrscherhause, des wahren Patriotismus, des Gefühls der Unmöglichkeit und Unbeständigkeit einer Volksregierung, der Furcht vor dem Communismus und dem Proletariat, des Materialismus, des Pessimismus, wie des Optimismus u. s. w. Aber die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Thatsache selbst hat Jeder gewinnen müssen, der den Ereignissen der letzten Jahre mit Aufmerksamkeit gefolgt ist. Man darf die Regierung wohl nicht in der Täuschung befangen erachten, dass sie in dem Glauben an diese Thatsache auch daran glaube, dass die öffentliche Meinung, oder auch nur die aufrichtigen, uneigennützigen und opferfähigsten Patrioten — alles Das billigten, was geschehen ist und geschieht, und dass diese Männer alle oder zum grössten Theile ohne ernste Bedenken für die Zukunft wären. Die heutige Minorität in dem Landtage ist vielleicht jetzt, wenigstens in ihrer abwehrenden Thätigkeit gegen das Drängen der „Aeussersten," viel mehr der Ausdruck dieser Volksmeinung und des Volksinstinktes, als wo sie noch Majorität war, und von der Regierung annehmen, dass sie in der heutigen Majorität des Landtages wirklich ihre Kraft oder gar eine dauerhafte Stütze des Königthums in Preussen suche, hiesse ihr sicherlich ein grosses Unrecht thun. Die Wahrheit

aber ist, dass das Volk im Ganzen und Grossen seinem Könige folgt, — etwas mehr oder weniger zufrieden, die Einen mehr vertrauensvoll, die Anderen mehr zweifelnd, die Einen in Hoffnung, die Anderen nicht ohne Furcht. Von ihm, vom Throne überhaupt, erwartet es die Erfüllung seiner Hoffnungen, die Erhaltung, Erneuerung und Mehrung des alten Glanzes des preussischen Namens, die besonnene, aber treue und beharrliche Verwirklichung der liberalen Principien, deren Anerkennung Preussen seinen Aufschwung zu verdanken hat, — das Alles vom Throne, wenig, äusserst wenig von der Majorität der Landtage. Wer diese Thatsache anerkennt, könnte daher — so wenig er überhaupt mit dem ewigen Rütteln und Mäkeln an einer Verfassung, die durch dasselbe doch nicht besser wird, einverstanden sein mag — doch sich über alle Beschlüsse trösten, und ihrer sich freuen, welche die Mehrung und Stärkung der Königlichen Gewalt (nicht die Verstärkung des Einflusses oder der Bedeutung eines Standes, Berufes oder gar einer Doktrin) im Auge hätten: denn je stärker diese Gewalt ist, je leichter wird es ihr werden, das Land einmal von den Gefahren zu befreien, in die es der Irrthum und die Selbstsucht der „wahren Conservativen" so leicht bringen können. Wir werden, wenn wir das erleben, vielleicht dann Zeuge des merkwürdigen Schauspieles, dass Viele von denjenigen, welche heute die Autorität so scharf betont und gegen die Opposition in das Feld geführt haben, die eifrigsten Gegner dieser Autorität, die lebhaftesten Verfechter der Verfassung und ihrer Freiheiten sein werden, wie denn die Anfänge dieser Richtung, die das Königthum in Preussen wesentlich zu einem Vasallen der Ritter und ihrer geistlichen und weltlichen Knappen machen möchte, schon jetzt klar und deutlich zu Tage liegen. Hat doch der eigentliche Führer dieser Partei bereits jetzt die Autorität des Königs von derjenigen der „kleinen Herren" in ein abhängiges Verhältniss zu bringen gesucht. „Der König die oberste Autorität, sagt er, das ist Monarchie, — der

König die *einzige* Autorität das ist Despotismus." Wir wollen nun ganz unberührt lassen, dass hiermit die grössten preussischen Fürsten zu Despoten gestempelt werden, denn wir haben über sie aus demselben Munde ja viel Schlimmeres gehört. Wir wollen auch nicht näher dabei verweilen, dass, so weit jetzt die preussische Geschichte geht, das Ansehen und die Kraft *Preussens* und das Ansehen und der Einfluss der „kleinen Herren" immer in einem umgekehrten Verhältnisse gestanden haben und wahrscheinlich auch weiter stehen werden. Wir sagen nur aus dem Bewusstsein des preussischen Volkes heraus: „Der König und das Gesetz, die oberste Autorität, *das ist preussische* Monarchie. Zu der Autorität des Königs eine „angestammte" oder „anerkaufte" Autorität der „kleinen Herren" — das könnte eine aristokratische Republik mit monarchischer Spitze wie England werden, wenn unsere „Herren" ihrem materiellen Besitze und ihrer durchschnittlichen Bildung nach die Leute dazu wären. Aber für Preussen würde diese Art von Autoritätenregiererei zu inneren Zerwürfnissen der schlimmsten Art, zum Verluste des Ansehens im Auslande, der Stellung in Deutschland, endlich — was ja unsere Feinde so höhnend prophezeien — zur Theilung des Reiches selbst führen." — Jener Redner versichert freilich auch, dass die Ritterschaft und die Landräthe die Revolution besiegt haben. Er spricht, dünkt uns, hiermit gleichzeitig eine Beleidigung gegen die Königliche Autorität und gegen die Nation aus. Nicht die Ritterschaft und ihr Einfluss, sondern die Macht des Königthums und die Macht der Treue der Nation und der aus ihr hervorgegangenen Armee waren es, an denen die Revolution scheiterte. Wenn er aber endlich auch noch für die Ritterschaft und die Landräthe das Verdienst in Anspruch nimmt, dass nun ein solches Haus der Abgeordneten vorhanden sei — so ist es wieder nur die Königliche Autorität gewesen, die von jenen Herren gebraucht und vielleicht auch missbraucht ist, um dieses Wahl-Resultat zu erzielen. Es giebt

ja Nichts Beständiges unter der Sonne, und dieselbe Autorität wird einst nur zu wollen brauchen, um die Ritterschaft und die Landräthe zum allergrössten Theile aus dem Abgeordnetenhause — wieder verschwinden zu lassen. Nicht, als ob wir wünschten oder nur glaubten, dass es dem Grundbesitze und dem Adel, so weit er preussisch-monarchisch ist und das Vertrauen des Landes verdient*), jemals an einer Vertretung fehlen werde, aber wir haben nur daran erinnern wollen, dass es eine Selbsttäuschung der „Partei" ist, wenn sie heute an ihre wirkliche Macht glaubt, wo dieselbe doch nur und nichts Anderes als der Ausfluss der Königlichen Autorität ist und sein kann.

In diesem rückhaltlosen Anerkenntniss der Bedeutung des Königthums in Preussen liegt freilich auch das Anerkenntniss der grossen und schweren Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen, welche Diejenigen auf sich nehmen würden, welche ihre Personen und ihr System in geschickter und ungeschickter Weise mit dem Könige selbst zu verwechseln suchten. Hat man einmal Wahlen und eine „parlamentarische Regierung", so kann man auch nicht, ohne sich gleichzeitig an dem Könige selbst und dem Volke zu versündigen, die loyalen Gegner eines zeitweiligen Ministeriums oder Systems zu Gegnern des Königs und der Autorität überhaupt stempeln wollen. Von wem und wo das geschieht, es wird niemals dauernden Segen bringen.

*) Es ist eine sehr verbreitete, aber nichts destoweniger sehr unrichtige Auffassung, dass, die adligen Herren der Opposition abgerechnet, der preussische Adel aus „Junkern" bestehe. Selbst unter denen, die heute der Fahne der „Partei" folgen, weil sie von mächtigen Händen getragen und von unleugbar geistvollen und bedeutenden Männern vertreten wird, findet sich eine nicht geringe Anzahl, welche mit jenen Doktrinen und Programmen der Partei nichts weniger als einverstanden ist, der es aber an eigenem Talent und an Selbstständigkeit fehlt, um sich trennen zu können. Die fähigsten Köpfe der „Partei" aber sitzen ja selbst nur auf bürgerlichen Rümpfen! Den ganzen preussischen Adel nach dem Auftreten und den Anträgen eines „Programmes" beurtheilen wollen, heisst ihm mehr als ein doppeltes Unrecht thun.

Man sollte dann lieber offen und ehrlich mit dem ganzen parlamentarischen System brechen und die Rückkehr zu der patriarchalischen Regierung versuchen, unter der Preussen so gross und glücklich geworden und gewesen ist. Wäre diese Rückkehr unmöglich, so halte man wenigstens in den neuen Formen den alten Geist der gegenseitigen Treue und Achtung und das Bewusstsein gemeinsamer Liebe zu Thron und Vaterland fest; — aber nicht mit Worten allein, sondern in der That und mit der That. Es würde dann aus den Verhandlungen unserer Landesvertretung jene Bitterkeit schwinden, die sie wahrlich heute für das Inland nicht erquicklich und dem Auslande gegenüber nicht ehrenvoll macht. Auch die Opposition würde dahin kommen, den Ansichten des Ministeriums eine grössere Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wo es dieselbe beanspruchen kann. Oder wer sollte im Ernste z. B. bestreiten wollen, dass eine öffentliche Opposition der Verwaltungsbeamten gegen ihre vorgesetzten Behörden und eine gute Verwaltung zwei ganz unvereinbare Forderungen sind, wie freilich anderntheils die Stimmen von Beamten niemals als die Stimmen unabhängiger Volksvertreter von der Regierung für sich gezählt werden sollten. Freimüthigkeit gegen seine Vorgesetzten ist immer ein schönes Vorrecht der preussischen Beamten gewesen, und wäre sie wirklich im Abnehmen, so wäre das ein trauriges Anzeichen des allgemeinen Verfalls. Aber sicher gehört sie nicht in den Landtag. Man könnte, wenn man nur wollte, andere Institutionen benutzen oder finden, worin man die Bildung, die Kenntnisse und den guten Willen der Beamten auch ausser ihrer Stellung dem Lande fruchtbringend werden zu lassen vermöchte. In der Volksvertretung aber scheint uns dieser Platz nicht zu sein. Gäbe es in Preussen nicht sonst Männer, die ihn ausfüllen können, so wäre es wieder besser, auf eine Volksvertretung ganz zu verzichten. Doch wir kommen zu weit von der bornholmischen Rechtspflege.

Hatte Friedrich II. von Dänemark, wie wir eben ge-

sehen, in sehr energischer Weise dem Rechtsbewusstsein der Bornholmer Richter nachgeholfen, so fehlt es auch nicht an Beispielen, wo die dänischen Könige den Bornholmer Richtern sehr nachdrücklich sagten, wie sie erkennen sollten! So giebt Hübertz S. 558. den Auszug aus einem Schreiben Christian IV. vom 2. Februar 1602, der wörtlich im alten Dänischen und mit deutscher Uebersetzung also lautet:

Christian IV. til Hans Lindenow*) om en Quinde, „som sig met en sielvgiffuen tilnaffn loed kalde Kirstine Frederichsdatter" under det Foregivende at hun var en uaegte Datter af Kong Frederik den 2den, skjöndt hun heed „Andersdatter" och som havde paastaaet at den afdöde Konge for over 20 Aar siden skulde have givet hende „Kubbegaard" men at hun i Havsnöd havde mistet de Breve, hun havde derpaa. Senere paa Raadhuset; Rönne havde hun vedgaaet og bekjendt at det Hele var Digt og Lögn. Kongen vil ikke lade saadant gaae hen udstraffet: han befaler, at der skal dömmes i den Sag og henstiller om Quinden ikke „wdj thet

Christian IV. an Hans Lindenow in Betreff eines Weibes, „das sich mit selbstgegebenem Zunnahmen Kirstine Friedrichstochter nennen lässt", unter dem Vorgeben, dass sie die uneheliche Tochter König Friedrichs II. sei, obschon sie „Anderstochter" heisst, und die behauptet hat, dass der verstorbene König vor über 20 Jahre zurück ihr „Kubbegaard" gegeben, dass sie aber in Meeresnoth die Briefe verloren habe, die sie hierüber besessen. Später auf dem Rathhause in Rönne habe sie eingeräumt und bekannt, dass das Ganze Erdichtung und Lügen sei. Der König will nicht solches ungestraft hingehen lassen: Er befiehlt, dass dort in dieser

*) Dem damaligen Lehnsherrn.

„alleringeste, for saadan hindis paafund och obenbarlig lögn (som sig indochsaa til öffrighedtz personer henstraekker) böer at straffis till kagitt, och att foruissis landitt", og at Dommen strax exequeres.

Sache geurtheilt werde, und stellt anheim, ob das Weib nicht „im Allergeringsten" für solche ihre Behauptung und offenbares Lügen (welches sich auch bis auf obrigkeitliche Personen erstreckt hat) mit Staubbesen zu bestrafen und des Landes zu verweisen sei, und dass dieses Urtheil sofort ausgeführt werde.

Uebrigens giebt es noch heute in Dänemark einige Arten von Verbrechen, in welchen die Strafe nicht von dem Richter, sondern von dem Könige selbst festgesetzt wird, sobald das Gericht auf Schuldig erkannt hat. Doch wir werden hierauf näher zurückkommen, wenn eine Besprechung der dänischen Residenz und der in ihr befindlichen Institutionen uns zu einer Darstellung des heutigen Rechtsverfahrens und Rechtszustandes in Dänemark führt. Aus der Zeit Christians III. wollen wir aber noch einen, in Gegenwart des Königs am 1. Mai 1557 in Copenhagen verhandelten Prozess nennen, der zugleich die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine andere Eigenthümlichkeit der Bornholmer lenken wird. Frau Anna Per Magensiis war nämlich gegen den Landrichter von Bornholm Thönnis Wildfang klagbar geworden, weil derselbe sie wegen Hexerei verurtheilt und ihr sehr übel mitgespielt hatte. Die Beweise für die Schuld der Klägerin scheinen allerdings, ausser in den Klatschereien ihrer Feinde, nur in einem Stück „endeloest Trae" (endlosem Holz) und einer Gänsefeder bestanden zu haben, die sich in ihrer Tasche gefunden hatten. Anna Per, von der die Entlastungszeugen sagten, dass sie gelebt habe som en erliige Dannequinde (wie ein ehrliches Dänenweib), wurde freigesprochen, und der Land-

richter verurtheilt, ihr alle den Schaden zu ersetzen, den sie aus der Versäumniss und durch den Aufenthalt in „Eisen" erlitten hätte. (Das Nähere siehe bei Hubertz S. 264.) Wenn nun durch diesen erleuchteten Urtheilsspruch Bornholm von einer Hexe befreit ist, so hat es doch darum dort jederzeit viel Quacksalberei und Aberglauben gegeben, nicht allein im sechszehnten Jahrhundert und früher, sondern auch noch im neunzehnten und bis auf den heutigen Tag. Gegen einige Krankheiten wurden Pulver aus verbrannten Haaren und dem oberen Strumpfende (Hoseskaft) in Wasser aufgelöst, das von einem nüchternen Menschen vor Aufgang der Sonne unter einer Brücke geschöpft wurde, so zwar, dass dieser Mensch sehr vorsichtig und rücklings bis zum Wasser gegangen war. Andere Kranke wurden der Länge und Breite nach gemessen, und das gelbe Wollgarn, mit dem es geschehen war, ihnen um die Hände gebunden. Wieder Andere mussten mit dem Hunde am Tischfusse in der Stube essen, und es wurde dann über ihnen Blei gegossen. Die „kluge Frau" nämlich, die eine solche Kur verrichtet, nahm fünf Sorten Blei: Gewöhnliches, Kleiderblei (gestempeltes), Kirchenblei (von alten Kirchenfenstern), Kreuzblei (aus dem Kreuze der Fenster) und etwas geerbtes Silber. Diese fünf Sorten wurden (wenn nicht etwa das geerbte Silber in die Tasche der „klugen Frau" gewandert ist) mit neun Arten Feuer geschmolzen, d. h. es wurden neun verschiedene Holzarten benutzt, und sodann die flüssige Masse über den Kopf des Kranken hinweg in eine Wasserbutte gegossen, wobei die „kluge Frau" allerhand unverständliches und sicher auch unverständiges Zeug murmelte, auch viele Gesichter schnitt. Dieses Giessen, das häufig auch bei Thierkrankheiten angewendet wurde, ward selbst in Rönne noch zu Skougaards Zeit viel — natürlich nur von den „Ungebildeten" — praktisirt, wie denn auch derselbe Verfasser von einem früheren Corporal erzählt, der damals in Rönne zugleich Handschuhwäsche und medicinische Praxis betrieb!

Aber auch im Uebrigen ist der gewöhnliche Bornholmer abergläubisch genug. Er hat, wie wir bereits aus der Geschichte mit Bondevedde (S. 15) gesehen, das Innere seiner Höhen mit Geistern und Kobolden bevölkert. Sie führen den gemeinschaftlichen Namen Underjordsfolk (unterirdisches Volk) und leben ebenso in der Vorstellung der Bornholmer wie der Isländer. Nicht wenig Bornholmer glaubten sie gesehen zu haben, wenn die Unterirdischen im Nebel auf den einsamen Höhen der Heide in Waffen sich übten. Die Unterirdischen waren alle zu Pferde, der „Aellestinger" aber, ihr Häuptling, ritt ein Ross mit drei Füssen. Die Uniformen waren theils hellblau, theils stahlgrau mit rothen Mützen oder dreieckigen Hüten. Kleine runde Steine (belemnites), die man auf den Höfen fand, galten für ihre Kugeln, und ein schwacher Ton, aus der Ferne gehört, war der Laut ihrer Trommel. Aber diese kriegerischen Unterirdischen gelten für Freunde des Landes, die den Bornholmern gegen fremde Eindringlinge helfen. Ausser den Puslingen, von denen oben die Rede gewesen, gab und giebt es auch noch Nach- und Doppelgänger und vor Allem die, auch in der Phantasie vieler anderer Dänen aus alter Zeit lebenden Nissen. Diese Nissen sind nicht bösartige, aber schelmische Kobolde, die insonderheit den Bauer mit ihrem Schabernack ärgern. Aber auch jedes andere Haus hat seine Nissen, und man setzt ihnen an vielen Orten noch heute am Sylvesterabend eine Schüssel mit Grütze in die Küche, damit sie sich satt essen für das ganze kommende Jahr und dann säuberlich aufführen. Eine der artigsten Geschichten von diesen Nissen befindet sich in den dänischen Kinderbilderbüchern. Man sieht einen Bauer einen Wagen führen, auf dem sich allerhand Hausgeräth befindet. Sein Haus-Nisse hat es nämlich diesem Bauer zu arg gemacht. Er hat nun seinen Hof verkauft und ist eben im Begriff, nach einem anderen zu ziehen. Das Pferd keucht unter der Last, und der Bauer dreht sich um, um zu sehen, dass auch Alles

noch wohl gepackt liegt. Da guckt aus einer Kiste hoch oben auf der Nisse mit seiner rothen Zipfelmütze heraus und ruft lachend:

Lustig, Bauer, rath' ich Dir,
Lustig! — heute ziehen wir!

An Ahnungen und Wahrzeichen wird natürlich viel geglaubt — insonderheit will man Anzeichen kennen, welche die Nähe eines, den Bornholmern ja immer willkommenen Schiffbruchs bedeuten. Auch glaubten die alten Schiffer auf Bornholm, wenn sie zur See waren, nie eine Mühle mit ihrem rechten Namen nennen zu dürfen, sondern nannten sie „Thrönta". Skougaard findet in dieser abergläubischen Richtung es begründet, dass Holberg in einer seiner Komödien den Teufel „Herrn zu Borgundien, Finnemarken u. s. w." nennen lässt, da unter Borgundien sicherlich Bornholm zu verstehen sei. Da kämen wir sehr zufällig zu einer Erörterung des Namens der Insel, mit welchem Thema man ja sonst gewöhnlich die Beschreibung eines Landes zu beginnen pflegt.

Da das dänische Holm zu deutsch jedes kleine, meerumgebene Land (Inselchen) heisst, welches nicht bewohnt ist, und da es auf Bornholm, wie wir gesehen haben, selbst in der unmittelbaren Nähe des Meeres sehr schöne Quellen giebt und eine Quelle bei uns zuweilen Born genannt wird, so könnte man auf den Gedanken kommen, Bornholm sei aus einem dänischen und deutschen Namen zusammengesetzt und heisse so viel wie Quelleninsel. Aber leider trägt Bornholm diesen Namen in Folge einer Abkürzung des früheren erst seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Bis dahin hiess es Borungia*), Boringholm**), Burlendaholm***), Borinholm, Borndholm, Borendelholm und auch Burgenda-

*) Saxo S. 159.
**) Suhm XIII. 473.
***) Script. Rer. Danic. 33. 41.

land, Borgundetholmur, Burgunderholm. Die letzten Namen waren die in Island gebräuchlichen, während sich der Name Burgendaland in Ottars und Ulfstens, um das Jahr 890 geschriebenen und von dem englischen König Alfred aufbewahrten Reiseberichten findet. In einem alten isländischen, unter dem Namen Knytlinga-Saga bekannten, im zwölften Jahrhundert verfassten Manuscript wird Bornholm unter dem Namen Borgunder-Holmur und in folgender Weise erwähnt:

„Borgunder-Holmur liggaeur austur i Hafed fra Scaney pat er mykid rike och liggur under Erkibyskopsstolm i Lunedi par eru XII. Konungsbu oc XIV. kirkur."

Zu deutsch:

„Borgunderholmen liegt östlich im Meere bei Schonen; das ist sehr mächtig und liegt unter dem Erzbischofstuhl von Lund. Dort sind 12 Königshöfe und 14 Kirchen."

Ueber „Borgunder" giebt es nun mehrere Ansichten. Nicolaus Petraejus leitet den Namen von einem gewissen Beor ab, der um das Jahr 2264 nach Erschaffung der Welt mit Thielsar, dem Sohne des siebenten cimbrischen Richters oder Königs, Guthis, nach der Insel gekommen und daselbst mit einem Theile der Mannschaft zurückgeblieben war, während Guthis Sohn das Land für sich zu klein fand und es wieder verliess, nachdem er Guthjem gegründet. Petraejus will diese Erzählung in uralten, aber nicht näher bezeichneten Schriften gefunden haben! Nach einer zweiten, eben so mythischen Darstellung wäre es Borgundar, ein hunnisches Weib gewesen, die der Insel den Namen gab. Nach einer dritten wäre zur Zeit der Völkerwanderung ein Stamm, Burgunder genannt, auf der Insel wohnhaft gewesen und sei dann nach Frankreich gezogen. Allen diesen Erzählungen steht eine andere viel einfachere Erklärung gegenüber. Nach ihr

hatten zuerst Seeräuber auf Bornholm eine feste Burg (Borg) gehabt, und man habe, da die Burg für die Seeräuber wie die Seefahrer die wesentliche, für die letzteren eine sehr unglückliche Bedeutung gehabt, hiernach die Insel Borg under Holmen, nämlich die Burg auf der Insel, genannt.

Wir haben schon früher angedeutet, dass es auf den Bauernhöfen Bornholms gegenwärtig nur Selbstbesitzer giebt, so zwar, dass ein Besitzer sehr selten mehr als einen Hof bewirthschaftet, sondern, im Falle er in den Besitz mehrer Höfe kommt, sie seinen Söhnen überlässt oder an Andere verkauft. In früheren Zeiten aber ist es anders gewesen, und hat es Herrensitze gegeben, zu denen mehrere Höfe, achtzehn und darüber, gehörten. Diese Herrensitze wurden von adligen Herren bewohnt, und die letzteren sind mit ihnen von Bornholm so gut wie verschwunden, obwohl es auch heute noch dort Abkömmlinge aus alten adligen Geschlechtern geben mag, ohne dass es noch einen Adel gäbe. Von einem Einfluss des Adels auf die Bevölkerung kann daher nicht mehr die Rede sein — was vielleicht heute nicht eben eine sehr grosse Eigenthümlichkeit ist, da der Adel diesen Einfluss selbst in vielen Ländern verloren, wo Adel noch wirklich vorhanden ist. Uebrigens war weder die Herrschaft und Geltung des Adels auf Bornholm von langer Dauer, noch scheint der grössere Theil des Adels selbst von besonders „nobler Extraction" gewesen zu sein. Aus dem funfzehnten Jahrhundert wird ein Ritter, Niels Aagessen genannt, der auf Maglegaard wohnte, viele Höfe besass und mehre zu milden Stiftungen bestimmte. Auf St. Jörgens Gaard wohnte ein Edelmann, Skjalm Gyldenstjerne, der diesen Hof mit achtzehn anderen zu einem Armenhaus schenkte. So geschieht in alten Briefen, ohne Hinzufügung besonderer ausgezeichneten Eigenschaften oder Thaten noch einer, übrigens immer kleinen Zahl adliger Familien Erwähnung, z. B. der Sparre, mit drei Sparren über einander im Wappen, der Splid mit einem Regenbogen,

der Uff mit einem Triangel, der Jul mit zwei Segeln u. s. w. Aber selbst unter ihnen sollen die meisten doch nur ihren Adel erzbischöflichen Freibriefen verdanken, die, wie man aus einem offenen Briefe Friedrichs II. erkennen will, von ihm als Adelsbriefe nicht betrachtet wurden, da er nur solchen Personen die Ausübung adliger Freiheiten gestatten will, die entweder aus einem alten adligen Geschlechte erweislich abstammten, oder den Adel von den früheren Königen erworben hatten. Obschon in dem folgenden Jahrhundert bei Gelegenheit des Gebebriefes an Friedrich III. dieser „erzbischöfliche" Adel noch einmal sich als Adel gerirte, so scheint es doch hiermit auch mit der Bedeutung des Adels für Bornholm für immer vorbei gewesen zu sein. Einen ungleich wichtigeren Einfluss auf die Entwickelung der Bevölkerung haben dagegen die Beamten und noch mehr die Geistlichen geübt. Wenn wir auch über diesen Einfluss und die Stellung beider Stände (ebenso wie über diejenigen des Adels) bei der Besprechung anderer dänischer Landestheile viel mehr zu sagen haben werden, so wird es doch wesentlich auf dasselbe hinauskommen, was für Bornholm, nur in viel grösserem Grade, gilt: im Ganzen und Grossen haben nicht die Beamten und noch viel weniger die Geistlichen so fördernd und segensreich auf diese Entwickelung gewirkt, als es unter anderen Umständen wohl möglich gewesen wäre. Unter Anderen haben Skougaard und der frühere Amtmann Thaarup (in seiner kurzen Uebersicht über Bornholms Amt) sich über diesen Gegenstand mit lobenswerther Offenheit ausgesprochen. Was die heutigen dänischen Beamten betrifft, so mögen sie – auf Bornholm wie anderwärts — sowohl im Königreiche wie in den Herzogthümern sehr viel besser sein. Aber die ganze dänische Verwaltung scheint doch an einem auf die Beschaffenheit der Beamten selbst sehr nachtheilig wirkenden Fehler zu leiden: Man hat viel zu viele Beamten (gebraucht sie vielleicht auch bei dieser schwerfälligen und schreibseligen Administration), und bezahlt diese Beamten

viel zu schlecht. Daher kommt es denn auch, dass nicht wenige Beamte zu allerhand Nebenverdiensten ihre Zuflucht nehmen oder in den heutigen Zeiten bittere Noth leiden müssen. Eine neue mehr auf die Decentralisation gerichtete Organisation der Verwaltung, eine Vereinfachung des Rechtsverfahrens (in dem sonst viel Gutes und Praktisches liegt) — das wären Schöpfungen, durch welche dänische Staatsmänner sich ein grosses Verdienst für Gegenwart nnd Zukunft erwerben würden. Man kann sich kaum einen grösseren Gegensatz denken, als das volle Maass politischer Freiheit auf der einen Seite und auf der anderen: mit grossen Beschränkungen der Erwerbsfreiheit, die Unselbstständigkeit der Communen und die Uebel einer antiquirten Verwaltung. Man wird freilich, ohne unbillig zu sein, nicht Alles auf einmal verlangen und hoffen können, aber wir glauben kaum, dass die Erkenntniss des Uebels weit genug verbreitet, die Aufmerksamkeit der „Vertretungen" auf diese Mängel gespannt genug gerichtet, und nicht vielmehr zu sehr von allerhand, mit dem modernen Constitutionalismus so leicht verknüpften Nebensachen und persönlichen Angelegenheiten erfüllt ist, um durchgreifende Reformen auf diesen Gebieten in nahe Aussicht zu stellen. Wir wissen uns in der That frei von einseitiger Bewunderung für preussische Zustände, wir wissen sehr wohl, welche Vorwürfe auch unserer Verwaltung sich machen lassen, und dass sie in mehr als einer Richtung der Vervollkommnung bedürftig und fähig ist, und wir verkennen andererseits nicht, dass sich in Dänemark viel Gutes und vielleicht auch für Preussen Nachahmungswerthes findet — aber wir glauben doch kaum, dass sich viele Preussen bei näherer Prüfung entschliessen könnten, die politische Freiheit, wie sie in Dänemark heute vorhanden ist, um den Preis des Wohlbefindens zu erkaufen, das eine gute Verwaltung und eine ausgezeichnete Rechtspflege für Preussen herbeigeführt hat. Man würde von unserm Bürger und Bauer hören: Lieber etwas weniger politische Rechte und

Freiheiten und etwas besser regiert, freier in Handel und Wandel.

Noch bei weitem ungünstiger ist der Einfluss der Geistlichen beschaffen. Wenn man von den Beamten mit einem Anscheine von Recht sagen kann, dass sie ja gar nicht dazu bestimmt sind, auf die intellektuelle und sittliche Entwickelung des Volkes zu wirken, so wird man doch nicht bestreiten, dass die Kirche und ihre Diener, wenn das Volksschulwesen wie hier in ihre Hände gelegt ist, die unzweifelhafte Aufgabe haben, auf eine grössere und allgemeinere Bildung der Massen hinzuarbeiten und die Verantwortlichkeit, wenn sie zurückblieben. Nun hat es ja an Geistlichen in Dänemark niemals gefehlt. Neun Bischöfe und 1100 Geistliche für ein so kleines Land, wie das Königreich Dänemark — wie müsste doch da christliches Leben herrlich entfaltet, wie müsste durch dasselbe in allen Volksklassen Bildung und Kultur mächtig gefördert sein! Auch wäre es unwahr und ungerecht, zu behaupten, dass es nicht unter diesen geistlichen Herren Viele gäbe, welche eifrige Verkündiger des Evangeliums und treue Seelsorger ihrer Gemeinde sind. Aber im Ganzen und Grossen ist die dänische Staatskirche dem Materialismus verfallen, sind ihre Diener nichts als weltliche Beamte mit geistlichem Anstrich, liegt die Leitung der Kirche und ihrer Angelegenheiten noch heute in Händen, welche — sie mögen es zu anderen Dingen im höchsten Grade sein — doch hierzu nichts weniger als geschickt scheinen. Daher sehnen sich hier wie anderwärts die Angehörigen der unsichtbaren Kirche nach der Wiedergeburt der äusseren, nach der Erweckung und Gestaltung eines neuen, christlichen Gemeindelebens, und selbst die Verirrungen, die aus der evangelischen Kirche heraus theils in den Schoos der katholischen, theils in die Sekten führen, sind nur ein Zeugniss dieser Sehnsucht. Aber da sie eben anderwärts wie hier die Gemüther bewegt, will ich an dem Ende dieses Buches, mit Bezug auf die jüngst erfolgten, heftigen

Angriffe gegen die dänische Staats-Kirche, den Gedanken Worte zu geben versuchen, die sicher in vielen Herzen auch bei uns jüngst wieder besonders lebendig geworden sind, da ein hervorragender Mann Grundsätze öffentlich verkündet und vertheidigt hat, welche die Erfüllung jener Sehnsucht in weite Ferne zu rücken suchen.

Wir haben schon früher des wackeren Probstes Whit Erwähnung gethan, der an der Spitze der bornholmischen Geistlichkeit steht. Wir zweifeln nicht daran, dass es auch ausser ihm auf Bornholm wackere Geistliche giebt. Wenn irgendwo, so müssten aber diese Geistlichen — 18 Geistliche für 28,000 Einwohner — Zeit und Gelegenheit haben, auf ein wahrhaft christliches Gemeindeleben hinzuwirken*), an ihm

*) Unsere „wahren Christen" haben unter Anderen auch als eine Bedingung des „christlichen Staates" verlangt, dass kaum gewährte Rechte den Juden wieder durch das Gesetz sollen entzogen werden und sehen überhaupt in den Juden, ihrer zunehmenden Zahl und ihrem wachsenden Vermögen eine Gefahr für christliches Leben. Auf Bornholm hat es nun nie Juden gegeben und giebt es deren heute noch nicht, und doch lebt man sicherlich dort nicht christlicher, als an vielen Orten bei uns, wo es sehr viele Juden giebt. Bekanntlich durften noch bis vor kurzer Zeit die Juden sich auch in ganz Norwegen nicht aufhalten und niederlassen. Ein bekannter Professor aus Christiania, der vor einigen Jahren nach Copenhagen kam, aber gleich erkrankte und in das Lazareth gebracht wurde, bat, ihm doch einen Juden zu zeigen, da er bis dahin noch keinen gesehen hatte. Was muss sich der Mann für eine Vorstellung von einem Juden gemacht haben! In Dänemark ist das Studium der Theologie übrigens sehr häufig. Wie bei uns Viele, die bei dem Anfang der Universitäts-Carriere noch nicht recht wissen, was sie werden sollen, sich in die „Philosophische Fakultät" aufnehmen lassen, so hier in die theologische. „Kandidat der Theologie" ist daher eine akademische Würde, mit der man nichts weniger als Geistlicher zu werden braucht. Es giebt sowohl richterliche wie administrative Beamte, Commissionaire, Kaufleute u. s. w., die Kandidaten der Theologie sind und diese Bezeichnung bei ihren Namen nicht aufgeben. In Schweden werden bekanntlich die Pfarrerstellen, d. h. die Einnahmen aus ihnen, an ganz andere als Kirchenbeamte und sonst kirchlich

thätig Theil zu nehmen und Kirche und Schule auf einen seltenen Standpunkt der Blüthe zu bringen. Aber ich habe hiervon nicht viel gehört und nicht viel wahrgenommen. Selbst das Lesen der Bibel scheint viel mehr zu geschehen, weil der Bauer Lust zum Lesen überhaupt und auch zum theologischen Disputiren insbesondere haben soll, aber nicht, weil er aus ihr sich erbauen und erheben will. Was nützt aber alles Bibellesen und in die Kirche Gehen und das Abendmahlnehmen — wenn daraus keine Früchte für das innere Leben und für unsere Beziehungen zu den anderen Menschen erwachsen?! So müsste auch die Liebe zur Heimat und zum Vaterlande durch das Christenthum veredelt werden und nicht so einseitig und engherzig sein, wie sie der Bornholmer so oft an den Tag legt. Sein Misstrauen gegen den Fremden, seine Unverträglichkeit mit Anderen, ja mit den Dänen selbst — das sind Eigenschaften, die eben aus kleinem engen Herzen, aber nicht aus christlichem Sinne kommen. Dieses kleine Land würde heute sicherlich von einer weit grösseren Anzahl von Bewohnern bevölkert, die weiten wüsten Strecken würden fruchtbare Felder sein, wenn nicht jene Eigenschaften den Fremden, auch den Dänen anderer Provinzen abhielten, sich dort anzusiedeln und niederzulassen. Kämen zu den guten Figenschaften, die den Bornholmer auszeichnen, und die ja auch in diesem Buche mehrfach ehrend anerkannt sind, ein höherer Grad geistiger und sittlicher Bildung, ein erweiterter Horizont der Anschauung — diese kleinste dänische Provinz würde eine wahre Perle der Krone werden.

Die politischen Bewegungen der letzten Jahre in Dänemark haben natürlich auch Bornholm nicht ganz unberührt

verdiente Männer vergeben, während diese Pfarren selbst zum Theil von sehr untergeordneten und schlecht bezahlten Geistlichen bedient werden. So hatte auch der berühmte Chemiker Berzelius seine Einnahme aus einer Pfarre und eine Ernennung als Pfarrer — während er nie daran gedacht hatte, Theologie zu studiren!

gelassen, obschon die eigentlich politischen Parteien hier keine besondere Nahrung und Anhang finden. Auch diejenige politische Partei, die in Dänemark durch die Intelligenz und den Eifer für ihre Sache die thätigste und vielleicht auch die mächtigste ist — die nationale nämlich — findet für ihre Ideen auf Bornholm sicher den wenigsten Boden, denn der Bornholmer ist seiner übergrossen Mehrheit nach nur bornholmisch-national und bekümmert sich daher auch nicht viel darum, ob die Eidergrenze eine richtige Grenze für ein dänisches Vaterland ist, oder ob der glühende und eben so wohl berechtigte, wie vielleicht unausführbare Wunsch eifriger Patrioten, die drei skandinavischen Königreiche zu einer nordischen Union vereinigt zu sehen, seiner Erfüllung entgegen geht oder nicht. Aber je weniger der Bornholmer sich um die eigentliche Politik kümmert, je mehr ist er wie die dänischen Landleute bereit gewesen, doch auch „seine Interessen" vertreten zu lassen, und wie der dänische Bauer sich zum Theil sehr wunderlichen Führungen anvertraut hat, so hat es auch der Bornholmer in seinem Misstrauen gegen Alles, was über seinem Niveau steht, vorgezogen, einen „gemeinen Mann" zu seinem Vertreter zu wählen und in Copenhagen Politik machen zu lassen. Die Wahl eines wahrhaft Freisinnigen, aber dem bäuerlichen Stande und den kleinen Leuten nicht angehörigen Mannes, ist auch das letzte Mal nicht durchzusetzen gewesen; aber die Bornholmer haben doch bisher die Freude gehabt, ihre Privilegien von dem dänischen Reichstage sogar in einem Punkte sehr säuberlich behandelt und erhalten zu sehen, der uns auf eine eigenthümliche bornholmer Einrichtung führt, welche hier die versprochene Erörterung finden soll.

Während nämlich in Dänemark die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist — freilich immer nur halb und nicht in der patriotischen Weise wie bei uns, wo man sich nicht mit Geld von der Erfüllung einer Pflicht gegen das Vaterland loskaufen kann — während man in der Anfertigung des Gesammt-

staates es für eine Nothwendigkeit erkannt hat, die „Armee" als eine gemeinschaftliche Angelegenheit zu behandeln und, um dieses Bewusstsein zu erwecken und zu stärken, dänischen Soldaten in Holstein und holsteinischen Truppen in Dänemark ihr Standquartier anweist — so sind die Bornholmer von dieser allgemeinen Wehrpflicht ausgenommen, haben ihre eigene Militairverfassung und dürfen niemals ausser Landes benutzt werden. Es ist gar keine Frage, dass es in vieler Rücksicht für die jungen Bornholmer ein wahres Glück wäre, wenn die allgemeine Wehrpflicht sie nach anderen Theilen des dänischen Landes brächte und sie dort neben einer, mehr militairischen Dressur auch vieles Andere sehen und lernen könnten, was ihnen und ihrer Insel bei der Rückkehr in die Heimath von Nutzen wäre. Auch würde hierdurch zwischen den Bornholmern und den anderen Dänen das Gefühl und Bewusstsein einer viel grösseren Gemeinsamkeit entstehen, als sie heute vorhanden sind. Aber es lässt sich ja andererseits anführen, dass die bornholmische Militairverfassung mit nur sehr unbedeutenden Kosten eine viel grössere Zahl der Bewohner des Landes zu seiner Vertheidigung geschickt macht, als man als bornholmer Contingent zu der allgemeinen dänischen Armee zu stellen haben würde, und dass die dort bestehende Verbindung zwischen bürgerlicher Beschäftigung und militairischer Uebung und Stellung in einem viel kleineren Maasstabe, aber vielleicht in mehr consequenter Weise die Ideen verwirklichte, welche der Schöpfung der preussischen Landwehr zu Grunde lagen. Die grossen stehenden Heere werden kaum noch für ein grosses Glück für ein Land gehalten, und mehr und mehr wird die Ueberzeugung allgemein, dass die Summen, die immer steigend und steigend für dieselben verwendet werden, vielleicht eine bessere Anwendung finden könnten. Selbst die grossen Mächte, bei welchen die Unterhaltung grosser Heere doch eine ganz andere Bedeutung hat, werden bald genug dieser Frage ihre ernsteste Aufmerksamkeit zuwenden müssen — kleine

Länder hätten schon längst gut daran gethan, auf die Verringerung des „Etats für das Kriegsministerium" Bedacht zu nehmen. Wie lächerlich die „Friedensfreunde" auch heute erscheinen mögen, eine gewisse Wahrheit ist ihren Forderungen nicht abzusprechen, wenn sie vielleicht auch erst im nächsten Jahrhundert ihre Erfüllung erwarten können. Aber schon heute scheint es als ein Resultat der fortschreitenden Cultur betrachtet werden zu können, wenn sich mehr und mehr die Ueberzeugung verbreitet und befestigt hat, dass die letzten Bedingungen der Wehrhaftigkeit einer Nation, die Sicherheit des Landes nach Aussen und der Regierung im Innern, nicht allein in der Zahlengrösse und trefflichen Ausbildung der bewaffneten Macht liegen. So stolz wir Preussen, und ich glaube mit Recht, auf die Organisation und Ausbildung unseres Heeres — Linie und Landwehr — sind, wir haben bisher die Bürgschaften unserer Zukunft doch wesentlich in anderen Dingen und vor Allem in der ungetrübten Eintracht zwischen Thron und Land gefunden, in der Mehrung des allgemeinen Wohlbefindens unter dem Schutze einer freisinnigen Gesetzgebung, in dem Geiste, welcher die Nation belebte. Der Preusse wird daher auch niemals eine ernste Besorgniss bei der Bemerkung empfinden, dass ein langer Frieden unsere Armee weniger kriegstüchtig mache, dass kriegserfahrene Führer uns allmählig mehr und mehr fehlen werden, dass ein ernster Krieg mit ernsten Lehren für uns beginnen würde u. s. w. Nein, selbst zugegeben, dass darin einiges Wahre und Wahrscheinliche läge, mit wirklicher Besorgniss für die Wehrhaftigkeit Preussens würden wir nur erfüllt werden, wenn es gelänge durch die Verleugnung der grossen Prinzipien, deren angestrebter Verwirklichung Preussen seine Stellung in Deutschland und Europa verdankt, die Nation zu zersplittern und das Gefühl ihrer Ehre und Selbstständigkeit zu untergraben, wenn es z. B. jemals eine Regierung gäbe, welche dem „revidirten Programme" eine Art Wirklichkeit gäbe, oder an die Stelle des schönen

Verhältnisses zwischen Armee und Nation, wie es heute noch besteht, ein Verhältniss von „Armee und Ritterschaft" setzen wollte, nach welchem das Heer nur existiren zu sollen scheint, um den „Rittern" einen Platz zu gewähren und etwa bei uns und in den Nachbarlanden, wenn es Noth thäte, die Rechte „der kleinen Herren" zu vertheidigen. Aber glücklicherweise ist die Erfüllung solcher Besorgnisse noch nicht zu fürchten, glücklicherweise sind jene Programme und Deklamationen zunächst ohne weiteren, als den immerhin beklagenswerthen Erfolg, dass sie im Auslande Vorstellungen von preussischen Zuständen und preussischer Rückwärtsbewegung erzeugen, wie sie in Wahrheit nicht vorhanden sind. — Gehen wir nun zu einer kurzen Darstellung der militairischen Verfassung Bornholms, die in ihrer Art vielleicht heute einzig in Europa ist. Christian IV. ist, wie schon früher erwähnt, der Schöpfer der bornholmischen Miliz, aber er knüpfte an eine schon von alten Zeiten bestehende „Landwehr" an, die von dänischen Schriftstellern als ein Vorbild der Organisation der ganzen dänischen Wehrkraft gerühmt wird. Nach der nun noch jetzt bestehenden Milizeinrichtung ist jeder Bornholmer von der Zeit an, wo er ein Gewehr tragen kann (17te Jahr), bis er es vor Altersschwäche nicht mehr zu thun im Stande ist, milizpflichtig, mit alleiniger Ausnahme der Prediger, Küster, Schullehrer und der Herren Beamten. Nach zurückgelegtem 50. Lebensjahre kann aber der Milizpflichtige aus den Infanterie-, Jäger-, Artillerie- oder Dragoner-Compagnieen, wo er bisher gestanden, in die Herredscompagnieen einrücken — die nur in diesem kleinsten Bezirk der Verwaltung verwendet werden — und nach dem 60. Jahre tritt Freiheit vom Exerzir- und Wachtdienst ein. An der Spitze der Miliz steht der vom Könige ernannte Kommandant (wozu gewöhnlich ein Oberstlieutenant der dänischen Infanterie gewählt wird). Ebenso sind ein sogenannter Exerzir-Major und ein Adjutant gewöhnlich der dänischen Armee entnommen. Alle übrigen Offiziere sind

Eingeborene, vom Könige auf den Vorschlag des Kommandanten, resp. der Compagniechefs, ernannt, und mit Ausnahme der Offiziere der Herreds- und Bürgercompagnieen, haben diese Milizoffiziere alle Vorrechte der Königlich dänischen Offiziere, auch das „von" vor ihrem Namen, das jeder dänische Offizier mit seiner Ernennung erhält. Nur ein Theil der anderen Offiziere, aber alle Compagniechefs, haben eine, wenn auch sehr geringe Besoldung — von 200 Thalern bis 70 Thaler jährlich abwärts. Die Miliz besteht jetzt aus 2 Batterieen, 4 Infanteriecompagnieen (Nationalinfanterie), 1 Jägercompagnie, 4 Dragonercompagnieen, 4 Herredscompagnieen, 7 Borgercompagnieen, im Ganzen 5,700 Köpfe. Der Amtsverwalter ist zugleich Proviants- und Ammunitionsverwalter. Ausserdem giebt es einen Zeugmeister mit 475 Thalern, einen Regimentsquartiermeister, der gleichzeitig Auditeur ist (139 Thaler jährlich), einen Regimentschirurgen (120 Thaler Gehalt), einen besoldeten Büchsenmacher, zwei Lootsen u. s. w. Offiziere und Mannschaften müssen für ihre Uniform selbst sorgen, die Dragoner auch für das Pferd, aber die Waffen werden geliefert. Die Uniform — Offiziere und Unteroffiziere haben fast ganz dieselbe — ist einfach aber nicht unkleidsam, Waffenröcke und Hosen von verschiedener Farbe, leichte Kopfbedeckungen. — Eine detaillirtere Beschreibung wollen wir gern Anderen überlassen. Die jungen Rekruten werden zuerst einexerzirt, was aber immer nur wenige Wochen erfordert; später versammeln sich die Truppen jährlich zu grösseren Uebungen und sonntäglich nach der Kirche, wo in der Nähe derselben exerzirt wird. In Rönne befindet sich eine grosse Hauptwache. Sie ist besetzt von der National-Infanterie, so zwar, dass die Mannschaften vom Lande abwechselnd jedes Mal vier Tage nacheinander den Wachtdienst thun, aber dann wieder auf Jahre davon frei sind. Die Bürger sind bei diesem Wachtdienst unbetheiligt.

Die Kosten der Miliz belaufen sich auf jährlich gegen

14000 Thaler — offenbar nicht viel für eine kleine Armee von über 5000 Mann. In wie weit nun freilich, militairisch betrachtet, diese Armee einem ernsten und von einer Flotte unterstützten Angriffe zu widerstehen vermöchte, ist eine andere Frage, denn die Miliz hat seit ihrer Gründung eben keine Gelegenheit gehabt, mit einem Feinde sich zu messen. Aber diese militairische Organisation und Uebung mag ja für die Bornholmer ihre anderen Vortheile ebenso haben, wie die allgemeine Wehrpflicht und militairische Zucht in Preussen auf den Geist der ganzen Nation von unverkennbarem günstigen Einflusse gewesen sind. Ein gewisser Ehrgeiz unter den Bauernsöhnen, zu Offizieren befördert zu werden und hiernach sich auch standesgemäss zu betragen, mag ausserdem gerade auf Bornholm seine nützliche Bedeutung haben*), und es ist nie ohne einen gewissen erfreulichen Eindruck auf mich gewesen, wenn mein Begleiter bei unserer Fahrt durch das Land, mir hier und dort einen stattlichen Mann hinter dem Pfluge oder bei der Erndte in sehr thätiger Arbeit mit dem Bemerken zeigte, das ist der Herr N. N., ein sehr fleissiger Bauer und sehr tüchtiger Offizier. Verlassen wir aber diese militairische Einrichtung mit ihren Licht- und Schattenseiten mit der Anführung eines eigenthümlichen Kommandos, das Skovgaard bei Gelegenheit einer Polemik gegen de Thurah mittheilt, der behauptet hatte, die Miliz hätte im vorigen Jahrhundert — Zöpfe getragen. Dieses Kommando, das erste wenn das Exerziren begann, lautete auf Bornholmisch: „Na i Gods naun, Kara! Pivarna idå mojn! Håred ogne hattara!" zu Deutsch: „In Gottes Namen: Gebt Acht, Kerle! Pfeifen aus dem Munde! Das Haar unter den Hut."

In früherer Zeit und bis gegen die Mitte des vorigen

*) Wir müssen hierbei bemerken, dass sich während des letzten Krieges mehrere Bornholmer Offiziere bei der dänischen Armee freiwillig einfanden und sich sehr ausgezeichnet haben sollen.

Jahrhunderts, war der Kommandantenposten zugleich mit dem Amtmannsposten vereinigt, aber seit jener Zeit sind die civile Verwaltung und das Militairwesen ganz von einander getrennt. An der Spitze der Insel steht jetzt in ersterer Beziehung der Amtmann (früher Lehnsmand, Gouverneur), dem hier wie in den anderen dänischen Aemtern ziemlich die sämmtlichen Geschäfte unserer Landräthe obliegen. (7) Ihm zur Seite steht der Amtsrath, der aus Abgeordneten der Städtchen und Land-Gemeinden besteht und mit dem er die Communalsteuern vertheilt und über die allgemeinen Angelegenheiten, Wegebau u. s. w. Rücksprache nimmt. Der Amtsverwalter nimmt sowohl die Königlichen Steuern und Abgaben ein, als die Zahlungen zur Bornholmer Brandkasse (Bornholm hat sein eigenes Feuerversicherungswesen). Er ist Vorstand der Getreide- und Butter-Magazine, des Amts-Repartitionsfonds, der allgemeinen Armenkasse u. s. w. Der Landrichter in Rönne entscheidet die Prozesse in zweiter Instanz. Ausserdem hat das Land vier By- und Herredsfogde, in jedem Herred einen, die Richter erster Instanz sind, das Erbschafts- und Auktionswesen, die Polizei u. s. w. unter sich haben. Ihnen zur Seite stehen die fünf Stadt- und Herredsschreiber. Den Forsten steht ein Oberförster mit einigen Forstunterbedienten vor, dem Leuchtfeuerwesen ein Inspector, dem Zollwesen ein Zoll-Inspector mit vier oder fünf Zollbeamten, die theils in Rönne, theils in Nexö wohnen. Unter dem Amtmann, resp. dem Herredsfogden, stehen endlich die fünfzehn Sannemänner (Schulzen), einer für jede Gemeinde. Diese Schulzen sind zugleich die „Vormänner" bei den Bergungen, die in ihren Distrikten vorkommen, während zur Wahrnehmung der Gerechtsame der Schiffbrüchigen und zur Ueberwachung des ganzen Verfahrens vier Strandungskommissäre angestellt sind. Die Vertheilung der Communalsteuern erfolgt in den verschiedenen Communen durch gewählte Vertreter, wie denn auch den Magistratsbeamten eine Bürgervertretung mit ähnlichen Rechten und Pflich-

ten, wie die preussischen Stadtverordneten, zur Seite steht. Aber die Selbstverwaltung der Communen ist in Preussen, wenigstens jetzt noch, viel grösser und unabhängiger wie in Dänemark überhaupt, trotz der freieren politischen Institutionen dieses Landes.

Aber wir denken daran, dass unter den Lesern und Leserinnen dieses Buches wahrscheinlich Viele sich finden werden, die lieber mit allerhand Erzählungen unterhalten und zerstreut sein, als trockenen und ernsten Darstellungen folgen möchten. Wir wollen diesen Lesern zwei Geschichtlein von Bornholmern und Bornholmerinnen erzählen, die zugleich zeigen, wie es auch dort zartbesaitete Herzen giebt, und — doch der Leser soll und wird ja selbst urtheilen können, wenn diese kleinen Begebenheiten ohne weitere Ausschmückung hier aufgeschrieben werden, wie sie von zuverlässigen Bürgen dem Verfasser erzählt sind. Nur die Namen sind verändert worden.

Gunhild Bohn*) ist eines Bornholmers Schulmeisters-Tochter. Gunhild war in ihrem achtzehnten Jahre ein schönes, kräftiges Mädchen, hatte so viel gelernt, als der Vater sie lehren konnte und wusste mit häuslichen und weiblichen Arbeiten vortrefflich Bescheid. Sie liebte Peder Madsen, einen von den vielen Söhnen eines benachbarten, nicht eben wohlhabenden Bauern. Peder Madsen hatte keine Aussicht, einen Hof zu bekommen, wenn er nicht auf Gunhild verzichten

*) Wir können bei diesem Namen nicht unerwähnt lassen, dass Bornholm wenigstens das Vaterland zweier auch im Auslande zu Ansehn und Ruhm gekommener Männer ist — des Kaiserlich Königlich Oesterreichischen General-Feldmarschall-Lieutenants Paul Mertensen Bohm, der den Reichsadel erhielt, und des Herrmann Jensen Bohm, der General in Kaiserlich Russischen Diensten war. (Vergl. dänische Kriegsbibliothek von Rawert).

wollte, und das wollte er nicht. Ein tüchtiger und gewandter Mensch, mit besonderer Vorliebe für das Militairwesen, beschloss Peder in der Königlich Dänischen Armee sein Glück zu versuchen. Die Zeiten waren günstig. Er wurde „Stillingsmand,” d. h. er trat für einen anderen dienstverpflichteten Dänen gegen Erlegung einer gewissen, ziemlich grossen Summe Geldes ein und avancirte auch zum Unteroffizier. Aber Peder Madsen bekam Geschmack an den guten und schlechten Vergnügungen einiger Kameraden. Copenhagen, wo er stand — ist ein theuerer Ort, kurz er befand sich häufig in Geldverlegenheit und musste zum Borgen seine Zuflucht nehmen. Gunhild hatte kurz nach Peder Madsens Weggang, dem der Tod ihres Vaters bald folgte, auch das Land Bornholm verlassen. Sie war des Verlobten wegen nach Copenhagen gegangen, hatte sich im feinen Nähen ausgebildet und fand bald die so mühsame, und doch so schlecht bezahlte Thätigkeit als Näherin. Aber ein sparsames Mädchen, wie sie war, macht den Schilling zum Thaler, und nach zwei Jahren angestrengter Arbeit konnte sie ihrem Peder eines schönen Tages schon vierzig Thaler als die Frucht saurer Mühe zeigen. Peder betrachtete das Geld mit sichtlichem Gefallen und begann wenige Tage nachher von der nahen Möglichkeit ihrer Verheirathung, und wieder einige Zeit darauf sogar von dem Sonntage zu sprechen, an welchem das erste Aufgebot erfolgen sollte. Er liess sich bei dieser Gelegenheit von Gunhild auch die vierzig Thaler geben — der listige Bursche wusste es so einzurichten, dass Gunhild selbst sie anbot — um damit einige zum Zwecke der nahen Einrichtung nothwendige Ausgaben zu bestreiten. Sein eigenes Geld — das für die Stellung — lag ja wie immer bei dem Compagniechef, und sollte erst bei der einstigen Entlassung ausgezahlt werden. Wie glücklich war Gunhild — wie gern gab sie die vierzig Thaler, — wie bitter wurde sie getäuscht!

Es vergingen mehrere Wochen und auch jener bestimmte

Sonntag, ohne dass Peder, der nur sehr selten am späten Abend und auf kurze Zeit zu seiner Verlobten kam, die zum Aufgebote nothwendigen Papiere aus der Heimath erhalten hatte — so wenigstens sagte er. In dieser Zeit der vergeblichen Erwartung nähte Gunhild eines Tages bei einer Frau Räthin — ich weiss nicht, ob es eine Kammer-, Kanzlei-, Kriegs-, Consistorial-, Justiz-, Etats-, Conferenz- oder welche andere Gattung von Räthinnen war, welche in Copenhagen leben. Die Köchin zeigte der im Hause sehr wohlgelittenen Näherin eine Haube, die sie sich zu ihrer, auch nahe bevorstehenden Hochzeit bei einer, zwei Stockwerke höher wohnenden Putzmacherin habe machen lassen. Die Haube findet Geschmack, und Gunhild beschliesst nach der Arbeit mit der Köchin hinauf zu gehen und sich ein gleiches Exemplar zu bestellen. Die Putzmacherin empfängt diese Bestellung sehr freundlich und äussert dabei: die Gunhild wäre gewiss von Bornholm, sie höre es am Dialekt, den sie sehr liebe. Gunhild bejaht es und fragt, ob sie schon mehr Bornholmer kenne und gehört habe.

— „Ja wohl, mein Bräutigam ist ja selbst ein Bornholmer."

— „Das wäre, wie heisst er denn?"

— „Peder Madsen, ein Unteroffizier."

— „Peder Madsen das ist doch unmöglich, das ist ja mein Bräutigam," ruft Gunhild entsetzt.

— „Gott verhüte, es kann ja mehre Peder Madsen geben, aber hier sehen Sie, hier habe ich sein Daguerreotyp."

Gunhild sah es und fiel sprachlos zu Boden. Sie wurde in bewusstlosem Zustande nach dem Hospital gebracht, und drei Wochen lang stritten sich Leben und Tod über ihrem Bette. Endlich war Aussicht zu ihrer Genesung, und nach wieder einem Monate wurde sie als geheilt entlassen. Geheilt — aber gebrochen begann sie von Neuem ihre Beschäftigungen. Viele ihrer Kunden hatten inzwischen eine andere Näherin genommen,

und es wurde ihr anfänglich schwer, ihren Unterhalt zu verdienen. Aber sie litt geduldig, that auch keinen Schritt, jene vierzig Thaler zurück zu erhalten, um welche sie der Treulose betrogen. Da eines Morgens ganz früh begegnet ihr Peder — das bleiche, gramverzehrte Mädchen sehen und auf sie zustürzen, sie um Vergebung zu bitten und Reue zu geloben, war das Werk eines Augenblickes. Gunhild war weich genug. Sie haben sich wenige Wochen später geheirathet und sind mit dem Stellungsgelde nach Amerika gegangen. Beide wollten nicht mehr an einem Orte sein, wo der Eine so viel gefehlt, die Andere so viel gelitten hatte. Das ist die erste Geschichte.

Ein Bekannter von mir hatte einen Bornholmer zum Kutscher. Das war ein kräftiger, stämmiger Kerl, der buchstäblich für drei — nämlich für drei Dänen, also ungefähr fünf Deutsche — ass. Fröhlich und wohlgemuth, geschickt und zuverlässig, trank er zwar auch sehr viel, aber war doch niemals betrunken. Je schwerer es in Copenhagen ist, gute Dienstleute und Kutscher zu haben, je vergnügter war mein Bekannter über seinen Ole.

Plötzlich änderte sich das Alles. Ole wurde zusehens magerer — er ass nie mehr als den dritten Theil der früheren Portion — trank nur einen Schnaps am Tage — war still und einsylbig, nachlässig und zerstreut. Wie hing das zusammen? Das vermochte eben Niemand im Hause sich zu erklären. Der Arzt, gelegentlich auf Ole's Zustand aufmerksam gemacht, konnte Nichts aus ihm heraus bekommen. Da sprach einmal der Herr selbst und sehr vertraulich mit ihm.

— „Weisst Du, Ole, dass ich Dich kaum mehr gebrauchen kann?"

— „Das glaube ich gern; ich will auch fort, und ich wollte, ich wäre es schon."

— „Aber was fehlt Dir denn eigentlich, Ole? Du weisst, ich mag Dich gern leiden und werde Dir gern helfen."

— „Das kann Niemand, mein lieber Herr, das kann nicht einmal der liebe Gott!"

— „Aber Ole, wer wird so lästerlich reden?! Sage mir lieber, was Du hast."

— „Ach, das ist eine lange Geschichte, ich will den Herrn nicht damit langweilen, helfen kann's doch nicht."

— „Nur zu, Ole, das wollen wir dann schon sehen."

— „Sie wissen ja, ich hatte eine Kjaereste (wörtlich übersetzt „Liebste", aber im Dänischen gebraucht auch für „Braut"). Ja ich hatte eine Kjaereste und sie war mein Alles. Ich habe nie ein rechtes Vergnügen gehabt ohne sie — ich habe nie ein anderes Mädchen angesehen als sie. Nun hätte ich längst bemerken können, dass „etwas im Wege war." Aber ich merkte nichts, sie war ja freundlich wie immer, wenn sie auch nur wollte, dass ich an gewissen Abenden kommen sollte — die Herrschaft hätte es nicht öfter erlaubt — und nur immer den dritten Sonntag. Gut, man fügt sich. Zum Jule-Abend hatte ich ihr eine schöne Haube gekauft, schöne Ohrbommeln, ganz von Gold und rothe Steine darin. Wie wird sie sich freuen, dachte ich. Aber als ich hinkam — sie machte mir die Thüre auf — war sie sehr freundlich, aber sagte, sie hätte keine Zeit. Ich gab ihr Alles und ging wieder. Sie gab mir nichts, aber das war dasselbe. Am ersten und zweiten Weihnachtstage hatte sie auch keine Zeit, ihre Herrschaft gäbe Gesellschaft. An beiden Tagen Gesellschaft und am Jule-Abend dazu? fragte ich sie. Ja, antwortete sie ganz treuherzig. So vertröste ich mich auf den Neujahrstag. Sie wissen ja, ich war gefallen und konnte die Woche nicht ausgehen. Ich habe zu ihr geschickt, sie ist nicht gekommen. Sie hat keine Zeit, dachte ich, und war wieder zufrieden. Neujahrs-Abend, denke ich, um sechs Uhr, da wirst du sie schon treffen. Um 3 Uhr Nachmittags kommt Christian von drüben und sagte, ob ich nicht ein wenig mit ihm spazieren wolle. Gut, ich ging mit. Wir kommen Holmenskirche vorüber, die Thüre steht auf.

Christian sagte, wir wollen doch einmal hinein sehen, es ist gewiss Hochzeit. Da ging ich mit ihm hinein. Ja, es war auch Hochzeit — — meine Kjaereste stand am Altare mit einem Kerle, den ich nie vorher gesehen hatte, und sagte eben „Ja," uud der Priester segnete sie ein. Ich war erst wie vom Donner gerührt, dann wollte ich dazwischen schreien, denn sie war mein von Gott und Rechtswegen, und kein Pfarrer hätte sie mir nehmen sollen und kein ehrlicher Kerl hätte sie nehmen können. Aber ich konnte nicht sprechen. Die Zunge war steif und lahm. In meiner Brust war's, als ob etwas gerissen wäre. Christian — er wusste nicht, ob ich meinen Verstand verloren, denn er kannte ja meine Kjaereste nicht — schleppte mich hinaus, ich sprach kein Wort und liess mich von ihm nach Hause bringen. Da habe ich bis zum Morgen gesessen und habe wieder geglaubt, dass Alles nicht wahr wäre, und ich wäre krank oder träumte. Aber am Morgen ging ich ganz früh zu der alten Herrschaft. Ein fremdes Mädchen machte mir auf, und als ich nach „Ihr" fragte, da sagte sie ganz gleichgültig, die wäre ja gleich nach Weihnachten abgezogen und hätte gestern Hochzeit gehabt! Das ist die Historie. Nun bin ich geworden, wie ich bin, und besser wäre mir, ich wäre gar nicht mehr!"

— „Das ist ja eine traurige Geschichte, Ole, aber wer wird sich so klein kriegen lassen von einem Frauenzimmer. So gut wie die war, bekommst Du zehne wieder."

— „So gut wie die war, zehne. Ja, das glaube ich, aber ich will nicht eine mehr, denn so wie sie könnte ich doch keine wieder lieb haben. Nein, nein, es ist aus mit mir, sie hat mein Leben gestohlen, sie hat mich betrogen, sie hat ihren Mann betrogen."

— „Warst Du denn nicht bei ihr und hast sie zur Rede gestellt, ich hätte ihr doch" —

— „Was hilft's mir? und ihr Mann, der wird ja noch rechtzeitig erfahren, was er an ihr hat. Ich weiss nicht einmal

seinen Namen und will ihn nicht wissen. Aber Sie wissen nun Alles, und nun sprechen wir nicht mehr davon."

Der Herr begriff, dass ein weiteres Zureden nichts helfen konnte, aber er hoffte, die Zeit werde das Uebrige thun und den Menschen wieder zur Raison bringen; wer weiss, ob diese Hoffnung jemals erfüllt worden wäre. Nach einem Vierteljahre hatte sich aber Ole noch nicht geändert. Sein Herr glaubte ihm einen Dienst zu thun, wenn er ihn bei sich verabschiedete und zu einer anderen guten Herrschaft brächte. Indessen auch dieses Mittel hatte keinen Erfolg, bis Ole wenige Monate später an einem Cholera-Anfalle verschied. — —

Das ist die zweite Geschichte — gerade wie die andere, eine recht alltägliche und alte, doch —

„wird sie täglich neu,
„Und wem sie just passiret,
„Dem bricht sie's Herz entzwei."

Von Bornholms wissenschaftlicher und schöner Literatur ist nicht viel zu sagen. Eine „Bornholmske Selskab for Efterslaegten" (Bornholmische Gesellschaft für die Nachwelt) gab in den Jahren 1806 bis 1810 drei Hefte Sammlungen heraus, in denen sich zwar Vielerlei durch einander, aber nichts besonders Werthvolles befindet. Von den bornholmischen Poesien, die sich dort finden, wollen wir diejenige mittheilen und übersetzen, die uns als die gelungenste erscheint. Es ist eine bornholmische „Hirtenweise" beim Heimtreiben des Abends, die nach einer Kirchen-Melodie gesungen werden soll:

I Vesterhavet siunken er
Den Dagens lyse Klode
Kun Rödmen af den Glands jeg seer
Dog glemmer ei det Gode

Det Lys, den Varme, Frugtbarhed,
Som daglig fra den straaler ned
Til hvad paa Jorden lever.

En stille Ro udbreder sig,
Selv Vestenvinden hviler,
Den Aftentaushed stemmer mig
Saa rört jeg hiemad iler;
Ja Hiord! det Aften er, driv hiem
Til Hvile, Nat er skabt beqvem
For mig, saavelsom Eder,

Hör! södt hist kielne Fieldstavn slaaer,
Fra Dammen Puggen qväkker,
Hvert Dyr sin Liges Röst forstaaer,
En Lyd den anden väkker;
Fra Kiaerets Bund, fra Traeets Top,
Til Dagens Gud, Alt sender op
Taknemmeligheds Toner.

Ja Tak, o Gud! for denne Dag,
For min og Qvaegets Föde!
Giv at jeg med dit Velbehag
Hver Aften gaae i Möde,
Giv Troeskab, opfyldt Pligt og Dyd
Mit Hierte skiaenke Fred og Fryd,
Hver Gang jeg gaaer til Hvile.

In möglichst treuer Uebersetzung würde die Weise also lauten:

Im Westen-Meer versank nun ganz
Die Kugel mit des Tages Gluthen,
Nur seh' ich noch den rothen Glanz,
Doch nicht vergess' ich jetzt des Guten,
Des Lichts, der Wärme, Fruchtbarkeit,
So täglich sie herniederstreut
Zu Allem, was da lebet.

Und stille Ruh' verbreitet sich,
Selbst Westwind ist nicht mehr zu spüren —
Wie weiss die Abendstille mich,
So oft ich heim zieh', tief zu rühren!
Ja Heerde, Abend ist's, treib' sacht
Zur Ruhe heim, dazu die Nacht
Für mich wie euch erschaffen.

Hör! lieblich schlägt die Nachtigall,
Der Frosch quakt aus den Teichen,
Ein Thier versteht des andern Schall,
Ein Laut weckt einen gleichen:
Vom Boden tief, von Bäumen hoch,
Zum Gott des Tag's schickt Alles noch
Des Dankes Lobgesänge.

Ja Dank, o Gott, für diesen Tag,
Für mein und meines Viehes Leben:
Gieb, dass ich immer Dir gefallen mag,
So oft ich Abends will zur Ruh' mich geben,
Gieb Treu', zur Pflicht gieb Tüchtigkeit,
Dem Herzen aber Fried' und Freud',
So oft's zur Ruhe eilet.

Aber vielleicht ist dieses Lied, wahrscheinlich nach einem alten, in bornholmischer Sprache gebräuchlichen von einem dortigen Prediger dänisch aufgeschrieben, doch in der obigen Gestalt niemals in den Mund eines bornholmischen Hirten gekommen. Denn es ist längst und wie uns dünkt unzweifelhaft dargethan, dass die Sprache, die heute noch von den Bauern auf Bornholm allgemein gesprochen wird, weder dänisch, noch, trotz der viel grösseren Aehnlichkeit mit dem Schwedischen, das Letztere — sondern eine ganz eigenthümliche, selbstständig entwickelte Sprache ist.*)(8)

*) Das Bornholmische hat nicht allein eine andere Aussprache einzelner Buchstaben, es hat drei Geschlechter, einen von den genannten Sprachen verschiedenen Gebrauch der Artikel, der Pronomen, der Zeitwörter und eine nicht geringe Zahl von Haupt-, Bei- und Zeitwörtern, die weder mit einem schwedischen noch dänischen Stammworte Aehnlichkeit haben. Wer sich für Sprachforschungen mehr interessirt, würde in dem „Ordbog og Observasioner om den bornholmske Udtale" vom Amtmann Urne und in dem mehrerwähnten Buche von Skovgaard, dem auch ein kleines bornholmisches Wörterbuch beigefügt ist, interessante Anleitungen finden.

Der letzte Tag meines Aufenthalts auf Bornholm war der Freitag. An ihm sollte der „Skirner" wieder ankommen, um am folgenden Tage nach Copenhagen zurückzukehren.(9) Aber zuweilen wird diese Ankunft wenigstens in Rönne vergeblich erwartet. Bläst es nur ein wenig stark aus Westen, so kann selbst ein Dampfschiff nicht ohne Gefahr in den Hafen von Rönne einlaufen. Der Skirner nimmt dann seinen Cours um den Hammer herum, und geht auf der Ostküste bei Allinge vor Anker. Die Passagiere müssen in solchen Fällen am frühesten Morgen zu Wagen von Rönne nach Allinge gehen, dort nicht viel später als 5 Uhr früh eintreffen, und sich dann in Böten nach dem Dampfschiffe bringen lassen, — ein zuweilen etwas nasses Vergnügen. Da es die Tage vorher so stark aus Westen geweht, und noch grosse See zu vermuthen war, machten wir uns auf diese zweite Reise nach Allinge gefasst. Aber der Morgen war fast windstill, und als wir gegen 6 Uhr nach dem Hafen herabgingen, um vom Lootsenthurm den Skirner und seinen Cours zu erspähen, sahen wir auch glücklich in fernster Meeresferne zwar noch kein Schiff, aber doch einen Rauchstreifen, aus dessen Gestalt und Bewegung geschlossen werden konnte, dass der Skirner auf Rönne lossteuere. So wurde eine sorglose Disposition für den Tag gemacht, und zunächst die Stadt weiter heraufgegan-

gen, um das südöstlich von ihr gelegene Arsenal und den ihm benachbarten Friedhof zu besuchen. Aber das Arsenal, das sich in einem runden, den Kastell-Kirchen ähnlichen Thurme befindet, war verschlossen. Der in der Nähe wohnende, mit dem Schlüssel versehene Sergeant war schon seinem bürgerlichen Gewerbe nachgegangen, und ich vermag daher nichts von der Beschaffenheit der Kanonen, Gewehre und anderen Waffen zu verrathen, die darin aufbewahrt werden — glaube indess, nach den darüber erhaltenen Mittheilungen, dass die Aussicht vom Arsenale auf Stadt und Meer lohnender, als die Betrachtung jenes Kriegszeuges ist. Am ersten Pfingsttage (30. Mai) 1563 hätte man von diesem Punkte aus die Seeschlacht recht bequem und sicher überschauen können, die sich an jenem Tage zwischen einem schwedischen und dänischen Geschwader entspann, während beide Mächte officiell im schönsten Frieden mit einander lebten. Ein Bericht eines Augenzeugen — des Churhessischen Gesandten an den Churfürsten von Hessen — über diese Hergänge, von dem ein Concept im Geh. dänischen Archive aufbewahrt wird, hat in mehrfacher Beziehung Interesse genug, um seine vollständige Aufnahme in der ursprünglichen Form hier zu rechtfertigen. Für die im Lesen des mittelalterlichen Deutschen weniger geübten Augen erlaube ich mir nur in Parenthesi die Bedeutung einiger Worte hinzuzufügen:

Gnediger Furst vnd *) Herr. Als wir zu der Kon. Wirden zu Schweden kommen, vnd Ire E. F. G. (Eure fürstliche Gnaden) Brieue (Briefe) vberantwortet vnd doneben auch mundtlich angezeigt, das vf (auf) Irer Kon. W. schreiben vnd begern, E. F. G. gentzlich entschlossen were, E. F. G. tochter dermassen abzufertigen, das sie den XX May zu Rostock neben irem bruder vnd andern fursten, grauen (Grafen) vnnd (und) herren ankommen solten, ist Ire Kon. Wird. der Zeitunge sehr

*) v immer gleich u.

fro wurden, vnd von stund an selbst hingangen, vnd die Schieff (Schiffe) zu fertigen mit ernst beuolen (befohlen), haben auch sonderlich ein sehr schon (schön) neu Schieff, genant den Schwan mit Tapezerei, Bettwergk vnd aller notturfft vfs stedtlichste (aufs Stattlichste) zurichten lassen, darauff das freulein sambt den anderen Fursten hett mugen hininckommen.

Als wir nun Irer Kon. W. gesagt welchermassen der Konig von dennemark, wie wir solchs selbst gesehen, ein gross Krigsuolk von Rytern vnd Knechten versamlet, auch mit etzlichen Seestäden, wie wir im durchzihen gehört, ein Bundtnus (Bündniss) gemacht hatte, des furhabens Ire Kon. W. zu vberzihen wie den auch die Sehe (See) vnd alle Pass dermassen verlegt, das schwerlich jemandts zu der Kon. W. zu Schweden kommen vnd sie des verwerennen möchte, jnmassen wir auch in höchster gefahr vnsers leibs vnd lebens schwerlich weren durchkommen, mit vermeldung, dass wir vns besorgten, es würde E. F. G. wen sie der schwinde leufftn (?) berichtet, Ire geliebte Dochter etwan in die gefahr zu wagen bedenkens haben. Darauf hat vns Ire Kon. W. geantwort, es nehme Ire Kon. W. wunder, das wir Ire Kon. W. solche anzeigung gethan hettenn, dan (denn) Ire Kon. W. wusten ja nicht, womit sie Dennemark zu solchem vnfreundlichen furnehmen vrsache geben hatten, sonderlich Inen in disem christlich furhaben zu uorhindern (verhindern), mit weiterr vermeldung, das vngeuerlich (ohngefähr) vor einem Monat Jacob Bruckhausen der Denisch Amiral, jetzo gefangen, sambt noch einem denischen Rath, des nahmen uns entfallen *), zu ihrer Kon. W. von wegen des Konigs von Dennemark gegen den Konig von Schweden eins stilstands vnd friden vf beiden Seiten erbotten, vnd endlich einen friden beschlossen, welcher fride auch durch einen herolt mit Kesseltrommen in Schweden offenlich ist ausgeruffen wurden.

*) Es war Corfitz, Knudsen Ulfeldt zu Krogsbölle.

Vber das, so habe auch Ire Kon. W. oftmals und itzo neulich vom Konige zu Dennemark schreiben gehabt, darjn er sich gegen Ire Kon. W. aller freundschaft erbiete vnd Ire Kon. W. liben Oheinen vnd Vetter nennet, wie den solcher schreiben eins mittlerweil wir in Schweden gewesen von Dennemark ankommen, daraus Ire Kon. W. nicht abnehmen könten, das Dennemark gegen Ire Kon. W. Ichtwas (Etwas) thetlichs furnehmen werde, mit mehren scharfen worten, wie aber deme (dem sei), so wolten Ire Kon. W. dennoch irer sachen achtung haben vnd sehen, wie er möcht' vngefressen (ungefressen) bleiben.

Es wolten auch Ire Kon. W. die Schiffe dermassen lassen beleiten, das sie sicher von vnd wider zu Irer Kon. W. kommen konten. Ire Kon. W. wolten aber den friden zum ersten nicht brechen, auch mit dem geringsten kein vrsache darzu geben, mit mehrer gar stadlichen Koniglichen wortten.

Letzlich als alle dinge bestelt gewesen, haben Ire K. Wirden Iren Rathherrn Georg Geru freiherrn sambt andern Gesandten, wie E. F. G. aus inligendem Konigl. schreiben sehen werden, abgefertigt, sambt sechtzehen Mast Schiffen, Zweien Galleen vnd einem Boiert, das frewlein und die andern herren, wo sie zu Rostock ankommen werden, abzuholen, vnd hat Inen ernstlich auferlegt und beuolen, sich gegen niemandts etwas tedtlich zu vnderstehn oder fürzunehmen, auch niemands zu rechtfertigen, vilweniger zu arrestiren. Wo sie aber von jemandts wurden angefochten, möchten sie sich der Defension gebrauchen, Inmassen dan auch Irer Kon. W. Cammerer Claudius Collardius sambt Andresen Ebte Schlossvoigt, aller Schieff heubtleut (Hauptleute) vnd Beuelhaber vf das gross Schiff den Elephandten genant, zusammen gefordert, vnd Inen in vnsrem beisein von wegen des Königs obgemelts ernstlich angezeigt vnd vormelden haben.

Also seint wir im nahmen Gotts mit gutten Windt abgefaren in meynunge niemandts wehr der wehre (niemandem, wer

es auch sei,) einigk leidt zuzvfuegen, sondern allein vnsern beuelich zu uorrichten (Befehl zu verrichten) zur fortsetzunge des loblichen vnd christlichen wercks. Als wir aber vf den heiligen Phingstagk nach Mittag an Bornholden (Bornholm) kommen mit obbenanten ausgerüsten Schieffen, seint uns daselbst am Ende des Landes etzliche denische Schiffe vmb zwei Schlege begegnet, vnd man hatt vf der rechten Seite vil Schiffe gesehn, nemlich dreissig funff, fast in gestalt einer Wagenburg, was uns hero schwebende also, das wir vf der einen halben das Land, vf der andern seite aber vnd vor uns die sambt Schiffe gewesen. *)

Nun hat sich vnser Amiral seins beuelichs geholden, vnd sich irer erstlich nicht annemen, sondern durch sie hin passiren wollen, hatt auch die Heerpucken geschlagen vnd Trommeter blasen lassen, damit sie sahen, das wir fridlich ziehen vnd nichts gegen sie vornehmen wolten, das aber vnangesehn (dessenungeachtet) hat ir Amiral vor den anderen ausgesegelt, der volgents vf vnsern Amiral zum ersten sein Geschütz abgehen lassen, auch in vnser Schiff, den Elephanten, geschossen, daruber dan der vnser, der nicht weniger mit aller nottdurfft zu gebürlicher Defension wol versorgt gewesen, verursacht, der natürlichen notwehr zu gebrauchen vnd hinwiederumb zu ime inzuschiessen, wie denn geschehen, doselbst ein jeder seinen Amiral, wie billick, beistehen wollen, daruber von beiden Partheien drei der fürnembsten Schieffe vf einander gestossen, von vnsrer Seite der Elephandt, welches vnser Amiral, vnd der Schwan vnd der Engel, von irer Seiten Hercules, ir Amiral, Hektor vnd Hirth, dan also seint sie genant, von denen zum ersten eines jeder Amiral vfs hefftigs vnd dapferste einander angegriffen. Der almechtig aber, in welchs hand die vberwindung stehet, hatt es also gefugt, das der vnser im dritten

*) Der grösste Theil dieser Schiffe waren offenbar Kauffahrer unter Convoi.

schuss iren Amiral das grosse sigel (Segel) mit der mast vbrn borth (über Bord) vnd gar abgeschossen, seint auch in die acht (?) Personen im Mastkorb gewesen, welche in die see gefallen, vnd also ersoffen. Nichts desto weniger hat ein Jeder itzgedachter drei Schiffe sein bestes gebraucht, vnd so lange zum andern ab vnd an lauirt (lavirt) vnd zugeworffen, bis vns Gott die vberhandt gegeben, da dann zuletzt ire genanten dreier Schieff haubtleuth die hute vf gestickt — (die Hüte aufgesteckt, nach Resen erhielten die Matrosen Befehl, es zu thun) — vnd gnade begert vnd sich mit Volk, Schieffen vnd geschütz ergeben müssen. Vnd ist auch vf irer seiten viel Volks blieben und verwundet, aber von vnsern bohleuten (Botsleuten) vnd Knechten, Büchsenschütz vnd andern ist Gott lob gar keiner vorseret wurden, ausgenohmen, das etzlichemal in vnsre Schiff an der seiten am wasser und oben hin v. hero ingeschossen, deme doch alsbalt wider geholfen. Ire Schiff aber seint also durchschossen, das sie sich vorm wasser vnd vns nicht länger haben erhalten konnen, seint also mit vnsern volk besetzt, gebessert und geflickt, wo es nottig gewesen.

Vnsre andre Schiff aber seint auch woll nach den ersten dreien ankommen, vnd haben an den andern denischen Schieffen ir glück gleichfalls versuchen wollen, seint aber nicht wohl an einander kommen, den die denischen seint inen zu schwinde entwichen und haben irer nicht warten wollen. Den wie iren Amiral die mast abgeworffen war, ist ihnen der muth damals gar entfallen, vnd wie sie gesehn, das sich das glück vf vnser seiten hingewendet vnd wir die vberhand genomhen, haben sie semblich nach einander sich dauon gemacht vnd vns bleiben lassen, gleichfals ist von der andern auch geschen, welche wie obstehet, sich vf der rechten halben sehen lassen. Dieser scharmutzel bei Bornholden hatt geweret vber drei grosse stunden von zweien schlagen an, bis nach funffen, vnd sein vf beiden seiten vber die tausent schusse gescheen, seint auch auf irer seiten vil personen todt bliben vnd ersoffen, auch vber 900

gefangen, darunter ir Amirall Jacob Bruckenhaussen vnd andre haubtleut vnd von Adell laut beiligendes verzeichnis.*)

Es seint auf dem Hercules allein 220 stück vf reder gestanden; one was vf den andern beiden Schiffen von geschütz gewesen, welches wir nicht gehabt haben, ist aber nicht vnder 300 stücken vf denselben zweien Schiffen gewesen, das also vf den dreien Schiffen bis ca. 500 stück vnd vil Kenult vnd Lott erobert wurden.

Letzlich haben auch die vnderthanen vf Bornholm, so dennemerkisch ist, vnd ihr die von Lübeck pfandtsweisse inhoben, sich befürcht, wir würden Inen in das Land fallen vnd sie etwa brennen. Derwegen vns eine Summe gelts, nemlich sechs tausend thaler gebotten. Es hat aber vnser Amiral vnd der von Gerau sambt den andern Gesandten, one weitern beuelich Kon. W. zu Schweden, nichts annehmen wollen, dieweil inen von irem Konig so hart beuolen ist gewesen, gegen niemand was vindtlichs vorzunemen.

Weiter haben auch die schwedischen Gesandten alsbalt sie zu Warnemünden ankommen seint, ein Galee (Galeas) an Kon. W. zu Schweden abgefertigt, vnd Ire Kon. W. alle handlunge zugeschrieben, auch von Irer Kon. W. erklerung begert, wie sie sich ferner in die See vnd widerumb reisen halten sollten, vnd haben alda auch einen neuen mastbaum widerumb in das gefangen denisch Schieff Herkoles eingezogenn.

Es liegen auch zu Stockholm des Konigs von Pohlen Gesandten, des Grauen von Dansick (Danzig) Diener, die zeigen an, das ir her der von Dansick (ihr Herr, der von Danzig) schon von wegen des Konigs von Pohlen schon auf dem Wege sei, in Schweden zu kommen, vnd den vertragk zwischen Schweden und Polen zu schlissen, wie mans gentzlich dafür hält." —

*) Holberg in seiner Geschichte des dänischen Reiches sagt, dass damals 4 Schiffe, der Admiral, 7 Capitäne und 600 Bootsleute verloren gingen und ein grosser Theil in der Schlacht umkam.

In einem schwedischen Geschichtswerk *) befindet sich übrigens noch ein zweiter Bericht eines Augenzeugen über dieses Seetreffen, der mit dem obigen, was den Kampf und sein Resultat betrifft, ziemlich übereinstimmt, jedoch von dem eigentlichen Grunde der schwedischen Expedition nichts gewusst zu haben scheint, denn er sagt: die Ueberführung einiger Vertrauten des Königs nach Deutschland sei nur Nebensache, die Hauptabsicht des Königs von Schweden sei gewesen, zu sehen, wie sich die dänische Flotte nur wohl benehmen werde, wenn sie der schwedischen in See begegne. Nur wenige Jahre vorher (1535, 9. Juni) hatte ebenfalls unter Bornholm die dänische Flotte die schwedische besiegt, wurde aber zwei Jahre nach dem eben erzählten Treffen (1565, 8. Juli) zwischen Bornholm und Rügen geschlagen. Das Alles sind nun vergangene, wir wollen hoffen, für immer vergangene Zeiten. Die Schweden, Dänen und Norwegen haben begriffen, dass ihre Einigkeit eine wesentliche Bürgschaft ihrer Unabhängigkeit ist. Vielleicht, dass auch die Zeit nicht fern liegt, wo die Stämme Skandinaviens und Deutschlands begreifen werden, dass nicht in gegenseitiger Anfeindung und in den Versuchen, den berechtigten Forderungen nationaler Selbstständigkeit und Entwickelung entgegen zu treten, sondern in wechselseitiger Anerkennung und treuem Zusammenhalten die sicherste Bürgschaft für die gemeinsame Unabhängigkeit von den gigantischen Mächten des Ostens und Westens liegt.

*) Sven Eriksens Paralipomina.

Dicht bei dem Arsenal liegt der Friedhof für Rönne. Man hat oft gesagt, die Beschaffenheit der Friedhöfe sei ein rechtes Maas zur Beurtheilung des eine Gemeinde belebenden Sinnes und Geistes. Wo es unordentlich auf den Friedhöfen aussieht, wo die Schaafe, Schweine oder wenigstens Gänse einen freien Zutritt haben, da setzt man, und sicher mit vollem Rechte, auch wenig Zartheit in den Gemüthern voraus. Wo nur steinerne und eiserne Denkmäler sich zeigen, die Gräber alle in geraden Linien steif neben einander liegen — da vermuthet man einen kalten Sinn, dem im Leben und Tod die Ordnung die Hauptsache ist. Wo wir aber bei einer Stadt oder einem Dorfe einen schönen Garten finden mit Büschen und Blumen, aus denen hie und dort ein Denkmal oder ein Kreuz blickt, mit einer Bank von Moos oder Stein daneben, und die Gräber in ihren Reihen mit Blumen bekränzt und geschmückt, da glauben wir auch die Häuser von sinnigen Menschen bewohnt, die gern und oft zu dem Staube der Lieben wallen, um mit ihrem ewigen Geiste verkehren zu können. Das sind ja Alles nur recht äusserliche Merkmale, aber sie haben doch eine gewisse Berechtigung und Bedeutung. Der Friedhof von Rönne macht keinen unfreundlichen Eindruck. Unmittelbar an dem hohen, terassenförmig abfallenden Meeres-Rande gelegen, trägt er viele Zeichen, dass die Bewohner von Rönne ihrer Todten

oft und in Liebe gedenken. Ausser den Denkmalen von Marmor, Granit oder Sandstein, tragen kleine Kreuze die Inschriften der stillen Bewohner, und um viele Gräber herum finden sich kleine Gärten, mit ausdauernder Liebe gepflanzt und gepflegt — denn der scharfe Wind, dem der Friedhof ausgesetzt ist, macht diese ausdauernde Pflege doppelt nöthig. Aber es wird sich ja auch dort Vieles noch thun lassen für Auge und Herz. Ueber die niedrige Steinmauer schweift der Blick auf das Meer, von den Gräbern zu unseren Füssen auf die Unendlichkeit. Wie viele der Schläfer, die sich nun mit einem so kleinen Raume begnügen müssen, steuerten auf diesem Meere den fernsten Meeren und Gegenden zu, zählten die zurückgelegten Meilen nach tausenden und nun — vier Ellen genug für den rastlosen Sinn! Wären sie es denn wirklich?! Da wären wir an der entscheidenden, grossen Frage — an der harten Speise, an der Jahrtausende vergeblich gekaut haben. Vielleicht sollte man sich nie mit der Frage beschäftigen — und doch, wie zieht sie magnetisch unseren geistigen Blick auf sich, wenn wir ihn erst einmal auf geistiges Leben gerichtet haben, und wie kommen wir doch gar nicht mehr von ihr los, wenn der Verlust eines geliebten Wesens, eines Wesens, das geistig und körperlich ein Stück von uns selber und vielleicht unser bestes Stück war, uns nur zu einem Theile hier weiter leben lässt, während der andere Theil mit den Geschiedenen fortlebt und verkehrt, so schwer dieser Verkehr auch wird. Es ist etwas Anderes, über Tod und Ewigkeit denken, weil wir überhaupt gewohnt sind, den Blick weiter zu richten als von Heute zu Morgen und darüber zu denken, wenn der Hauch des Jenseits unser innerstes Leben selbst getroffen hat. Was alles Leben und Denken nicht vermocht hat, in uns die Gewissheit ewiger Fortdauer hervorzurufen, das thut oft der Tod eines geliebten Wesens. Wenn der Mensch keine Wahl mehr hat als zwischen dem ewigen Verzichten und Entbehren oder der Hoffnung auf eine selige Wiedervereinigung, sie

nehme eine Gestalt an, welche sie wolle — so bleibt er selten noch zweifelhaft. Selbst da, wo die Liebe um die Liebe weint, bewährt die Liebe ihre erlösende Kraft und schafft Hoffnung und Glauben in ein zweifelndes, brechendes, aber doch Liebe erfülltes Herz. Nun sollten wir freilich sorgen, dass der Schmerz schon den Glauben fände und er ihn uns leichter machte und erspriesslicher für unseren Frieden. Aber wie stehen denn so viele Menschen und gerade unter den Gebildeten und Klugen dem Grabe und der Ewigkeit gegenüber!? Die Einen wehren sich gut und schlecht, etwas mehr oder weniger glücklich, durch die Uebertäubungen des Vergnügens, der Leidenschaft und der Arbeit, dass nicht der Zustand der Furcht und Verzweiflung ihrer Herr wird, in dem sich ihr innerstes Leben befindet. Stärkere Naturen sagen mit Cäsar:*)

Der Feige stirbt schon viel mal, eh' er stirbt,
Die Tapfern kosten einmal nur den Tod,
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das Grösste, dass sich Menschen fürchten,
Da sie doch seh'n, der Tod das Schicksal Aller,
Kommt, wann er kommen soll.

Aber freilich mit dieser Stärke und diesem Muthe haben wir keinen Trost an den Gräbern der Unsern, und wie oft bildet sich nicht der menschliche Stolz ein, Cäsar zu sein, wo er nichts ist als Hamlet, Hamlet, der sich, um nicht wie ein Mann tragen oder handeln zu müssen, herzlich gern den Dolch in die Brust stiesse, wenn er nicht die „Träume" fürchtete, die in dem Schlaf kommen mögen, „wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt." Doch ist es nicht Hamlets Furcht vor den Träumen und nicht das Gefühl des Brutus, das von ihm später selbst Lügen gestrafte Gefühl — dass es feig und niederträchtig sei, aus Furcht was kommen mag, des Lebens Zeit so zu verkürzen — das die meisten Verzweifelten von dem letzten, traurigen Schritte zurück hält. Ein wunder-

*) Shakespeare, Julius Caesar Akt II.

barer Kenner des menschlichen Herzens, lässt Göthe den Faust die krystallene Schaale mit dem braunen Safte von den Lippen nehmen, da die Osterglocken ertönen und in seinem Herzen den Glauben und die Ahnungen der Jugend wieder auferstehen heissen:

„Da stürzte sich der Himmelsliebe Kuss
Auf mich herab in heil'ger Sabbathstille."

Es ist die Botschaft der Auferstehung, es ist die Ahnung eines zukünftigen Seins, in der wir des gegenwärtigen Daseins uns zu erfreuen oder es doch zu tragen vermögen, so lange wir nämlich noch etwas von der Himmels-Liebe in uns haben, sei dieses Etwas auch nur kümmerlich gepflegt und erhalten. Ja, es ist das Bewusstsein der Liebe Gottes und die Seligkeit der Liebe zu den Menschen, die uns dem eigenen Tode gegenüber getrost macht und unser Herz vor dem Tode bewahrt, wenn wir irdisch verloren haben, was uns ewig theuer und unvergesslich bleibt. Wir wissen und ahnen nicht, wie der „verklärte Leib" beschaffen sein kann und wird, wenn wir diesen sterblichen und gebrechlichen von uns gethan haben. Die Untersuchungen und Vermuthungen darüber sind unfruchtbar — die Gewissheit der Fortdauer bleibt die Hauptsache. Sie ist unmöglich ohne die Liebe zu Gott und in Gott, und sie ist unzerstörbar, wo diese Liebe in uns wohnt. So bleibt es auch unbegreiflich, warum so viele Kanzelredner sich besonders darin gefallen, den bildlichen Aussprüchen des neuen Testamentes über die Seligkeit der Auserwählten und die Qualen der Verdammten, eine wörtliche Bedeutung zu geben. Wir können die Ewigkeit nicht denken und daher auch nicht die ewige Seligkeit — ,wenn wir aber uns der wenigen oder der vielen Augenblicke in unserem Leben erinnern wollen, wo wir uns selig fühlten in einer rückhaltlos gebenden und empfangenden Liebe, selig in dem Bewusstsein, mit Gott vereint zu sein, so haben wir, wenn auch nur eine schwache Ahnung des zukünftigen Glückes. Wenn wir uns dagegen die

schmerzliche Empfindung unseres Herzens über unsere Thorheiten in Gedanken, Worten und Werken vergegenwärtigen und uns dabei sagen müssen, dass eine viel vollkommnere Erkenntniss der Wahrheit und Güte auch die Erkenntniss der Thorheit und Bosheit viel vollkommner machen muss, und dass die Zerstreuungen und Verführungen fehlen werden, die uns jetzt jene schmerzliche Empfindung wieder vergessen lassen — so haben wir ja eine Ahnung der Verdammniss. Der „Materialismus" freilich wird mit Seligkeit und Verdammniss scheinbar am leichtesten fertig. Aber weil es mit diesem Fertigwerden eben nur ein Schein ist, der bei der ersten, ernsten Bewegung eines Menschengemüthes so leicht in Nichts zerfällt, hat es mit diesem eigentlichen Materialismus gar keine Gefahr. Diese Lehre, dass der Mensch Nichts sei als eine Zellenbildung, unser Denken und Wollen, unser ganzes inneres Leben nichts als ein Produkt der Thätigkeit fassbarer Organe und Substanzen, und dass mit ihrer Zerstörung Alles vorüber wäre — diese ganze Lehre ist dem geistigen Instincte des Menschen viel zu sehr zuwider, als dass sie jemals auf zahlreiche Anhänger rechnen könnte, auch wenn sie wissenschaftlich viel besser begründet wäre, als sie es ist.*) Verlangen aber nun gar diese Materialisten, dass die Menschen ohne die Gewissheit der Fortdauer die Tugend lieben sollen um der Tugend willen — eine Tugend, die doch wieder nichts wäre, als das Produkt der Gehirnthätigkeit und Blutzusammensetzung einer Majorität oder Minorität vergänglicher Geschöpfe, — so unterschätzen sie in ihrer Klugheit die Klugheit der Menschen. Denn diejenigen, auf die sie rechnen, haben sich schon längst sagen müssen, dass die Liebe zur Tugend das schlechteste Mittel ist, um das Glück in der Welt zu verbürgen, und da nun einmal jeder Mensch das unablässige Streben hat, glücklich zu werden und

*) Womit wir freilich die wissenschaftliche Bekämpfung der Lehre keineswegs als überflüssig bezeichnet haben wollen.

zu bleiben, da dieser Trieb in dem materialistischen Menschen sich mit verdoppelter Stärke auf das irdische Glück richten muss, so würde es mit der Tugendliebe bald genug vorbei sein. Es ist sehr charakteristisch, dass die deutschen Materialisten in diesem Sinne auch Republikaner sind. Die Republik ist für die Deutschen ebenso passend wie der Materialismus — es fehlen zu Beiden die Menschen. Ausnahmen bestätigen die Regel. Ich kenne einen höheren Offizier — nicht in Deutschland, um etwaigen Inquisitionsgelüsten vorzubeugen — hinter dem ein langes Leben ohne Flecken, voller Pflichttreue, militairischer und häuslicher Tugend liegt. Dieser brave Mann war furchtbar von der Gicht geplagt. Er ertrug ihre Schmerzen wie das mancherlei Unglück, das ihn in seinem Leben getroffen, mit stoischem Muthe. Kurz nachdem er ein Krankenbett vieler Monate verlassen, besuchte ich ihn und suchte seinen Unmuth über die nur so langsam fortschreitende Genesung, so gut ich's vermochte, zu mildern. Dabei sagte ich denn ihm, dass wir auch die äusseren Leiden, die Gott in seiner unbegreiflichen Weisheit über uns verhänge, mit Ergebung und Geduld tragen müssten, denn auch sie sollten zu unserem Heile dienen und Er werde zur rechten Zeit uns wieder Kraft und Gesundheit geben. Der alte Soldat hörte mich sehr freundlich an und antwortete dann: „Mein lieber Herr . . ., was Sie mir da sagen, ist Alles recht gut gemeint und gesagt, das Schlimme ist nur, dass es für mich keine Bedeutung hat ausser der, dass ich sehe, Sie meinen es gut mit mir. Aber ich habe von dem höchsten, erhabenen Wesen, das Sie Gott nennen, mein ganzes Leben lang eine viel zu hohe Meinung gehabt, als dass ich mir einbilden sollte, es könne sich wirklich um uns einzelne miserable Menschen bekümmern. Wir hochnasigen Geschöpfe bilden uns und lassen uns einbilden, dass wir in der Schöpfung und dem Herzen Gottes eine ganz besondere, wo möglich erste Rolle spielten. Albernes Zeug — dazu hätte dieses erhabene Wesen wirklich ganz andere Geschöpfe schaffen können, und

er hat sie sicher geschaffen, als dieses jämmerliche Menschengeschlecht mit seiner Eitelkeit und Niederträchtigkeit. Ich gebe Nichts, gar Nichts um mein Leben und ich würde längst mich selbst davon befreit haben, wenn es nicht mein Pflichtgefühl, mein militairisches Pflichtgefühl — denn alles andere Pflichtgefühl scheint mir zum Teufel gegangen zu sein — wäre, das mich davon abhielt und der Gedanke, dass es meine Frau und Kinder noch besser haben, so lange ich lebe. Kein Mensch in der Welt hat je sagen können, dass der sich irgend einer Verpflichtung entzogen, so lange es noch in seinem Willen stand, sie zu erfüllen. Darum halte ich aus, bis es vorbei ist, für immer vorbei."

Da hätten wir denn eine seltene Abart von Materialisten. Er leugnet zwar keineswegs einen Gott, aber wir Menschen sind ihm nichts als ein Stück belebtes Fleisch, nicht viel besser als ein Insect. Er ersetzt, wenigstens in seinem Gedanken die Liebe durch das „Pflichtgefühl" und ist wirklich stark genug, die Trostlosigkeit jenes Glaubens zu ertragen und dieses Gefühl trotz aller Widerwärtigkeiten zu dem Prinzipe seines Lebens zu machen. Aber solche Naturen sind ja heute seltener als je und sind immer selten gewesen. Viel häufiger, aber eben so ungefährlich für die Gesellschaft, begegnen wir einem andern Materialismus. Er glaubt nämlich an eine unfassbare Seele, die mit dem Körper nicht stirbt, die sich aber nach des letzteren Tode mit der „allgemeinen Weltseele" wieder vereinigt, so zwar, dass sie das Bewusstsein der Persönlichkeit verliert. Eine solche Vereinigung ist ja aber eben k e i n e Fortdauer, und von diesem Standpunkte kann man mit demselben Rechte sagen, wir (d. h. eben nicht w i r, aber das uns belebende Princip) sind i m m e r gewesen, wie dass wir immer sein werden. An eine solche Anschauung könnte sich eine andere schliessen, obschon sie sich eigentlich von dem Materialismus entfernt und ihre Lehre an und für sich für den Bestand und die Entwicklung der Gesellschaft und des Einzelnen nicht allein

nicht gefährlich, sondern sogar mächtig fördernd sein könnte. Nach dieser Anschauung giebt es allerdings nach dem irdischen Leben ein himmlisches. Alle Menschen sind berufen an ihm Theil zu nehmen, aber Wenige sind auserwählt. Die Wenigen — und ihre Zahl mehrt sich mit der zunehmenden Entwickelung der Menschheit — sind diejenigen, welche schon auf Erden, sei es alt oder jung, so weit in ihrer innerlichen Fähigkeit und Entwickelung kommen, dass in dem Augenblicke ihres irdischen Todes die Seele bereits einen verklärten Leib erhalten hat. Wo aber der Sinn des Menschen nur auf das Irdische gerichtet gewesen, wo er nur auf das Fleisch gesäet und dadurch der Seele die Möglichkeit genommen hat, sich zu entwickeln, da ist sie auch im Augenblicke des Todes zu einem persönlichen Weiterleben ohne Kraft. So bleibt die Welt ein grosser Acker für den ewigen Gott. Alle Menschen sind Saatkörner. Wie aber nur die besten Weizenkörner zur neuen Aussaat benutzt werden, so brauchten nur die zur innerlichen Reife kommenden Menschen den Keim eines neuen Lebens zur weiteren Entwickelung — in den anderen erlösche der Keim mit dem Tode, wie ja der Keim auch in den Weizenkörnern für ein nahes neues Leben unentwickelt bleibt, die nach der Mühle kommen, um zermahlen zu werden. Wer eine solche Anschauung theilt, der kann ja in ihr eine mächtige Aufforderung finden, seinen Geist für die Ewigkeit geschickt zu machen, und die Spanne dieses Erdenlebens zu benutzen, um in Wissen und in Liebe das Ewige in sich aufzunehmen und den verklärten Leib der Seele in Gott wachsen zu lassen! Zwar hiesse es auch dann: „Viele sind berufen und nur wenige sind auserwählt," aber es läge doch in unserem Willen zu wählen, zwischen Tod und Unsterblichkeit, und wenn wir der letzteren ernstlich und eifrig nachjagten, hätten wir auch die Gewissheit, nach den Mühen dieses Lebens für ein höheres geschickt zu sein. Jedenfalls liegt eine ernstliche Gefahr weder für dieses noch für jenes Leben in dem eben

dargelegten Standpunkte. Dagegen kommen wir nun zu einer anderen Art Materialismus, die nicht allein von so vielen Gegnern des Materialismus bekämpft, sondern sogar indirekt recht wesentlich gefördert wird, zu dem Materialismus, nach welchem man auch die Richtung der Zeit materialistisch nennen kann, und von dem ernste Gefahren zu befürchten sind. Das ist der praktische Materialismus. Wie Viele giebt es nicht, die sich sehr ernstlich dagegen verwahren, als lebten sie wie die, so keinen Glauben haben — welche den Herrn bekennen und ihn anbeten und sein Leben und Sterben sich gern ein Verdienst sein lassen: wenn sie sich aber recht ernstlich einmal fragen wollten, worauf denn eigentlich ihr Sinn gerichtet, welches das letzte Motiv ihres Thun und Treibens ist für sich und für Andere, welcher Kern denn hinter diesen hohen Phrasen und Meinungen der beabsichtigten Beglückung ihrer Mitmenschen steckt, so kämen sie wohl zu dem Resultate, dass es das irdische Leben ist, der irdische Nutzen, das irdische Glück und Ansehn, dem sie nachstreben — dass es immer nur das liebe „Ich" bleibt, dem sie opfern. Es lässt sich ja nicht verkennen, dass so lange wir auf der Erde bleiben die Form unseres Thuns, auf welchem Gebiete es sich bewegen mag, irdisch sein muss, dass wir den Umständen, den äussern und äusserlichsten, dabei Rechnung tragen müssen; denn auch diese Welt hat ihre Bestimmung für uns. Es kann daher immer nur auf das letzte (nicht das vermeintliche) Motiv unserer Handlungen, auf die Grundrichtung unseres Wesens und Strebens ankommen, wie sie auch durch unsere körperliche Schwäche gehemmt, durch unsere geistige Gebrechlichkeit und Fehlerhaftigkeit geschwächt sein mag. Aber darin liegt der Prüfstein, ob am letzten Ende das vergängliche Ich und sein physisches oder geistiges Wohlbefinden, oder die ewigen Ideen der Mittelpunkt unseres Lebens sind, und daran können wir das eine oder das andere bemerken — wenn wir nämlich zu solcher Prüfung den Muth und die Kraft haben — ob nämlich

die Gottes- und Menschenliebe oder die Selbstsucht, sie sei grob oder sehr verfeinert, als die letzte Triebfeder unseres Willens angesehen werden muss. Es ist hier nicht der Ort, näher zu untersuchen und nachzuweisen, wie nicht allein die Einzelnen, sondern auch die Nationen und ihre Regierungen an diesem Materialismus leiden, wie er oft einen so wesentlichen Faktor in den Berechnungen und scheinbaren Erfolgen der Politik bildet — ob nicht die Spekulation auf diesen Materialismus der eigentliche Kern und Schwerpunkt nicht allein der revolutionären, sondern auch mancher „conservativen" Staatsweisheit ist — ob nicht die Friedensliebe, die äussere Ruhe und die Theilnahmlosigkeit eines civilisirten Volkes für allgemeinere Fragen, hauptsächlich doch nur das Ergebniss und der Ausdruck eines „vernünftigen, gemässigten Materialismus" sind — ob sie nicht, während man sie rühmt unter mancherlei Namen, doch eigentlich bei Allem erfreulichen Fortschritte des Culturzustandes, einen Mangel an Sinn für die Ehre und Unabhängigkeit und die Bedeutung einer Nation für die Entwicklung der Menschheit, also einen Mangel an Sinn für die idealen Güter einer Nation verrathen — einen Mangel, der in der Nemesis der Geschichte den Anfang auch zu dem materiellen Ruin und dem Untergange der Staaten in sich trägt. Wer wirklich über das Wohl und die Zukunft seines Vaterlandes mit Ernst denken will, der trete diesen Fragen näher und beherzige die Antworten, die er ehrlicherweise sich geben muss. Aber er spiele sich selbst keine Komödie vor und lasse sich nicht von Komödien beirren. Denn es kommt die Stunde, wo es mit dem Komödien-Spielen ein Ende haben wird, und die Aktoren in ihrer wahren Gestalt erscheinen müssen. — Die Kirchhöfe werden freilich zur Belehrung selten besucht, und doch sind sie vortreffliche Vorlesungen über Lebens-, Welt- und Staatsweisheit. Man kann die Todtengräber-Scene im „Hamlet" hundert Mal lesen, und man wird es nie ohne einigen Gewinn thun. Viele mögen vielleicht wie Horatio in ihr

sagen: „Die Dinge so betrachten, heisst sie allzu genau betrachten!"

Seit der Zeit, dass ich mit diesen und ähnlichen Betrachtungen eine halbe Stunde auf dem einsamen Kirchhofe von Rönne verweilte, unter den Eindrücken seiner grossartigen und feierlichen Umgebung, hat ein Schmerz der schmerzlichsten Art mein innerstes Leben getroffen. Plötzlich und ehe wir die Möglichkeit begreifen konnten, ist ein liebes Kind in der Fülle der Gesundheit, in der kräftigsten körperlichen und in einer wunderbar lieblichen geistigen Entwickelung eine Beute des Scharlachs geworden. Von unserem Schmerze darüber will ich hier nicht reden, aber um der Traurigen willen, denen dieses Buch in die Hand fällt, doch bei den inneren Erfahrungen einen Augenblick verweilen, welche diese trübe Zeit in meinem Herzen gezeitigt hat. Vielleicht dass dieser und jener Gedanke tröstend und anregend auch auf andere Gemüther wirken kann. Ottilie — so heisst die liebe, kleine Schläferin — war der helle freundliche Stern unseres Hauses. Da ist der Stern freilich nun untergegangen. Die Augen leuchten nicht mehr, das Köpfchen schmiegt sich nicht mehr an der Eltern Brust, die liebe Stimme schallt nicht mehr jauchzend durch Haus und Garten. Da ist es recht still geworden. Aber in unserem Herzen da leuchtet der Stern weiter, und wenn er erst von den Thränen verdunkelt war, von dem jähen Schmerze, der Gedanken und Gefühl allein beherrschte, so gewinnt er nun mehr und mehr an Klarheit und freundlicher Helle. Wo der Gedanke an den Tod uns jetzt entgegen tritt, siehe da kommt er in der freundlichen Gestalt des entschlafenen Engels. Ihr Leben war für uns eine Quelle der Freude, und ihr Tod will eine Quelle des Trostes und der Hoffnung werden. Das wird und das muss allen Leidtragenden mit ihren Todten ebenso gehen, wenn sie nur in herzinniger Liebe mit einander gelebt haben. Was wir aufrichtig und rückhaltlos lieben, wird ein Stück von uns selbst, und wir können es nicht mehr verlieren,

selbst der Tod kann es uns nicht nehmen, wenn wir Schwachgläubigen auch in dem ersten Augenblicke, wo seine kalte Hand uns berührt hat, glauben, er hätte es uns genommen. Täuschen wir uns nicht: das Maas eines verzweifelten Schmerzes um einen Heimgegangenen ist nicht das Maas unserer grossen und wahren Liebe, sondern das Maas unserer kleinen, eigennützigen, menschlichen Liebe zu ihm. Es heisst ja freilich von dem Herrn selbst in der Schrift, dass ihm die Augen übergingen bei Lazarus Tode — denn er hatte ihn sehr lieb gehabt — und Schmerz sollen und müssen wir Alle empfinden, wenn das Liebe Geben und Empfangen irdisch und zeitlich unterbrochen wird. Aber dieser Schmerz ist und wird doch ganz anderer Art, wenn wir nur lernen wollten, die Unseren recht lieb haben, und wenn wir verständen, für ihre Liebe zu uns und für unsere Liebe zu ihnen einen gemeinschaftlichen, unerschütterlichen Grund in dem zu finden, der die Liebe war und die Liebe ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Lassen wir den Schmerz, den diese Liebe uns sendet, denn uns dienen, dass wir erweckt werden zur rechten Liebe für die Gebliebenen — merken wir an ihm, dass Gott in unser Herz und in unser Leben will, auch wenn er rauh und hart an die Thüren klopft. Auch bleibt uns gar keine andere Wahl als ihm aufzuthun, wenn wir wirklich die herzzerreissende Bitterkeit unseres Schmerzes los sein und ihn nicht blos betäuben wollen. Einfach und so schön schreibt mir ein geistlicher Lehrer und Freund, der erst vor wenigen Jahren ein gleiches, trauriges Schicksal erlebte: „Wir haben es schmerzlich mitgefühlt, wie das ja ein Weh ist, welches über so vieles, man möchte sagen, alles Leid in dieser Welt so weit hinaus geht. Es ist uns dabei als ob wir von einem Schlage getroffen worden wären, dessen schmerzliche Folgen wir niemals wieder würden verwinden können. Und das ist auch in der That so: es bleibt dies, glaube ich, eine wunde Stelle in unserem Herzen, so lange wir leben. Gott müsste ein recht grosses Unglück über

uns und die Unseren verhängt haben, dass wir Alle glücklich preisen müssten, die nicht mehr lebten, sonst wüsste ich nicht, wie man es vergessen sollte, oder doch ohne alle Wehempfindung daran denken, dass wir geliebte Kinder nicht mehr haben. Das ist mir gewiss, dass die allerglücklichsten Tage nicht im Stande sein werden, uns über einen solchen Schmerz hinaus zu heben. Zwar weiss ich wohl, es ist eine Schwachheit des Glaubens, dass wir es nicht können, ein Mangel himmlischen Lebens, dass es uns so schwer wird, einen solchen Verlust zu verschmerzen, und Gott hat ihn gewiss auch deshalb mit über uns verhängt, dass wir inne werden sollen, wie sehr es uns hierin noch fehlt, aber wer unter uns hat die rechte Glaubensvollkommenheit! Denn ich bin gewiss, wenn es uns nur eine Minute lang vergönnt wäre, unsere geliebten Kinder in ihrem neuen Zustande und ihren jetzigen himmlischen Umgebungen zu sehen, es würde uns eine solche Freude überkommen, dass wir ihren Verlust niemals wieder beklagen würden, weil wir sie ja so glücklich wüssten, wie sie es bei uns niemals in irgend einer Beziehung werden konnten. Was uns nun nicht zu schauen vergönnt ist, das sollten wir wohl von Herzen glauben und recht oft den Glauben in uns zurückrufen, wie wohl und selig ihnen jetzt ist, aber das thun wir nicht genug. Auch meinen wir leicht, dass wenn dieser oder jener Umstand nicht gewesen wäre, uns unser geliebtes Kind vielleicht doch erhalten worden wäre, und dieser Gedanke kann uns auch quälen und zu einem Schmerze noch einen anderen, recht bittern bringen. Aber ich bin doch schon längst der Ueberzeugung und werde es immer mehr, dass wir uns zwar durch Unvorsichtigkeit krank machen und so auch die Unsern in Krankheit bringen können, aber wenn wir sterben oder Eins der Unsern, so ist das Gottes Wille und Rathschluss, denn es ist etwas zu Wichtiges für unsere ganze Entwickelung, wenn unser Lebensfaden hier abgebrochen wird, als dass Gott dies von geringen und zufälligen Umständen abhängen lassen sollte.

Die Erfahrung spricht ja auch so deutlich dafür: die Menschen sterben an den geringsten Krankheitszuständen und kommen von den schwersten wieder auf. Eine grosse Menge Menschen ist in dieser Beziehung der grössten Gefahr ausgesetzt und setzt sich ihnen aus, und wird krank oder auch nicht, und wieder gesund und lebt, und Andere hüten sich vor jeder, auch der geringsten Unbesonnenheit in ihrem Leben, und sie sterben dahin, bevor man daran denkt. Mir ist es sehr gewiss, dass Gott über Leben oder Sterben zu entscheiden allein seiner Macht vorbehalten hat. Wenn wir genug gelebt haben, dann ruft er uns ab — wenn wir für das höhere Reich reif sind, oder auch verloren — dann nimmt er uns von hier hinweg. Und für den Himmel reif können auch schon Kinder sein, die ja ohnehin nach dem Ausspruche des Herrn die grössere Anwartschaft darauf haben; das wird auch mit Ihrem lieben Kinde der Fall gewesen sein, und deshalb hat es Gott so frühzeitig zu sich genommen."

So weit mein theurer Freund — eine der johanneischsten Seelen, die mir jemals in der Welt vorgekommen sind. Nun bin ich freilich nur bedingt mit der Anwendung einverstanden, die er dem Ausspruche des Herrn „Lasset die Kindlein zu mir kommen . . ." und „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein . . ." geben zu wollen scheint. Die Empfänglichkeit für das Reich Gottes ist freilich in den durch die Selbstsucht noch nicht verdorbenen Kinderherzen am grössten, und in dieser Empfänglichkeit liegt vielleicht bei Gross und Klein die eigentliche Reife für ein höheres Dasein. Wie es aber immer wider die Natur zu sein scheint, dass Kinder sterben, so würde es uns auch wider die Weisheit und Liebe der Weltregierung gelten, wenn wir annehmen wollten, dass ein längeres Leben die Menschen immer unempfänglicher und ungeschickter für das künftige Dasein machen müsste. Darum müsste wohl auch jener erste, von uns Eltern täglich zu beherzigende Ausspruch des Herrn nur so verstanden werden:

Wir sollen die Kinder so frühe wie möglich zu dem Herrn führen und sie sein Wort hören lassen, denn in ihren Herzen findet es doch den fruchtbarsten Boden, und weil die Frucht dieses Wortes das Himmelreich ist und sein soll, so haben diese Kinder darauf eine grössere Anwartschaft, als wenn das Wort erst zu den in der Welt und durch die Welt mehr verhärteten Gemüthern kommt und sie zu gewinnen sucht. Mit jenem zweiten Ausspruche aber will Christus uns darauf hinweisen, dass alles Leben und Wissen uns nicht helfen kann — weder für den Frieden auf Erden, noch für die himmlische Seligkeit — wenn es uns die Empfänglichkeit nimmt, die wir als Kinder für das Reich Gottes hatten, und nicht vielmehr zu der kindlichen Liebe und Unbefangenheit zurückführt, die wir damals besassen. Darum finden wir denn auch bei den wirklichen Weisen der Erde (nicht bei den nur sehr Gelehrten und sehr Klugen) eine wunderbare Kindlichkeit des Gemüthes und Naivität ihres ganzen Wesens. Die Furcht (Liebe) Gottes ist nicht allein der Anfang, sondern immer auch das Ende der Weisheit. Die Gelehrsamkeit und das Wissen können dazu wohl Mittel werden, aber sie sind weder die unbedingt nothwendigen, noch die in allen Fällen sicheren. Sie führen den Einzelnen vielleicht eben so häufig von Gott, als zu ihm hin, aber im Ganzen und Grossen sind doch die Fortschritte der Wissenschaft, sogar diejenigen, welche augenblicklich zu irrigen Resultaten führen, entweder schon Fortschritte in der Entwickelung des menschlichen Geistes oder Vorbereitungen für dieselben. Deshalb bedarf es auch nicht für das Reich Gottes (aber vielleicht wohl für das Reich der Selbstsucht) der „Umkehr der Wissenschaft", sondern nur des Kampfes gegen die Selbstsucht, die sie gefährlich machen kann. Denn es ist nicht die Wissenschaft, welche einzelne oder viele Menschen für das himmlische Reich verdirbt, sondern die Lieblosigkeit des Herzens, mit dem sie getrieben wird, und die Verderbtheit des Willens, auf den sie trifft.

Es sei aber nun eine Bestätigung der Dinge oder eine Ausnahme, dessen bin ich gewiss, dass dieses verklärte Kind für das höhere Reich reif war, und dass wir und hundertmal bessere als wir und das Glück und das Unglück dieser Welt es nicht hätten reifer machen können, als es war, da es Gott hinwegnahm. Der Leser wird dieses Wort verstehen, wenn ich mit wenigen Zügen ein Bild dieses Kindes zu entwerfen suche. Beginnt dieser Versuch mit der Mittheilung, dass Ottilie wenige Tage vor ihrem fünften Geburtstage starb, — so mag es überspannt erscheinen, von einer himmlischen Reife zu reden. Aber man höre den kleinen Lebenslauf dieses glücklichen Kindes.

Die „kleine Dicke", wie sie genannt wurde und zuweilen sich selbst nannte, war von einem starken, kräftigen Körperbau. Eine sehr hohe Stirn, grosse glänzende Augen, kleine Grübchen in den Wangen gaben ihrem Gesicht einen anziehenden Ausdruck, ohne dass man es schön nennen konnte. Sie hatte von Natur ein ungestümes Temperament, das wohl dazu beitragen mochte, kleinen Uebeln, von denen sie hin und wieder befallen wurde, einen sehr heftigen Charakter zu geben. Sie konnte einen Tag sehr krank und am folgenden wieder frisch und gesund sein. Das Ungestüm ihres Wesens zeigte sich natürlich in ihren ersten Lebensjahren auch in der Heftigkeit ihrer kleinen Wünsche und in dem Schreien, wenn sie ihr versagt werden mussten. Aber kaum war das dritte Jahr zurückgelegt, da hatte sie begriffen, wie die Ausbrüche dieser Heftigkeit ihre Umgebung betrübten, sie wurden sehr selten und verschwanden fast ganz — „ich will mich besinnen", sagte sie selbst, und überwand sich. Nur langsam hatte sie sprechen gelernt, aber da sie es einmal konnte, sprach sie mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und einer Beredsamkeit, der man kaum etwas abzuschlagen vermochte. Zudem waren die Wünsche, die sie für sich hatte, immer so bescheiden, und wir waren so glücklich, sie erfüllen zu können! In ihren geistigen Fähig-

keiten stand sie zwar in einer scharfen und fein unterscheidenden Auffassung hinter ihrer zwei Jahre älteren Schwester ein wenig zurück, aber sie besass eine wunderbare Unmittelbarkeit des Begreifens. Kurze Zeit vor dem zurückgelegten dritten Lebensjahre hatte ich den Unterricht mit der fünfjährigen Schwester begonnen. Nachdem die Jüngere wenige Tage die einstündige Trennung von ihrer Schwester ertragen, bat sie mit ihrer Unwiderstehlichkeit, an den Stunden Theil nehmen zu dürfen. Sie wolle auch ganz still sein. Wie treu hat sie während eines ganzen Jahres dieses Versprechen gehalten! Die Stunde begann (und beginnt für die Schwester noch) mit dem Singen einiger Choralstrophen zum Piano. Da die Mädchen noch nicht lesen konnten, wurde ihnen Zeile für Zeile vorgesagt. Das war freilich nur wenige Mal nöthig, und sie konnten das betreffende Lied auswendig, während auch die Melodie nach wenigen Wiederholungen sich bei ihrem vortrefflichen musikalischen Gehör ihnen fest eingeprägt hatte. Ottilie hatte niemals ein Gebet oder ein Gesangbuchslied oder die vielen andern deutschen und dänischen Liedlein, die sie kannte, in der gewöhnlichen Weise auswendig gelernt. Sie wusste Alles „par coeur" im eigentlichen Sinne des Wortes. Das Vaterunser, das Morgen-, Tisch- und Abendgebet sprach sie ohne Anstoss mit wunderbarer Innigkeit nach dem Gebrauche weniger Tage. Unter den Liedern und Melodien waren es besonders drei, die sie vor den anderen liebte, und von denen sie wenigstens einen oder einige Verse täglich singen wollte ausser dem Morgenliede. Das waren: „Vom Himmel hoch da komm' ich her", — das erste Weihnachtslied, das sie gelernt, — „Komm' Geist des Herrn kehr' bei uns ein" (Mel.: Eine feste Burg) und „Befiehl Du Deine Wege." Je öfter sie diese Lieder sang und sagte, je mehr schien sie die Gedanken zu begreifen, je ausdrucksvoller vermochte sie dieselben wieder zu geben — von der Eintönigkeit eines Hersagens oder Herbetens war bei ihr nie eine Spur. Nach dem Singen zer-

fiel der Unterricht mit ihrer Schwester in drei Abtheilungen, jede von 20 Minuten. Die erste war für die kleine Zuhörerin sehr schwer — denn die Schwester lernte allein lesen, da sie aber die Buchstaben schon kannte, so ging ich sogleich an das Lesen selbst, mit dem kleine Denkübungen und Erklärungen über die Bedeutung der Worte verknüpft wurden. Da fiel denn auch für die Jüngere manche Bemerkung und Frage ab, und ein freundliches Lächeln belohnte den Lehrer für die ihr erzeigte Aufmerksamkeit. Aber so wie das Wort: „So weit wollen wir's mit dem Lesen lassen," von mir gesagt war, da verklärte sich das ganze Gesicht, und mit einem fröhlichen „beim Rechnen komme ich auch mit daran" nahm sie an den Uebungen darin und an den Erzählungen aus der Naturgeschichte und an Gesprächen Theil, die sich daran knüpften und mit denen der Unterricht schloss. Alles, was sie begriffen hatte, hielt sie fest. Mit besonderer Vorliebe jedoch hatte sie die Erzählungen aus dem Neuen Testament aufgenommen. Sie liebte den Heiland und lebte in ihrem kleinen Herzen mit ihm, wie mit anderen Personen, die ihr fern waren und deren äusserer Erscheinung sie sich nicht mehr erinnern konnte. Denn alles das früher Erwähnte war eben nur das Kleine an ihr, das Grosse und Himmlische war ihr Herz, dieses Herz voller Heiterkeit, voller Liebe, voller Seligkeit. Mit diesem Herzen umfasste sie Gott und die Welt, die grossen und die kleinsten Erscheinungen, die ihr nahe traten und vor Allem die Menschen. Kein Würmchen war zu klein, als dass es nicht für sie ein Gegenstand der Bewunderung oder doch zärtlicher Theilnahme hätte werden können. Mit denselben freudestrahlenden Augen betrachtete sie das Meer, die Landschaft, die Pracht des Sternenhimmels und ihr kleines Blumenbeet. „Das Alles hat Gott gemacht!" jauchzte sie oft und freute sich mit hinreissender Freude. Ihre Liebe aber war christlich, denn sie nahm gern und mit Dank, aber nur um zu geben. Niemals durfte man ihr etwas geben oder versprechen, ohne einer Frage mit lieb-

lichem Nachdruck zu begegnen: Und Lieschen?! Da verging kein Tag, wo sie nicht von ihrem Frühstücke etwas bei Seite gelegt hatte, um der Schwester, die natürlich schneller ass, noch eine Ueberraschung zu bereiten. Die Schwester, die Eltern, die treue Wärterin, die Grosseltern in der Ferne und Onkel und Tante in der Nähe erfreuten sich ja ihrer Liebe am meisten, aber sie machte doch eigentlich keinen Unterschied zwischen ihnen und anderen Menschen, die freundlich mit ihr waren, und das waren ja Alle, die sie sahen. Arme Kinder zu beschenken und mit ihnen zu theilen, war eins ihrer grössten Vergnügen, und wenn sie Kinder bei sich hatte, da war es sicher das schwächste und kleinste, das sie aussuchte und mit einer Zärtlichkeit und Sorgsamkeit behandelte, als ob es ihr anvertraut sei. Sie wollte durchaus Nichts und nie etwas für sich allein haben. Zwei etwas grössere Mädchen, die Kinder eines Pächters, die in demselben Garten bei Helsingör wohnten, spielten häufig mit den meinigen, und ich hoffte, sie sollten dadurch Dänisch lernen. Das thaten sie zwar, indessen sie lehrten diese kleinen Däninnen noch viel schneller Deutsch, so dass ich die jüngere siebenjährige, ein strebsames Mädchen, am Unterricht Theil nehmen lassen konnte. War nun der Gesang beendet, und das Vaterunser von den Kindern selbst gebetet, da pflegte ich wohl mit dem „Amen" unwillkührlich die Hände auf die beiden Kinderköpfe zu legen, Aber kaum war das ein Paar Morgen in des fremden Kindes Gegenwart geschehen, da fragte die Verklärte: Warum legst Du nicht auch Deine Hand auf Louisens Köpfchen, sie ist ja auch ein Kind?! — War ihre Schwester oder ein Anderer im Hause unwohl, man konnte sich keine beharrlichere Pflegerin als Ottilie denken. So gern sie in der freien Gottes Natur war, sie blieb in dem Zimmer, und suchte mit ihren kleinen Spässen die Kranke zu erheitern. Wir werden es nie vergessen, wie dieses kleine Wesen die Mutter führen und stützen wollte, da diese nach längerem Krankenlager zum ersten Mal wieder nach dem Gar-

ten gehen konnte. Und was war nun die Frucht dieser Liebe? Eben die unendliche Heiterkeit und Seligkeit, die über ihrem ganzen Wesen ausgebreitet lag, und die sie ja so oft denen mitzutheilen wusste, die mit ihr lebten, ja die selbst nicht ohne Wirkung auf sonst kalte Gemüther blieb, die ihr nahe kamen. An ihr und an ihrer Freude, selbst auf das Essen und am Essen (ohne Gier, aber mit Allem zufrieden und für Alles dankbar), an ihrer Freude an dem Spielen wie an dem Lernen, an dem Gottesdienste wie an den fröhlichen Tönen zum Lied oder Tanz — da habe ich es recht begriffen, wie unrecht diejenigen doch haben, welche meinen, der irdische Genuss und das irdische Vergnügen sei an und für sich des Christen unwürdig, nur in dem Ernste und in seinen Beschäftigungen oder gar in der Finsterkeit und Abgeschlossenheit sei das Heil zu suchen. Nein, wir sind auf dieser Erde, damit wir auch ihrer uns freuen sollen, die Welt mit ihren Freuden hat auch ihr Recht, das Leben in ihr hat auch seine Bestimmung — aber verklärt soll es werden in seiner Lust und in seinen Leiden, durch die Liebe, die wir an diesem Kinde sehen und fühlen konnten. Mitten in dieser Seligkeit, — in der glücklichen Hoffnung des nahen Geburtstages ist sie von uns gegangen. Es war an einem Donnerstag Morgen, als sie beim Erwachen zu ihrer treuen Amme und Pflegerin, im Beisein der Köchin (einer braven Person, die sich jederzeit bei dem Aufstehen mit einfand, um in dem Erwachen des glücklichen Kindes und ihrem freundlichen guten Morgen eine Labe für den ganzen Tag zu haben), das Köpfchen ein Wenig zur Seite gebogen, sprach: „Denke Dir, Elisabeth, diese Nacht habe ich geträumt, ich wäre gestorben, der Dr. Drachmann kam noch, aber ich war schon todt!" „Du musst nicht so etwas sagen, liebe Ottilie" — hatte die Köchin erwiedert — „denke lieber daran, dass ich Dir zu Deinem Geburtstage eine grosse Prätzel backen will." „Dann will ich es auch nicht mehr sagen," liebe Friederike, „aber wahr ist es doch." Wie gewöhnlich kam

sie zum Singen mit ihrer Schwester und zum Unterricht — etwas stiller als sonst, aber liebevoll wie immer. Darauf ist sie nach der Küche gegangen, hat Friederikens Hand genommen und ihr gesagt: „ich will Dir auch noch danken, dass Du mir einen Kuchen hast backen wollen." — Aber nach der Mittagsmahlzeit, bei welcher sie sonst so lebhaft an der Unterhaltung Theil nahm, und nach der sie immer mit Schwester und Vater spielte, während die Mutter sich des Lärmens um sie herum freute, wurde sie ganz still, verlangte auf meinen Arm, umfasste mich mit ihren kleinen Armen, küsste mich und sagte ein unaussprechliches „Gute Nacht." Das war das Letzte, was ich von ihr gehört habe. In der Nacht erkrankte sie gleich sehr heftig. Sie lag Freitag und Sonnabend in Phantasien — in denen sie ihr himmlisches Erdenleben wieder durchlebte, spielte und betete, der nahen und fernen Lieben gedenkend. Am Sonntag zeigte sich der Scharlach — aber nach den Versicherungen des trefflichen Arztes, der sie selbst so sehr liebte, war nun Alles in bester Ordnung. Er sah sie drei Mal und noch Abends ganz spät. Ihre Mutter und ich sassen an dem kleinen Bette bis nach 2 Uhr die Nacht. Sie schien uns ruhig zu schlafen, als wir sie verliessen, um ihrer Elisabeth für einige Stunden Platz zu machen. Doch wurden wir kaum nach einer Stunde geweckt — sie war schon todt, und ihr lieber Doktor kam wirklich schnell darauf, aber nur zu der kleinen Leiche! — Weinen wir nicht, — das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft nur. Aber lernen wir an ihr, dass auch Kinder schon reif für den Himmel sein können, und dass wir werden müssen wie die Kinder, wenn wir in das Reich Gottes wollen.

Auf dem Rückwege nach der Stadt besahen wir noch zwei Cement-Mühlen und Fabriken. Dieser Industriezweig ist auf Bornholm in zunehmendem Aufschwunge, und werden daselbst jetzt jährlich gegen 6000 Tonnen Cement mit einem Werthe von circa 16,000 Thlrn. produzirt. Der Hauptbestandtheil desselben, der Cementstein (magerer Kalk mit 10% Thon), der gemahlen, gebrannt und mit Eisenstein, zuweilen auch Ziegelmehl gemischt wird, findet sich besonders in der sogenannten Limensgade, einer Thalschlucht, die im Sprengel der Aakirche ¼ Meile von der südlichen Küste, unweit der von Rönne nach Snogebaek und Nexö führenden Landstrasse gelegen ist. Von dort soll auch ein grosser Theil des Materials zu den Mauerwerken von Hammerhuus genommen sein und die Schlucht den Namen erhalten haben, weil die umwohnenden Bauern verpflichtet waren, eine gewisse Anzahl von Lasten Limsten (Kalkstein) nach dem Schlosse zu fahren. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war entdeckt worden, dass der sich dort findende Kalkstein zur Bereitung eines ausgezeichneten Cements sehr dienlich sei, und es ist später zu wiederholten Malen von Naturforschern oder Reisenden darauf aufmerksam gemacht worden, eine wie ergiebige Einnahmequelle die rechte Benutzung dieses Materials dem Lande gewähren könne. Aber der Bornholmer braucht

etwas lange, ehe er dergleichen Winke benutzt, und erst in der letzten Zeit ist die Fabrication mit dem nöthigen Eifer betrieben, und die Güte des Bornholmer Cements nunmehr auch ausserhalb der Insel, zunächst wenigstens auf Seeland, gebührend anerkannt worden. Wir gedenken auf den Cementstein selbst weiter unten bei einem geognostischen Ueberblick wieder zurückzukommen.

Mittlerweile war der Skirner glücklich in den Hafen eingelaufen, die Post war schon angekommen, und nachdem wir einen flüchtigen Blick auf die in den verflossenen acht Tagen nicht entbehrten Zeitungen geworfen, bestiegen wir den Wagen zu einer letzten Ausfahrt, zu der wir den geduldigen Leser um so lieber einladen wollen, je mehr er sich für — das Steinreich und seine Benutzung für menschliche Bedürfnisse zu interessiren gewohnt ist. Wir schlagen wieder die Strasse nach Almindingen ein, aber kaum haben wir das Weichbild der Stadt verlassen, so biegen wir, die Knudskirche rechts lassend, an der zu ihr gehörigen Schule auf einen Nebenweg ein, der nach wenigen Minuten nach Klippegaard (Klippenhof) führt. Ein grösserer Hof, der westlich von dem Anfange des Nebenwegs liegt, hat den Namen Porcelinsgaard, weil in seiner Nähe auch Porzellanerde gegraben wurde. Porzellanerde findet sich zwar in mehreren Theilen der Insel und wird in mehreren derselben gegraben, aber in dem Buche von Garlieb u. Rawert ist berechnet, dass allein von dem südwestlich von der Knudskirche belegenen Kanegaard (Schlittenhof) bis zu den Klippen ein Lager von 10,080,000 Kubikfuss oder 2,240,000 Tonnen dieser Erde sich befinde, — ein reicher Schatz, wenn ihn nur Fleiss und Beharrlichkeit erheben will. Bis jetzt werden nur jährlich einige hundert Tonnen nach der Königl. Porzellanfabrik in Copenhagen abgesetzt. Bei Klippegaard selbst befinden sich grosse Steinbrüche, in denen ein ausgezeichneter fein bläulicher Granit gewonnen wird. Bei mehreren der öffentlichen Bauwerke Copenhagens

ist dies hier gehauene schöne Material benutzt worden, unter Anderem bei Thorwaldsens Museum und der grossen „Zollbude." Die Brüche werden für Rechnung einer Rönner Aktiengesellschaft betrieben, und produzirten 1852(10) einen Werth von etwas über 12,000 Rthlrn. Nachdem wir uns an den schönen Granitblöcken sattsam erfreut und die einfache Weise betrachtet, in der hier diese festen Massen von einander getrennt werden, geht es weiter in nordwestlicher Richtung an einigen stattlichen Bauerhöfen vorüber, dann ein Stück auf der Strasse von Rönne nach Nexö, bis das Holz linker Hand verschwindet, und uns ein Nebenweg nach dem dicht an der Westküste gelegenen Hasle Kulvaerk (Hasler Kohlenwerk) bringt. Das Unglück dieses wie so vieler anderen Werke in der Welt ist es, dass es zu viele Herren hat; denn es wird auf Rechnung von 40 zum grössten Theile in Hasle wohnhafter Interessenten betrieben. Die Herren möchten ernten, ehe sie recht gesäet haben — melken, ohne der Kuh Futter zu geben. Sie wollen Nichts auf die bessere Einrichtung des Betriebes verwenden, daher bringt er ihnen auch nur Resultate, die den möglicherweise zu erzielenden gegenüber dürftig genannt werden müssen. Aus drei gegen 80 Fuss tiefen Schachten förderten vierzig Mann täglich circa 200 Tonnen Kohlen zu Tage. Die bornholmische Kohle, von deren Formation später weiter die Rede sein wird, ist zur Hervorbringung einer schnellen Hitze nicht so gut als die englische, soll aber beim Heizen der Stuben viele Vorzüge vor derselben haben. Nur verträgt sie nicht eine längere Aufbewahrung und unterliegt im Freien viel leichter den Einflüssen der Witterung. Einem sehr sandigen Pfade nach Süden folgend, kommen wir durch einen niedrigen Nadelwald nach Sortehat (Schwarzhut) Kulvaerk. Aber hier werden gegenwärtig nur sehr geringe Quantitäten Kohlen gewonnen. Dagegen hat ganz in der Nähe der frühere Amtmann Kammerherr Krabbe, „Vater K." genannt, mit einem unternehmenden Mann von Copenhagen eine grosse Ziegelei

angelegt, zu welcher ein grosses und schönes Thonlager das beste Material in ergiebiger Menge liefert. Alle getroffenen Einrichtungen, zu denen auch mehrere kürzere und längere Schienenwege gehören, sprechen für das Genie und eine Regsamkeit der Unternehmer, wie sie in Dänemark nicht eben häufig sind. In einem der Oefen werden 65,000, in einem andern 70,000, in sechs in einem dritten Gebäude vereinigten Oefen 60,000 Steine auf ein Mal gebrannt. Unter den 80 Menschen, die theils bei dem Graben und Herbeischaffen des Thones, theils bei dem Formen und Brennen der Steine beschäftigt waren, befanden sich vier und dreissig gute Deutsche — aus Lippe. Von dorther, wie aus Hessen und auch, aber in weit geringerer Anzahl, aus Westphalen kommt der grösste Theil der Arbeiter — der dänischen Ziegeleien, deren es besonders auf Seeland einige recht bedeutende giebt. Die Ziegeleibesitzer wenden sich an Commissionäre in Lippe oder Hessen — einer derselben machte kürzlich bekannt, dass er von der churhessischen Regierung zu dieser Vermiethung deutscher Arbeiter für das Ausland besonders concessionirt sei? — und geben ihnen auf, wie viel Arbeiter sie für das Frühjahr gebrauchen. Anfang April kommen die durch ihren Fleiss, ihre Tüchtigkeit und Nüchternheit so beliebten Arbeiter an, werden während des Sommers beschäftigt, führen in dieser Zeit ein äusserst kümmerliches Leben, und gehen mit dem ersparten Verdienst im Oktober oder Anfangs November nach der Heimath zurück.

Jeder dieser Trupps hat einen Vormann, dem man unbedingt gehorcht, und der in seltenen Fällen des Streites unter den Landsleuten das Amt des Richters übernimmt. An ihn wird auch der accordweise bedungene Lohn ausgezahlt, und er übernimmt die weitere Vertheilung. Dabei war denn bisher zweierlei der Gegenstand grosser Verwunderung: einmal der billige Preis, für den diese Leute arbeiteten, und sodann das dürftige und mässige Leben, das sie führten. So könnte bei

uns auch der allerärmste Mensch nicht leben, habe ich Dänen oft sagen hören — aber die Deutschen! In Betreff des ersten Punktes tritt aber, zwar nicht zur Freude der Ziegeleibesitzer, bereits eine Veränderung ein. Schon in diesem Jahre haben unsere braven Landsleute ihre Forderungen etwas höher gestellt, und sie können ohne Gefahr bei dieser steigenden Tendenz verharren, denn sie sind unentbehrlich, da es in Dänemark nicht genug Arbeiter giebt und die dänischen Arbeiter, wenn sie brauchbar sind, immer beträchtlich grössere Ansprüche machen werden — verdient doch der simpelste aber fleissige Arbeitsmann auf Seeland täglich fast einen Thaler preussisch. Was den zweiten Punkt — die grosse Genügsamkeit in der Quantität und Qualität von Speise und Trank angeht — so bleibt ja den armen Leuten nichts übrig, als im Sommer zu sparen, wenn sie nicht die zurückgelassene Familie in dem theuern Vaterlande hungern und im Winter selbst die bitterste Noth leiden lassen wollen. Auch kann es ja Niemandem zur Schande gereichen, wenn er ein fleissiger und doch mässiger Mensch ist, aber freilich kann man sich der Furcht nicht erwehren, dass dieses Leben in diesem Klima den Keim vieler späteren Krankheiten und frühzeitiger Schwäche legen kann, wie denn auch die grossartige Consumtion der Dänen nicht allein einer übermässigen Esslust, sondern den Forderungen der klimatischen Verhältnisse beigemessen werden muss. Auf die Frage, ob es denn durchaus nöthig sei, Schaaren braver und fleissiger Arbeiter aus Deutschland in fremde Dienste gehen und sie manches demüthigende Wort über ihr Vaterland hören zu lassen — auf diese und die mit ihr zusammenhängenden Fragen wollen wir hier lieber nicht näher eingehen. — Alles dies ist übrigens gesagt, ohne dem aufrichtigen Wunsche zu nahe zu treten, dass Ausdauer und Unterstützung die, wie mich dünkt, nicht unerheblichen Schwierigkeiten überwinden, und der beste Erfolg den Unternehmungsgeist belohnen möge, der die Ziegelei von Sortehat in das Leben gerufen hat

Die vor dem Entstehen dieser Fabrik auf Bornholm befindlichen Ziegeleien lieferten 1852 Steine und Ziegel im Werthe von gegen 12,000 Thalern. — Die Meeresküste ist an dieser Stelle dem Flugsand sehr ausgesetzt. Dieser gefährliche Feind der Kultur findet sich überhaupt an drei Stellen, in der Nähe des Hammers, längs der Westküste zwischen Rönne und Hasle und in dem südöstlichen Theile des Landes von Snogebaek bis zu Grödby-Aaen. Schon im vorigen Jahrhundert (1792) wurden energische Verordnungen zur Dämpfung des Flyvesands — sowohl durch den Befehl von Baum-Anpflanzungen, als durch das Verbot der Wegnahme von Bäumen u. s. w. erlassen — aber diese Verordnungen scheiterten an dem Widerwillen der Bornholmer gegen das Neue, und 1809 schrieb der damalige Amtmann Thaarup in einem Berichte: „Die Sandflucht, die in den verflossenen 17 Jahren gedämpft sein könnte, rast und den Vaterlandsfreund muss es schmerzen, den faulen Geist zu sehen, der dieses Rasen beschützt." Seit jener Zeit, d. h. 30 Jahre nach diesem Berichte, ist aber viel geschehen und dadurch das Vordringen der Sandflucht wesentlich erschwert worden. — Das Meer an der sandigen Küste war heute spiegelglatt und selbst an den sich vorstreckenden Sandbänken keine Spur einer Brandung, und doch ist gerade diese Gegend sehr gefährlich. Hier strandete im Jahre 1853 ein stolzes russisches Linienschiff, der Archimedes, wenn ich nicht irre, eines der wenigen Schraubenschiffe, welche die Kaiserliche Marine damals besass. — Durch die schöne „Plantage", die Haupt-Promenade der Rönner*), wandern wir zu Fuss, bis der Wagen am Ende derselben, wo

*) Wenn die dänische Sprache sich überhaupt durch Kürze auszeichnet, so braucht sie zwar zur Bezeichnung der Bewohner einer Stadt immer zwei Wörter, z. B. Rönneboer, aber diese Zusammensetzung kommt ihr in einem anderen Falle trefflich zu Statten. Während wir kein deutsches Hauptwort für den Nachbar gegenüber haben, hat der Däne dafür „Genboer," für die Nachbarn: Naboer.

eine freundliche Försterwohnung ist, uns wieder aufnimmt und auf dem, wie schon früher gerügt, in der Nähe der Stadt äusserst schlechten Wege rasch nach Rönne zurückbringt. Zu Mittag hatte der gastliche Wirth noch einmal seine Freunde versammelt, und die Gespräche wandten sich, wie billig, nach den Besichtigungen des Vormittags der geognostischen Beschaffenheit dieses Landes zu.

Wie die Insel Bornholm und die ihr naheliegenden Ertholmen überhaupt die wunderbarsten Gegensätze vereinigen und dem Reisenden in so vielfacher Beziehung eine reiche Ausbeute gewähren — denn wo anders könnte er z. B. nahe bei den Nestern der Eidergänse im Freien fruchttragende Feigenbäume finden, so ist sie auch in geognostischer Beziehung von allen dänischen Landestheilen die merkwürdigste. Oerstedt und Esmarch stellten schon 1819 auf Bornholm geognostische Untersuchungen in Begleitung des jetzigen Etatsraths, Professor Forchhammer an, und jene Herren geben dem letzteren in ihren gedruckten Reise-Berichten das ehrenvolle Zeugniss, dass sie schon damals ihm viel verdankten. Die Hand dieses Meisters ist, wie ich von Ihm höre, so eben beschäftigt, ein grösseres geognostisches Werk über Dänemark gleichzeitig in deutscher und dänischer Sprache erscheinen zu lassen, und Bornholm wird gerade den Inhalt des ersten Heftes bilden. Indem ich daher diejenigen meiner Leser, die für diesen so wichtigen und interessanten Zweig menschlichen Wissens eine nähere Theilnahme haben, auf den ihnen bevorstehenden Genuss aufmerksam mache, muss ich doch der Vollständigkeit dieses Buches wegen von dem gütigen Material Gebrauch machen, das mir Herr Etatsrath Forchhammer in seinen früheren Arbeiten und Mittheilungen gegeben hat, um so mehr, da in den Bornholm eigenthümlichen

Ur- und Uebergangs-Gebirgsarten das früher von ihm Geäusserte seine Richtigkeit behalten hat und wir uns, wenigstens bei dieser Ausgabe, hierauf beschränken wollen.

Die Dänischen Landestheile (Inseln) haben ihre heutige Gestalt durch zwei grosse Fluthen erhalten, die von Osten und Westen das früher zusammenhängende Land durchbrochen und von denen die eine, die baltische Fluth, nach den angestellten Berechnungen wohl in den Anfang der Zeitrechnung fällt, während die andere, die sogenannte cimbrische Fluth, im vierten, fünften oder sechsten Jahrhundert vor Christo angenommen wird. Aus Forchhammers gedruckten und mündlichen Mittheilungen entlehnen wir das Folgende:

Die nordwestliche Grenze Europa's läuft vom Nordkap in südwestlicher Richtung und wird von der Westküste Norwegens, den Lofod-, den Shetlands-, den Lewis-Inseln und einem Theile Irlands gebildet. Ein tiefes Meer umgiebt diese Küsten und nicht weit vom Lande erreicht es schon eine solche Tiefe, dass von Norwegen, so weit es sich auch jetzt über das Meer erhebt, nur sehr wenig Theile als Inseln sichtbar sein würden, wenn man sich das Land in dieses Meer versenkt dächte. Terassenförmig steigt die Küste herab und terassenförmig erhebt sich das Land, dessen höchste Höhen in der Nähe der Küste sich finden. Tiefe Thäler, offenbar Klüfte in Klippenmassen gehen auf der Grenzlinie gewöhnlich in perpendikulärer Richtung in das Land. Nach dieser grossen Hauptlinie wurde die ungeheuere Masse körnig-krystallischer Bergarten gerissen, von denen ein Theil nunmehr Skandinavien, die schottischen Inseln und Irland bildet. Das eine Stück hob sich empor, das andere verblieb oder senkte sich. Weiter von dieser Grenze, gen Osten, zeigt sich ein System geringerer Hebungen. Alle Schwedischen Thäler, von Torneå bis Gefle laufen wie die trennenden Höhenlinien parallel. Wird südlicher dieses Verhältniss undeutlicher, so tritt es doch in Schonen und zuletzt in den Kreideketten Dänemarks wieder

sehr deutlich hervor. Diese Seitenketten stehen winkelrecht auf der Hauptlinie. Die letzte Seitenkette in dem Gebiete der körnig-krystallischen Masse bildet Bornholm, die vorletzte die Ertholmen. Bornholm wird gewöhnlich als eine Fortsetzung der nördlich von dem Kullen-Vorgebirge in Schonen geschlossenen Kette betrachtet, die sich theils als Bergkette, theils inselförmig nach Staenshufvud zieht, aber die Fortsetzung dieser Kette ist offenbar Christiansö, während Bornholm als eine Fortsetzung der Parallelkette betrachtet werden muss, die von Lund gegen Dalby läuft und deren hervorragendster Punkt Romle Klint ist.

Die Grenze zwischen den körnig-krystallischen (plutonischen) Bergarten und anderen Bildungen auf Bornholm ist in einer Linie gegeben, die man von Kaasbye nach Skovgaarden (Knudsker*) mit einer grossen Biegung um die Ny-Kirche zieht und von Skovgaard nach Frederiks Steinbruch fortsetzt. Was östlich und nördlich von dieser Linie liegt, ist plutonisches Terrain, besteht mit sehr wenigen Ausnahmen aus einer zwischen Granit und Gneus schwebenden Steinart (dem von Buch'schen Granit-Gneus), und nimmt 6½ Quadratmeilen an Flächenraum ein. Der früher besprochene Reiterknecht liegt im südwestlichen Theile, andere Höhepunkte auf diesem Terrain sind Ruthskirche (436 Fuss) und die Aakirche (284 Fuss). Diese und andere Punkte erheben sich von einer circa 250 Fuss über dem Meere gelegenen Ebene, die an vielen Stellen von Thälern durchschnitten ist. Die letzteren sind häufig begrenzt von steilen Klippenwänden und offenbar Klüfte in dem Granit-Gneus. Wo sie fehlen, ist die Fläche wellenförmig und nur wenig mit Erde bedeckt. Näher den, wie wir früher erwähnt, fast immer steilen und von tiefem Meere bespülten Küsten sinkt das Land, zuweilen terassen-

*) Nämlich im Bezirke der Knuthskirche gelegen. Auch später wird diese Abkürzung immer gebraucht werden.

förmig ziemlich rasch. Die Steinmasse, die hauptsächlich, ja fast ausschliesslich auf dieser Strecke vorkommt, ist, wie gesagt, Granit-Gneus mit röthlichem Feldspath, schwarzgrünem Glimmer und weissem Quarz. Nur an wenigen Stellen ist der Stein ein ausgezeichneter Gneus und enthält dann auch Granaten. In dem grössten Theile des plutonischen Terrains ist dagegen der Gneus-Charakter keineswegs scharf ausgedrückt, obschon der Glimmer schichtweise, aber nicht in der den Gneus auszeichnenden Regelmässigkeit gefunden wird. In vielen Lagen ist er ganz verschwunden und es ist reiner und so feldspathreicher Granit, dass die beiden übrigen Bestandtheile fast verschwinden. Gänge dieser Art, die man „gleichzeitige" nennt und die nur aus einem mehr grobkörnigen und vom Hauptstein nicht scharf geschiedenen Granit bestehen, durchkreuzen sich in allen Richtungen. Im Granit-Gneus kommen vor Molybdänglanz (Hammerhuus und Paradiesbakken), Titaneisen (Hakkeled), Eisenglanz (Svanike), Granat (Kjelseaaen), Feldspath (Svanike). Auf dem Vorgebirge, auf dem die Knuthskirche gelegen ist, nimmt der Granit-Gneus Hornblende auf und wird ein syenitisches Gestein, wie er besonders in der Gegend von Klippegaard gebrochen und behauen wird. (Siehe oben). Nicht weit von Gudhjem zeigt der Granit, feinkörnig und dicht, sich als dichter Feldspath, ohne zu wirklichem Porphyr zu gelangen. Dagegen ist der Granit-Gneus bei Nexö viel weicher, nimmt chloritartige Mineralien auf und enthält nun Kupferkies, Bleiglanz und gediegenes Kupfer. In der Bobbeaa finden sich als Bestandtheile vom Hauptstein: Quarz, Jaspis, Braunspath und Eisenglanz, der leicht verwittert und in dem sich der genannte Bach ein tiefes Bett graben konnte. In Kjelseaaen kommt ein vollkommener, grosskörniger Diorit, mit Magneteisenstein und in Verbindung damit ein Lager vor, das Kupferkies, Epidot, Serpentin, Prehnit, Albit (in sehr schönen Krystallen) und Kalkspath enthält. Endlich kommen in Gyldenaae eine kleine

Lage Talk und auf den Paradieshügeln bei Nexö kleine Schichten von Hornblendeschiefer vor. Aber alle diese untergeordneten Massen verschwinden gegen die grosse Masse von Granit-Gneus.

In allen Richtungen, wie es scheint ohne Ordnung und Gesetz, findet sich das plutonische Terrain von Grünstein-Gängen durchschnitten, die immer lothrecht oder nur in gering hiervon abweichender Richtung stehen, und deren Mächtigkeit zwischen wenigen Zollen und drei bis vier Faden wechselt. Der Grünstein ist hier überall in mehr oder weniger regelmässigen Stücken mit abgesonderten Flächen getheilt, die lothrecht auf der Begrenzung stehen, von denen die Abkühlung ausging, hier also von den Seitenwänden des Ganges. Einzelne Gänge sind auch in sehr regelmässige mauersteinartige Stücke getheilt. In einigen Gängen enthält der Grünstein Granitstücke, aber eingehüllt und so mit ihm verschmolzen, dass keine scharfe Begrenzung gefunden werden kann. Zuweilen ist der Grünstein schwarz, meistens von einem feinen und festen Korn, aber dann und wann wird er beinahe erdartig, nur in einzelnen Fällen ist er porphyrisch mit Krystallen von dem allgemeinen Feldspath. Häufig enthält er Schwefelkies.

Diese Trap- oder Grünsteingänge sind alle weit jünger als der Granit-Gneus, denn sie durchschneiden alle seine verschiedenen Schichten, sie sind fast alle scharf von Granit getrennt und das Verhältniss ihrer Absonderung scheint, wie gesagt, darauf hinzudeuten, dass beim Granit-Gneus eine bedeutende Abkühlung eingetreten war, ehe der Grünstein hervortrat.

Forchhammer hält diesen Granit-Gneus für viel älter als die Uebergangsberge. Er begründet diese Ansicht des weiteren in einem Programm (1835) und führt dabei unter Anderem auch an, dass während der Sandstein bei Nexö in der Nähe vom Granit-Gneus sehr verändert und selbst aufgelöst ist, er sich an anderen Stellen, wo er unmittelbar auf dem Granit-Gneuse ruht, ganz frisch und vollkommen unverändert

vorfindet. Jener Gelehrte nimmt an, dass der Schiefer durch unterirdisches Feuer und die Sublimation von Kali in Gneus verwandelt wurde, aber eine Menge Punkte sich bildeten, an denen er gehoben oder durchbrochen wurde. Die mehr thonigen Schichten wurden dort zu Granit mit überwiegendem Feldspath.

Nirgends auf Bornholm findet sich ein Uebergang von Granit-Gneus zum Sandstein, welcher das erste Glied der Uebergangs-Formation ist. Das Sandstein-Terrain, das auf der Südseite des plutonischen ungefähr 1½ Quadratmeilen einnimmt, hat wegen der deutlichen Schichtung und dem kleinen Fallwinkel des Sandsteins ein einförmiges Aussehen und verwittert wegen des Mangels an Kalk und Thon nur zu einer wenig fruchtbaren Erdschicht. Im Sandstein-Terrain kommen nur Sandstein-Arten, aber nicht andere untergeordnete Mineralien vor. Der Sandstein selbst ist entweder reinkörniger Quarz*) oder mit grünen Partikeln (Snogebaek) oder mit etwas Thon vermischt (Nexö-Steinbruch) oder porphyrisch mit unverwittertem Feldspath (Aakirkeby). Er liegt in Schichten, die eine Mächtigkeit bis zu zwei Fuss haben, wird zuweilen geschiefert mit weissen, braunen, rothen, grünlichen Farben gefunden, zuweilen auch nur in sehr dünnen Lagen. Alle Sandsteinlagen fallen von dem plutonischen Terrain, aber selten mehr als fünf Grad. Quarz als Sandstein ist in dieser ganzen Formation so überwiegend, dass alle anderen Mineralien dagegen verschwinden und er selbst in dem gemischtesten Sandstein siebzig Prozent ausmacht. Sodann ist Feldspath der häufigste Bestandtheil, selten frisch, öfter in verwittertem Zustande wie Thon. Trotz der verhältnissmässig grossen Verbreitung des Sandsteins auf Bornholm hatte man früher in ihm keine Versteinerungen, weder von Pflanzen noch Thieren, aber wohl einige Spuren

*) Ein Stein von vorzüglicher Güte und, wie General Baggessen bemerkt, vorzüglich für den Festungsbau geeignet, da er im Wasser nicht zerfällt.

von Kohlenausscheidungen entdeckt, aber jetzt sind versteinerte Tangarten, Fucoiden gefunden.

Oerstedt und seine Gefährten fanden in Begleitung des Sandsteins eine mehr zusammengesetzte Bildung, in der Quarz durchaus keine überwiegende Rolle spielte und nannten sie Grauwakke und Grauwakkenschiefer. Sie betrachteten dieselbe als einen Uebergang vom Sandstein zum Thonschiefer und Forchhammer nennt sie jetzt „grüne Schieferbildung." Eine verwandte Bildung (deren Hauptmasse körnig-schiefrig ist, häufig von dicken Talkspath- und Schwefelkies-Adern durchzogen und hie und da mit kleinen Nieren von Kalkstein) wird von ihm die Thonschieferformation genannt. Ihr Terrain nimmt über eine Viertel Quadratmeile ein und theilt die Ebenheit und Fruchtbarkeit des Bodens mit dem Thonschieferterrain. Nur bei dem Rispeberg erreicht sie eine bedeutendere Höhe über das Meer (171 dänische Fuss). Ausser dem Thonschiefer als der Hauptmasse, enthält dieses Terrain Hvaeseskifer (Wetzschiefer), Alaunschiefer und einen Uebergang zwischen Thon und Alaunschiefer, Kalkstein und Kieselschiefer. Allein in dieser Formation unter denen des Uebergangs kommen auch Versteinerungen in Menge vor, von denen ausgezeichnete Exemplare sich in der Sammlung der Copenhagener Universität befinden. In den Kalknieren, die in dem Thonschiefer vorkommen, finden sich auch in schmalen Adern kleine, nach allen Seiten krystallisirte Bergkrystalle mit Kalkspath, Schwerspath, Blende und Schwefelkies. Diese schon von Plinius erwähnten Bergkrystalle sind unter dem Namen „Bornholmer Diamanten" bekannt geworden. Friedrich des fünften Gemahlin, Königin Luise, trug eine prächtige Busennadel von solchen bornholmischen Diamanten, und es wird versichert, dass sie von den „ausländischen" Diamanten nicht zu unterscheiden gewesen wären. Ende des vorigen Jahrhunderts hatte ein Hofsteinhauermeister eine völlige Schleiferei auf Bornholm. Aber der Absatz dieser Steine scheint nicht bedeutend gewesen zu

sein. Jedoch wurden 1792 im Ganzen 1080 Stück zum Preise von — 24 Schillingen bis 4 Thalern verkauft, je nach der Grösse und der wohlgeglückten Schleifung.

Ueber die Kohlenformation hat Forchhammer eine werthvolle Monographie geschrieben, und das Resultat der neuesten Forschungen und Untersuchungen ist bald zu erwarten. Wir schränken uns daher hier auf wenige Mittheilungen ein. Die Kohlengegend befindet sich zwischen Hasle und der südöstlich von Rönne liegenden Mühle Stampen, der einzigen grössern Wassermühle auf Bornholm. Zwischen Blykoppeaaen und Hasle fanden Oerstedt und seine Gefährten vier sogenannte Systeme, von denen das nördlichste mit sieben Steinkohlflötzen gegen Südwest, das nächste mit drei Flötzen gegen Süd, das dritte mit acht Flötzen gegen Südost und das vierte mit neun Flötzen gegen Nordnordost fiel. Südlich von Rönne beim Auslauf vom Ormeflüsschen fand sich ein System von vier Flötzen mit südöstlichem Fall, noch südlicher ein zweites von zwölf Flötzen mit östlichem und weiterhin endlich zwei Flötze mit einem Falle nach Südosten. Merkwürdigerweise enthalten die Versteinerungen in der Kohlenformation Landpflanzen aber Seethiere, woraus Forchhammer schliesst, dass diese Kohlenformation in einer Meeresbucht vor sich ging und die Vermuthung ausspricht, dass die bornholmer Ur- und Uebergangsgebirge schon damals festes Land waren. Die bornholmer Kohle gehört der ältesten Abtheilung der Juraformation an. Thaarup in seiner Beschreibung Bornholms giebt eine interessante Geschichte der Ausbeutung der Kohlenlagen, welche merkwürdige Zeugnisse von der Schwerfälligkeit des bornholmer Unternehmungsgeistes in der Ausbeutung dieser Schätze liefert. Man wird in Zukunft hierüber wohl mehr Erfreuliches zu sagen haben.

In Bezug auf die Kreideformation sei als eigenthümlich für Bornholm bemerkt, dass Grünsand und graue Kreide nur hier und nicht in anderen dänischen Landestheilen und

zwar in der kleinen Bergkette vorkommt, die von Stampeaaen bis Arnager führt und in einer bei dem Brunnengraben im Nykerdistrikt aufgefundenen Bildung. Diese Formationen enthalten eine Masse höchst interessanter Versteinerungen, von denen sich schöne Exemplare bei der Copenhagener Universität vorfinden. Die eigentliche Kreide, deren Vorrathskammer für Dänemark Stevensklint ist, findet sich nicht auf Bornholm.

Aber hier gedenken wir die geognostischen Mittheilungen zu schliessen, denn wir möchten, dem früher von dem genannten Naturforscher selbst Gegebenen weiter folgend, doch mit seinen eigenen jüngst erreichten Resultaten in Widerspruch gerathen. Es sei daher nur noch erwähnt, dass Bornholm alle anderen dänischen Provinzen durch seinen Reichthum an guten Thonarten übertrifft — dass es einen zur Alaunfabrikation sehr geeigneten aber nicht benutzten Alaunschiefer — einen zur Cementfabrikation vortrefflichen und hierzu mit dem sich gleichfalls findenden Eisenstein auch benutzten Kalkstein besitzt, und dass dieser Kalkstein, mit Schiefer durchdrungen, den gewöhnlich dunkelblauen, zuweilen aber sehr schönen schwarzen Marmor liefert, von dem mehre bornholmer Kirchen gebaut sind. Endlich wollen wir nicht vergessen, dass die von Schweden bekannten Frictions-Streifen, die in den neuesten geognostischen Untersuchungen so oft besprochen sind, auch auf den Klippen des bornholmer Urgebirges in grosser Anzahl zu sehen sind.

Der Botaniker, der Zoolog wie der Geognost werden also auf Bornholm eine reiche Ausbeute für ihre Studien finden, und die Bornholmer selbst können sich nicht über einen Mangel an Stoff, Material und Gelegenheit beklagen, wenn sie nicht einen grösseren Gewinn aus den Schätzen der Erde ziehen als es heute der Fall ist. Aber dass man, auch ohne Bo-

taniker, Zoolog und Geognost zu sein, auf **Bornholm** viele genussreiche Tage verleben kann, davon hat dieses Buch, hoffe ich, hinreichendes Zeugniss abgelegt, und es soll den Verfasser freuen, wenn es dazu beitrüge, nicht allein viele **Dänen** zu veranlassen, diese so höchst eigenthümliche und interessante Provinz ihres Vaterlandes näher kennen zu lernen, sondern auch die Aufmerksamkeit von Reisenden aus grösserer Ferne und namentlich aus meinem Vaterlande der merkwürdigen Insel zuzuwenden.

Am folgenden Morgen um sechs Uhr noch zum Bord des Schiffes von meinem treuen Wirth und Begleiter gebracht und von seinen Freunden mit einem „Farewell" begrüsst, verliess ich auf dem „Skirner" die Insel, die nach wenigen Stunden im Meere verschwand. Aber die dankbaren Erinnerungen an sie und ihre Bewohner werden bei mir nicht verschwinden. Schon nach zwölfstündiger, im Anfang etwas unruhiger Fahrt, lief der „Skirner" wieder glücklich in **Copenhagen** ein, und so gern ich noch den freundlichen Leser, der mich geduldig bis hierher begleitet hat, von dieser interessanten Stadt Vieles erzählen möchte, so bleibt mir doch für jetzt nichts übrig, als auch ihm Dank und ein herzliches „Farewell" zu sagen.

Dr. SÖREN KIERKEGAARD

WIDER DIE DÄNISCHE STAATSKIRCHE

MIT

EINEM HINBLICK AUF PREUSSEN.

Die Hochmesse, wie in Dänemark der Morgen-Gottesdienst auch in den lutherischen Kirchen genannt wird, war am 24. Sonntage nach Trinitatis (18. Nov. 1855) bereits lange beendet und der Aftensang (Abendgesang, Nachmittag-Gottesdienst) hatte noch nicht begonnen, als sich in der schönen mit Thorwaldsen's christlichen Meisterwerken geschmückte Frauenkirche eine unabsehbare Menschenmasse versammelte. Man sah Angehörige aus allen Klassen der Bevölkerung, Militair und Civil, Männer und Frauen, aber der grösste Theil der Versammlung gehörte sicher dem kleinen Bürgerstande an. Vor dem Altar stand ein einfacher Sarg — an ihm der Probst der Frauenkirche und Königlicher Confessionarius Tryde und ein zweiter Geistlicher, der Doctor der Theologie Kierkegaard (zu deutsch Kirchhof), ein Landpfarrer, der gekommen war, um an dem Sarge seines Bruders, des Dr. Sören Kierkegaard, eine Leichenrede zu halten. Als sie beendet, folgten die Geistlichen mit einem grossen Theile der eben Versammelten nach dem Kirchhofe, wo der Königliche Confessionar die Jordpaakastelse (den Beiwurf der Erde) verrichtete und die üblichen Gebete sprach. Am Schlusse dieses kirchlichen Aktes erhob einer der nahe Verwandten des Dahingeschiedenen, ein junger Kandidat der Medicin, an dem Grabe selbst — wie er sagte im Sinne und Geiste des Begrabenen — einen feier-

lichen Protest dagegen, dass die officielle Staatskirche, welche der Heimgegangene bis zu seinem Tode unermüdlich bekämpft, ihn durch ihre unerwünschten Segnungen bis zu seiner letzten Ruhestätte verfolgt habe! So sehr man dieses Hervordrängen und Auftreten des jungen Mannes auch missbilligen mochte und musste — die Thatsache selbst, der feierliche Leichengottesdienst und die volkskirchliche Einsegnung auf dem Friedhofe, mussten ungemein auffällig erscheinen, ja der Behauptung des Verstorbenen, dass es der dänischen Geistlichkeit nur auf die äussere Angehörigkeit zur Kirche, nur auf die äusseren Handlungen, nur auf die Namen-Christen ankomme, ein erneutes und erhöhtes Gewicht geben.*) Denn was hatte überhaupt eine so seltene und allgemeine Theilnahme an diesem Tode hervorgerufen? Kierkegaard gehörte nicht zu den Männern, die in dem letzten Decennium durch ihre politische Thätigkeit und Stellung in Dänemark eine Rolle gespielt, Aufsehen oder gar Popularität sich erworben hatten. Um Politik hat er sich überhaupt nie gekümmert. Er war, was Staat und Gesellschaft betrifft, ein unbedingter Anhänger der Autorität und hatte, wie er selbst erzählt, eine solche Ehrfurcht vor Königlichen Bestallungen auf weltlichem Gebiete, dass er von seinen Freunden um deswillen verspottet wurde. Auch seine früheren Schriften, ästhetischen, philosophischen und religiösen Inhalts — Schriften, denen ein reicher geistiger Gehalt, eine feine, zuweilen dämonische Dialektik nicht abzusprechen ist — waren weder in Inhalt noch Form geeignet, von dem grösseren Theile des Publikums gelesen und verstanden zu werden, geschweige des Autors Namen populär zu machen. Kierkegaard war im

*) Wie man sagt, rechtfertigt der Herr Confessionarius das von ihm beobachtete Verfahren dadurch, dass er nur auf den ausdrücklichen Wunsch der Verwandten des Verstorbenen der Leiche die letzte kirchliche Ehre erwiesen, was er nach den Gesetzen nicht habe ablehnen können, da Dr. S. Kierkegaard formell aus der Kirche nicht ausgetreten sei.

Besitze ausreichenden Vermögens, um ein öffentliches Amt entbehren zu können, in seinem äusseren Erscheinen fast cynisch, unverheirathet, in der letzteren Zeit wenigstens ohne Neigung für alles weltliche Vergnügen und irdischen Genuss. Viele behaupten, dass Dr. Kierkegaard auch sehr wohlthätig gewesen sei. Indessen haben Personen, welche diese Eigenschaft festzustellen suchten, bisher Niemanden gefunden, dem er wirklich eine Wohlthat erwiesen, aber Viele, denen er die geringfügigsten Dienstleistungen barsch abgeschlagen. Erst vom Mai des verflossenen Jahres an war sein Name in Aller Mund gekommen. Es war der Kampf gegen die dänische Staatskirche und ihre Vertreter, ein mit ungewöhnlicher Schärfe und Ausdauer geführter Angriff gegen die Königlich dänische Geistlichkeit, die ihn plötzlich zu einem so „populären" Manne gemacht hatte, wie es die politischen Grössen Dänemark's längst nicht mehr waren. Da befiel ihn plötzlich eine Lähmung der unteren Extremitäten. Er liess sich zur besseren Pflege in das Hospital bringen. Dort erklärte er: „Ich werde sterben und bin dazu bereit. Ich habe gesagt, was ich zu sagen gehabt, meine Mission ist vollendet." Nur wenige Tage darauf starb er wirklich bei vollem Bewusstsein, ohne Widerruf, ohne Reue, ohne Geistlichen und Abendmahl. Gewiss athmete die Brust nicht weniger Geistlichen in Dänemark bei der Nachricht von diesem Tode wieder freier, aber es ist noch gewisser, dass die Theilnahme, die seine Schriften hervorgerufen, mit seinem Tode nicht erloschen ist, dass ihre guten und bösen Wirkungen fortdauern, und dass der Name Kierkegaard's in der Geschichte der Entwickelung des dänischen kirchlichen Lebens nicht vergessen sein wird. Die Kenntniss des Inhaltes dieser kleinen Schriften, die erst in dem Faedrelandet, später in einer Reihe, unter dem Titel „Öieblicket" (Augenblicke Nr. 1 bis 9.) erschienener Pamphlete verbreitet wurden, ist aber nicht allein für die Kenntniss des gegenwärtigen und das Urtheil für die zukünftige Entwickelung däni-

schen geistlichen Lebens von grossem Interesse — sondern auch für alle Diejenigen auch ausserhalb Dänemark's, die eine lebendige Theilnahme für religiöse und kirchliche Fragen fühlen. Wie die Gläubigen des „Buchstabens" sich mit Kierkegaard zurecht setzen wollen, das ist ihre Sache. Wären sie consequent und ehrlich, sie müssten dem Wahrheitszeugen unbedingt und überall Recht geben — aber sie werden schon wissen, den unbequemen Buchstaben mit den bequemen „bestehenden Verhältnissen" in den rechten Einklang zu bringen oder sich mit der Bemerkung trösten, dass es ja die Unkirchlichen und Ungläubigen gewesen seien, die dem Treiben des Verstorbenen den meisten Beifall geschenkt! Diejenigen aber, die zwar dem Buchstaben seine Bedeutung lassen, aber von dem Geiste das Leben erwarten, werden zwar mit uns die Verwechselungen beklagen, deren sich Kierkegaard zwischen realem und idealem Leben schuldig macht, und das aus ihr kommende Missverständniss der Aufgabe des menschlichen Lebens — die Unklarheit, in welcher er die Nothwendigkeit und Wirklichkeit stufenweiser Entwickelung übersieht und mit der er auch einem Knaben absprechen könnte, dass er ein Mensch sei, weil er noch kein Mann ist — die Uebertreibungen endlich, von denen seine Darstellung nicht freizusprechen ist. Sie werden vor Allem mit uns jenen Hauch der göttlichen Liebe zu den Menschen schmerzlich vermissen, der bei aller Schärfe des Geistes die apostolischen Schriften überall durchweht, und der ihnen eine tiefe, bleibende Wirkung auf die Umbildung des ganzen Menschen- und Volkslebens zu verleihen im Stande war und ist. Aber nichtsdestoweniger werden sie auch mit uns den bedeutungsvollen und tiefen Wahrheiten in Kierkegaard's Auslassungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie jedenfalls zu den „Zeichen der Zeit" zählen, an denen der Christ nicht gleichgültig vorübergehen darf. Die letzte äusserliche Veranlassung zu den Angriffen war geringfügig genug. Der zeitige Bischof von Seeland, Dr. Martensen,

hatte seinen kürzlich verstorbenen Vorgänger Mynster in der Parentation einen „Wahrheitszeugen" (Sandhedsvidne) genannt. An dieser Bezeichnung nahm Kierkegaard einen Anstoss. Er bestritt öffentlich dem verstorbenen Bischof das Recht dieser Bezeichnung, weil in ihm nicht die evangelische Wahrheit einen Zeugen, sondern nur der lockere, unwahre und unhaltbare Zustand der „Volkskirche" und des Lebens in ihr einen Ausdruck und eine Stütze gefunden habe. Mynster, ausgezeichnet als Theologe, wie als Kanzelredner und Seelsorger, hatte in einem langen Leben sich viele Liebe und aufrichtige Anhänglichkeit erworben. Hunderte von Predigern waren von ihm nicht allein geweiht, sondern verdankten ihm auch einen guten Theil ihrer theologischen Ausbildung. Tausende von Christen waren von ihm getauft, eingesegnet, getraut und begraben. Diese langjährigen Beziehungen zur Geistlichkeit, wie insonderheit zu den Bewohnern Copenhagen's hatten den seltenen, durch geistige Begabung wie Milde des Charakters gleich ausgezeichneten Mann zum Gegenstande allgemeiner Verehrung, seinen Tod zu demjenigen aufrichtigster Theilnahme gemacht. Kein Wunder, dass jener Angriff Kierkegaard's auf den Verstorbenen, mit dem er bei Lebzeiten noch dazu in freundlichen Verhältnissen gestanden hatte, im Ganzen und Grossen einen sehr widrigen Eindruck machte. Hätten sich die Geistlichen hiermit begnügt — so wäre der gehässige Angriff bald spurlos vorüber gegangen. Aber sie fielen mit grosser Bitterkeit über den Angreifer her und riefen dadurch eine Macht in den Kampf, die sie Kierkegaard nicht zugetraut hatten, und der sie selbst nicht gewachsen waren. Kierkegaard wies zunächst den Vorwurf der Impietät gegen einen Verstorbenen mit Energie zurück. Hier und mir, sagte er, gilt es mehr als Pflichten unter den Menschen. Es ist die Frage, was wir Gott schuldig sind. Somit trat er denn in die Schranken gegen das „officielle Christenthum". Hatte sein erster Angriff gegen Mynster hier Entrüstung, dort Gleichgül-

tigkeit und vielleicht nur an wenigen Stellen eine stille Zustimmung gefunden, so fanden diese Angriffe bald eine allgemeine Theilnahme weit über Copenhagen hinaus. Wir geben zunächst hier eine vollständige und getreue Darstellung*) des Inhalts jener Streitschriften und haben wohl nicht nöthig, den Leser nochmals darauf aufmerksam zu machen, dass in dem ganzen folgenden Abschnitte nicht der Verfasser dieses Buches, sondern Sören Kierkegaard, spricht.

*) Nach der in nur sehr wenigen Exemplaren verbreiteten deutschen conservativen „Copenhagener Zeitung," deren Aufsätze über kirchliche Zustände in Dänemark mit Sachkenntniss und sittlichem Ernste geschrieben sind, obwohl ihre politischen Artikel, bei sehr vielem Richtigen im Einzelnen, doch Niemanden zu einer unbefangenen Vorstellung dänischen Lebens kommen lassen möchten.

Der Charakter, die Krankheit unserer Zeit, sagt Kierkegaard am 24. Mai 1855, ist Mangel an Charakter, Halbheit. Man ist Alles bis auf einen gewissen Grad. In diesem Zustande der Schlaffheit und Lauheit thut das Entscheidende und Entschiedene am meisten Noth. Gehen die Leute wieder bis zu einem gewissen Grade auf meine Ansichten ein, so ist Alles verloren. Wie ein Raubthier muss ich mich auf die Lauer legen, mit List und Kraft vereint den rechten Augenblick abwarten und mich zum entscheidenden Stosse und Sprunge rüsten. Der Angriff auf den seligen Bischof (schreibt er Juni) war nur ein Mittel, die christlichen Declamatoren sicher zu machen. Mit dem, meinten sie, haben wir leichtes Spiel. Da nahm ich unversehens Gottes Wort zur Hand, fragend, was sie dazu sagten. Und sie verstummten.

Das officielle Christenthum ist im Laufe der Zeiten das Gegentheil von dem Christenthume des Evangeliums geworden. Der officielle Gottesdienst ist im christlichen Sinne ein Falsum, eine Betrügerei. Die Theilnahme an demselben ist ein Akt, durch welchen man Gott zum Besten hat. Enthältst du dich dieser Theilnahme, so hast du wenigstens eine Sünde weniger auf dem Herzen. Die Frage, wie lange diese Lüge dauern soll, muss zur Entscheidung kommen. Das Temporisiren hilft nicht. Die Geistlichkeit muss das Unhaltbare des Widerspruches fühlen. Das Princip, „die Dinge man eben gehen zu lassen, es hält dann wohl so lange wie wir selbst," taugt nichts. Der vorige Bischof (Mynster) hat, indem er die Unwahrheiten in Religionssachen in System brachte, die Entscheidung nothwendig gemacht. Der jetzige Bischof (Martensen) ist ein Pfuscher, der mit seinem Flickwerk den Riss nicht heilen kann. Es frägt sich nur, ob der Staat das officielle Pseudo-Christenthum mit juristischen Mitteln schützen will. Dann kann ich nichts ausrichten, denn zu Volksbewegungen kann ich mich nicht hergeben. Da ich aber ganz allein stehe,

tausend Predigern und ihrem Anhange gegenüber, so kann der Staat diese unermessliche äussere Uebermacht sich unbedenklich selbst vertheidigen lassen. Unruhestifter bin ich nicht, und da ich mich praktisch an keinem bestehenden Institute vergreife, kann der Cultusminister mich ruhig gewähren lassen. Wir leben allerdings in einem christlichen Galimathias. Aber die jetzigen Geistlichen haben den sinnlosen Wirrwarr nicht hervorgebracht. Es ist unser Aller Schuld, wenn wir die Dinge so fortbestehen lassen. Ich selbst will ja nur ein Opfer sein für ein Geschlecht, welches Ideale für Narrentheidung, das Irdische und Zeitliche für den rechten Ernst ansieht, — für ein Geschlecht, welches durch weltliche Klugheit, in der Gestalt christlicher Erbauung, schändlich demoralisirt ist. (S. K. „Dies soll gesagt werden; so werde es denn gesagt." Mai 1855.)

Das Werk des Staats ist es, dass das wahre Christenthum, so weit thunlich, unmöglich gemacht ist. Gesetzt, der Staat stellte tausend Beamte an, deren Familienbestehen davon abhängig gemacht würde, dass sie das Christenthum verhinderten, so wäre dies schon ein ganz leidlicher Versuch in dieser behindernden Richtung. Dieser Versuch wäre indess weniger gefährlich, als wenn diese Beamten zum Schein angestellt würden, das Christenthum zu verkündigen, sie aber materiell und pecuniär angewiesen würden es dahin zu bringen, a) dass die Menschen in ihrem Umkreise sich sämmtlich Christen nennen, es aber b) dabei sein Bewenden behält, so dass sie auch nicht einmal erfahren, was Christenthum in Wahrheit ist. So wird denn, obgleich es mit dem wahren Christenthum dieser Lehrer selbst sehr misslich steht und es dem Evangelium nach schon sehr schwer ist, einen einzelnen Menschen zum wahren Christen zu machen, das grosse Experiment ausgeführt, Christen Millionenweise auf die leichteste Weise, alle von derselben Bonität, hervorzubringen. Die Geistlichen sind offenbar dabei interessirt, dass Alle, ohne Unterschied, Namen-Christen sind, und dass es dabei bleibt. Sonst geriethe ihre ganze christliche Maschinerie oder Fabrik in's Stocken. In diese Verfinsterung der wahren Begriffe muss Licht gebracht werden. Die Leute müssen gewahr werden, was Christenthum ist, womit aber der Stand und sein schönes Einkommen in Gefahr geräth. Denn wer wird sich dann mehr um das Namen-Christenthum und um die Beamten kümmern, die nur für dieses wirken. Daher war es sehr unvorsichtig von dem Bischof, dass er von Wahrheitszeugen redete. Er riskirt ja, dass man ihn und seine Geistlichen als Wahrheitszeugen ohne Pension entlässt und den ganzen Finanzstaat der Kirche, als nicht für Wahrheitszeugen sich gehörend, streicht.

Giebt es wohl einen unter diesen costümirten geistlichen Declamatoren, der auch nur im geringsten Collisionsfall die Rechenschaft in der Ewigkeit, über welche er seine Gemeinde unterhält, als eine

Realität gelten liesse, wenn etwa ein reeller Vortheil, Gunst, Geld, Beförderung auf dem Spiele stände? Der eine Declamator tritt ab, sein Nachfolger, ein neuer Declamator, tritt auf und salbt seinen Vorgänger als Wahrheits-Märtyrer. Und welch ein Zetergeschrei, wenn ein Unbefangener ruhig hintritt und bemerkt: Lasst uns Gott nicht spotten, von Wahrheitszeugen darf hier keine Rede sein. Wenn solche Heuchelei nicht als ein Brechmittel wirkt, so ist der Geschmack verdorben. Wenn ich einen Heiden zum Christen machen will, so ist das Verfahren leicht geregelt. Nun aber will ich das Christenthum den Millionen verkünden, die da sagen: wir sind ja schon Christen. Hier wird die Sache schwierig. Hier muss eine Illusion, ein Selbstbetrug erst entfernt werden. Nun ist aber dieser in Selbstbetrug beruhende Zustand vom Staate patronisirt. Er hat 1000 Beamte angestellt, die diesen Zustand zu erhalten gagirt sind. Der Staat ist so gütig den Herrn Gott und sein Christenthum in seinen gnädigen Schutz zu nehmen. Die officielle Illusion nennt er: Staatskirche. Die christlichen Prediger werden weltliche Diener, sind parvenirende, carrieremachende, nach Titel, Land und Rang, besonders nach Geld strebende Beamte. Können und dürfen diese den Leuten merken lassen, dass Christenthum etwas ganz Anderes ist? Sie müssten sodann ja ihren Schatz, ihren Weg aufgeben.

Hier wird es also Aufgabe des Staats, der Bewirkung des Selbstbetrugs zu entsagen und seine Einmischung, sein unhaltbares Patronat aufzugeben.

Es scheint aber, dass der Staat es für seine Pflicht hält, wie er für Wege, Wasser, Sicherheit, Pflaster sorgt, auch die ewige Seligkeit den Leuten preiswürdig und bequem zugänglich machen. Geld wird es freilich kosten. Aber indem es fabrikmässig, mit 1000 Beamten betrieben wird, so ist die Einrichtung dennoch preisbillig.

Nun findet es sich aber, dass das Ewige durchaus nicht Gegenstand solcher comfortablen Bewirthschaftung sein kann. Man vermag es *nur auf eine Weise* zu erreichen, ja, dadurch unterscheidet es sich gerade von *allen* anderen Dingen, dass es nur auf *eine* Weise erlangt werden kann. So geht denn der wohlarrangirte kirchliche Staatscomfort in Erreichnug des Ewigen ganz verloren und hilft nicht über die Schwierigkeit. Ihr Geistlichen und Kanzleiräthe, ihr Collegien und andere Räthe richtet mit eurer grossartigen Schreiberei nichts aus. Das Problem bleibt gerade auf dem Punkte, wo der Herr es hingestellt hat. Eure Erleichterungen, eure Empfehlungen, eure Tauf-Atteste haben zu nichts geführt. Der profane Gedanke aber, dass hier etwas zu thun sei, dass Gott und seine Kirche würdige Gegenstände für die Protection des Staats seien, geht von der falschen Geistlichkeit aus.

Indem der Staat das Christenthum zu protegiren sich unternimmt,

macht er sich lächerlich. Gold, Rang und Güter kann er spenden, das Christenthum lebt aber in der Entsagung irdischer Güter. Der Staat protegirt die Geistlichen; dem Christenthum thut es gerade Noth, diese Schlingpflanzen, die die Religion in eine Sache des Mammons verkehrt haben, los zu werden. Käme der Herr wieder auf Erden, oder einer seiner Apostel, müsste er wohl mit vielen Reverenzen sich die Protection der hohen Herrschaften erschmeicheln. Es ist aber gerade umgekehrt. Der wahre Christ wird verhasst, verhöhnt, verfolgt. Für die Namen-Christen ist Weg und Pforte weit und breit genug. Es hilft kein Protestiren, dass man ja kein Christ sei; man muss ein Christ sein und dafür bezahlen. Er aber, der Verfolgte, war ausnahmsweise ein Christ. Deshalb wird er nicht protegirt von denen, die das Christenthum in Schutz zu nehmen sich rühmen. Es hat aber eine gewisse negative Lauigkeit und Mittelmässigkeit überhand genommen. Das Evangelium zieht wider die Heuchler und Ungläubigen zu Felde. Die indifferenten Dummköpfe lässt es unbeachtet. Nun hat sich das unübersehliche Bataillon der Differenten zusammengerottet. Heuchler und Ketzer sind wir nicht, sagen sie; also sind wir die rechten Christen, die Rechtgläubigen, und sie haben keine Ahnung davon, wie tief sie noch unter den Heuchlern stehen. Dies sind also die nächsten Wahrheitszeugen, die sich als Kirche Gottes spreizen. Gegen diesen Zustand tonloser Geschmacklosigkeit ziehe ich zu Felde, damit das Ideal und die Wahrheit nicht darin zu Grunde geht.

Die Geistlichen, welche als Hauptmänner jener unübersehlichen lauen Masse agiren, machen sich selbst, demnächst aber insbesondere den Herrn selbst lächerlich. Das Evangelium lehrt ausdrücklich, schmal sei der Weg und eng die Pforte; schwer sei es, ihn zu wandern. Himmel und Hölle werden in Bewegung gesetzt, das ferne Ziel zu erreichen und um das Unmögliche dennoch möglich zu machen. Alles das soll aber gar nicht mehr passen. Nichts ist jetzt leichter, als die kostbare Seligkeit zu erlangen. Der liebe Gott hat sich sonderbar getäuscht und nicht vorgesehen, wie schlau die Menschen sein würden, sich gemächlich einzurichten. Du wirst getauft und deine Eltern zahlen; du wirst christlich begraben und die Erben zahlen und du bist als Christ mit allen den anderen in den Himmel eingegangen. Diese zahlende, der Seligkeit gewisse Christenheit ist aber eine Gottesbespottung, geistloser als irgend ein Heidenthum. Das Evangelium wird dabei ein veraltetes, mit dem heutigen Christenthum in Widerspruch stehendes Curiosum und wird auch oft geradezu in die Rumpelkammer geworfen. Die fabelhaften Schwierigkeiten der Seligkeit werden gleichsam Geschichten von Räubern in fernen Landen, von denen man gemüthlich beim Kaffee liest. Wie konnte doch der weise Gott ein so närrisches, unanwendbares Evangelium als Wahrheit in

die Welt schicken? Oder verhielt es sich anders. So wäre die Menschheit einer Masse von Betrügern zu vergleichen, die das Evangelium umgekehrt und ein Christenthum zugerichtet haben, welches nicht zu Gottes Wort passte. So ist es. Man hat eine Lehre von der Entsagung und Menschenliebe Geistlichen in die Hände gegeben, um damit im Interesse ihres Standes zu wirthschaften. Selbst müssen sie aber ja vor allem Mangel, vor aller Veranlassung, sich etwas zu versagen, bewahrt werden. Auf diesen ernsten Nonsens hat man unendliche Summen, Mühe und Opfer, Blut und Verfolgung verwendet. Die Welt steht an sich in schneidendem Gegensatz zum Christenthum. Mache dieses weltlich oder bilde der Welt ein, dass sie christlich sei, so hört das wahre Christenthum mit dem Widerspruch auf. Christenthum ist und bleibt aber eine verewigte alte Erscheinung. Eine Menge Christen ist schon ein Widerspruch. Die grossen Bekehrer mit dem Schwert haben nichts weniger als Christen gemacht. Die Zahlen, die Namen, die Massen sollen es gerade verbergen, dass es keine Christen giebt, dass man kein Christenthum will. Die Verkehrtheit der Staatstheologie wird evident, wenn man sieht, wie die jungen Menschen verlockt werden, die Güter der Welt hauptsächlich zu erstreben, indem sie sich zu Geistlichen heranbilden. Der dornenvolle Pfad des entsagenden Lehrers wird anlockend genug gemacht. Aber der christliche Charakter geht dabei zu Grunde. Dann lässt der Staat den Geistlichen einen Eid auf das Evangelium schwören, also auf ein Reich, welches nicht von dieser Welt ist, ja welches in Widerspruch mit den weltlichen Verhältnissen steht. Ist dies nicht ein schreiender Widerspruch? Tritt dieser nicht gleich, sprengend und zernichtend hervor, wenn der Geistliche Ernst aus der Sache macht? das weltliche Regiment und das geistliche Ideal sind unvereinbar. In Gottes Reiche ist Alles göttlich, was sollen wir da mit tausend vom Staate autorisirten wohlbestallten Lichtern des Evangeliums und Richtern über das geistige Leben machen? — sie sind ein Widerspruch. Das Staatspatent ist ein Pass, den der Spitzbube am besten zu gebrauchen weiss. Für den Apostel ist solches Staatsbreve ein Hohn und wenig empfehlend. Würde das Christenthum eine wirkliche Angelegenheit von Individuen, die das Christenthum erstreben wollten, so würden die Geistlichen bald überflüssig, wenigstens sehr reducirt werden. Wenige von den tausend würden überhaupt tauglich sein. Diese tausend sind aber hauptsächlich an dem Fortbestehen des alten Schlendrians interessirt. Sie dulden also nicht, dass daran gerührt werde, und das Volk lässt sie gewähren aus Gemächlichkeit und Lauheit. Das gedankenlose Volk sieht schwerlich ein, dass die ganze Frage von der Kirche und den Geistlichen eine blosse weltliche Geldfrage ist. Gebt ihnen lieber das Geld gleich und lasst sie ihre Leiber mästen, eure Gewissen aber

aus dem Spiele lassen. Dann könnt ihr euch vorsehen, ob Ihr die Seligkeit wirklich wollt und wie sie zu erlangen ist. Die Geistlichen selbst begreifen es wohl, aber sie thun wie der böse Schuldner, der gern sein Geld in der Tasche behalten will. Er versucht es erst, eine Miene zu machen, als ob er die Mahnung gar nicht gehört habe. So werden sie versuchen zu schweigen, wenn ich ihnen in's Gewissen rede. Damit ist die Sache aber nicht abgethan.

Es verhält sich mit dem Christenthum wie mit der Poesie. Willst du sicher sein, dass du mit schlechter Poesie bedient wirst, so schaffe eine Anzahl Poetenbedienungen für echte Dichter. Mache ein Lebensbrod, eine Karriere daraus. Die am wenigsten von der Dichtung wissen, werden bald Pröbste und Bischöfe im Fache der Poesie werden.

Also wisse man, dass wir übler daran sind als die Heiden. Diese können doch Christen werden. Bei uns ist es aber so eingerichtet, dass der Weg zur Wahrheit durch einen grossartigen Sinnenbetrug, durch die Selbsteinbildung des bereits errichteten vollkommenen Christenthums ganz unzugänglich und praktikabel gemacht ist. Die grosse Illusion darf man nicht hinwegnehmen, anathema esto.

Wie sucht man nun diesen furchtbaren Zustand durch allerhand Palliativ zu verstecken.? Darüber ist man zwar einig, dass es mit den religiösen Zuständen eine sehr jämmerliche Bewandniss habe. Der eine schlägt ein neues Gesangbuch, der andere eine veränderte Liturgie, einen mehr poetischen Kultus, Extrapredigten in illuminirten Kirchen, gute Musik oder kleine Betconventikel, Concessionen an Andersgläubige u. dgl. m. vor. Was kann dies Alles helfen? Der Fehler liegt im ganzen Staatskirchenbau. Jagt die Königlich autorisirten Quacksalber weg, macht die betrügerischen Seligkeitsboutiquen, die einzigen, die der Staat am Sabbath offen stellt, zu. Lasst uns Gott wieder in Einfalt und Einfachheit anbeten. Die gagirten Apostel können doch nicht helfen. Errettet das Christenthum von dem selbstklugen, salbadernden Staatseinfluss. Wir bedürfen der frischen Luft und der unmittelbaren Leitung Gottes. Wir leiden an einer geistigen Ueberladung. Die vielen Schüsseln, zugerichtet von schwarzen Köchen, können uns nicht helfen. Wir bedürfen der Freiheit für das geistige Leben. Die geistlichen Schnürbrüste und Daumschrauben müssen weggeworfen werden. Diese geistlichen Comedonen und Parasiten, die die geistige Verdauung hemmen, müssen fort. Da sie offenbar von dem Christenthum des Evangeliums nichts wissen, so ist ihre Bestallung geradezu ein Patent für Wölfe um Schäfer zu werden. Mögen sie ihr Christenthum immerhin wie ein Trinklied ableiern. In den Ess- und Trinkstuben gehören sie am füglichsten zu Hause, im Tempel Gottes nicht. Kann man, wenn man die menschliche Schwäche kennt, die für wirklichen Profit Alles thut,

daran zweifeln, dass man mit einer Karriere von tausend Brodstellen und anderen Lockungen jede Art von Religion zur herrschenden machen kann? Und obendrein die Aussicht, seine Line oder Jette als Frau Pfarrerin heimführen zu können! Es ist unwiderstehlich, selbst bei dem grössten Triebe, Christ zu werden. Denn die Jule lässt dir keine Ruhe. Mach' es wie die andern, sagt sie, und lass die Skrupel fahren. Für die Prediger ist diese Vorstellung von der Seligkeit und der Hölle eine sinnreiche Erfindung. Es lässt sich viel Geld damit machen. Man dient sich selbst und verräth das Christenthum. Judas konnte es nicht besser machen. Wer dies bedenkt, wird sich leicht überzeugen, dass die wahren Verbrechen in diesem Leben nicht bestraft werden. Judas würde bestimmt Commandeur oder Grosskreuz werden.

Das officielle Christenthum ist eine dem menschlichen Eigenwillen also angepasste Lehre, dass sie die Menschen direkt anspricht. Das evangelische Christenthum spricht nicht an. Es sagt geradezu, dass es den Menschen ein Aergerniss sein müsse. Er muss wollen, was er nicht will und dem Eigenwillen entsagen. Indem die Geistlichkeit, die Welt sich bewogen zu machen, die Sache umkehrt, schafft sie Millionen contribuirende Seelen in ihre Kirche, die aber erst jenseits erfahren, dass die weltliche Kirche sie um den Himmel betrogen und der Hölle verkauft hat. Dies ist die ächte Seelenverkäuferei. Die Holländer verkauften die Leiber und nannten dies uneigentlich Seelenverkauf. Der officielle, vom Staate patronisirte Priester ist der wahre Seelenverkäufer.

In der officiellen Kirche ist Alles Formular. Der liebe Gott wird sich um die officielle Kirche nicht mehr kümmern, als das Mädchen, dem der Freier ein copirtes Liebesformular zustellt, Liebe empfinden kann. Wie geht es zu, dass die Hirtenbriefe und befohlenen Fürbitten nicht allein keinen Eindruck machen, sondern dass man so flau dabei wird, als fröre die Zunge fest. Es ist Alles tonloses, seelenloses Formular, ohne Persönlichkeit und Geist.

Du sollst dir selbst absterben. Aus Liebe will Gott, dass du dein eigener Feind seiest und ihn liebest, der deines eigenen Glückgefühls ärgster Feind ist. Das officielle Christenthum lebt dagegen in Festen und Bacchanalen. Lasst uns lustig sein bei Taufen und Hochzeiten, und selbst an der Bahre muss der Wein nicht fehlen. Der Geistliche ist eine „Art von privilegirten Musikanten", der die grossen Begebenheiten des Lebens lustig machen soll, damit man das Wahre und den Himmel vergesse. Das nennt man Sinn für das Ewige.

Christenthum ist mehr als Genie. Der Genius ist das Ausserordentliche in der Natur. Er ist ein Wunder durch die Gabe der Natur. Der Christ ist dagegen das Ausserordentliche, die seltene

Ausnahme, das Wunder auf dem Gebiete der Freiheit. Allen steht es frei, zu solchen ausserordentlichen Ausnahmen sich heranzubilden. Deshalb wird das Evangelium Allen verkündigt. Aber wenige führen es aus. Die officielle Kirche hat dies Ausserordentliche, dies was seltener ist, als das Genie, gänzlich trivialisirt. Kaum gehört mehr dazu, die höchste Bestimmung zu erreichen, als geboren zu werden. Eine kleine bezahlte Ueberschüttung mit Wasser reicht hin. Kann das Kind so weit gebracht werden, dass es die Polizei und das Zuchthaus nur so eben links liegen lässt, so ist der Himmel sicher, von Priesters Gnaden. Man bedenkt nicht, wie wenige Jünger und wahre Christen der Gottmensch an sich zu ziehen vermochte. Unsere Priester und Prediger vermögen das ganz anders. Aber das Ende ist Selbstbetrug. Sie haben die Menschen dahin gebracht, dass sie, in der Illusion, das Christenthum zu besitzen, es richtig wieder losgeworden sind. Nachdem der Erlöser uns eben gelehrt hatte, aufrecht zu wandeln und uns den Gang der Himmelsbewohner anzueignen, gehen wir richtig, dummer und thierischer als je, auf allen Vieren und haben als Vorbild den Geistlichen, der uns durch seine rührenden Affensprünge zur Nachahmung reizt. Das nennt man die christliche Perfectibilität. Den Erlöser, die Zeit der Apostel ist man als Vorbild losgeworden. Jetzt hat man das wahre, bezahlte, vom Staate protegirte officielle, wohlfeile Christenthum.

Man glaube aber nicht, dass ich zweierlei Christenthum statuire. Das wahre des Evangeliums ist nur eines; unser officielles ist ein Surrogat, ein jüdischer Gaunerstrich, der den Himmel für die Weltliebe ausbeutet.

Vielleicht giebt es gar keine Menschen mehr unter uns, die Christen werden können. Die Race ist wohl ausgegangen. Es sind Geistmenschen, anders gebaut als wir, die wir von Fachwerk, mit Kluten und Stroh in den Wänden aufgebaut sind, nicht wie jene, von Quadern. Der Geistmensch ist robuster gebaut. Er lebt in lauter Gegensätzen. Er glaubt, wenn er auch das Gegentheil sieht; er liebt, was er hasst und hasst, was er liebt, wogegen unser officielles Christenthum alles eben und glatt macht und alle Widersprüche und Gegensätze vermeidet und ausgleicht. Der Geistmensch verträgt die Isolation von allen und Allen, die dem christlichen Haufen ein Greuel ist. Der Geistmensch kümmert sich nicht um andere Menschen und ihre Meinung; er hasst Vater, Mutter, Weib und Kind, dazu sich selbst. Bei den Weltchristen ist Alles Rücksicht, Verträglichkeit, guter Umgang, Furcht des Anstosses. Wenn ich nur Dich habe! sagt der Geistmensch; der Weltmensch aber, wenn du mich nur ungeschoren lässt! Menschen von dem Kaliber, der Bonitet jener Geisteskinder, die sich in Gott versenken, werden wohl

nicht mehr geboren. Das Christenthum macht Alles neu, verändert Alles. Der Weltchrist sagt: bei Leibe nicht, man bleibe hübsch beim Alten. So bleibt das Heidenthum, aber man nennt es christlich. Besonders weiss der Geistliche säuberlich mit dem Fortpflanzungstriebe umzugehen. Ob Liebe dabei im Spiel, ist ihm gleichgültig. Er segnet Alles ein, Huren, wie alte Schachteln, wenn nur dabei geschmauset, gezecht und geblecht wird. Er ist der Hochzeitbitter, Festredner, Flötenspieler und Gast. Kann er einen Orden dabei wegkriegen, um so besser! was hat der Wahrheitszeuge nicht Alles in dieser Richtung geleistet? Das ist unser Christenthum.

Sieht man nicht, dass die Thesis: „wir sind Alle gute Christen", das ganze Christenthum umwirft? Wo bleibt der Unterschied? Der Christ soll sich von der Welt scheiden. Dagegen sagt die Welt mittelst der officiellen Diener Gottes: wir Alle sind Christen. Der Gegensatz des Individs mit der Welt und Menschenart ist aufgehoben. Es bleibt Alles, wie es war, und das Christenthum ist richtig vernichtet. Nun meinen sie, dass diese Kirchenparade von Bataillonen von Christen dem Herrn gefalle. Er soll wohl sagen: jetzt ist es, wie ich es haben will. Und wessen ist die Schuld?

Eben so ist es mit dem Prediger-Eide. Er ist officiell, folglich bedeutet er nichts. So mit den Garantien, die im Leben und Wandel zu suchen sind. Die gelten nichts. Der Spruch: zeige mir deinen Glauben durch deine Werke, ist glücklicherweise abgeschafft. Was gehen dich meine Werke an, wenn du nur siehst, dass mein Glaube der officielle patentirte ist. Dies die geistliche Ansicht, die darauf ausgeht, die Menschen sicher zu machen und zu garantiren, dass sie die lieben Gemeindeglieder gar nicht inkommodiren und molestiren, sondern dass Alles ein Spass sein solle, der Niemandem Verdruss macht. Als der Erlöser vor den Pharisäern und Schriftgelehrten, den bestallten Priestern und Geistlichen aller Zeiten warnte, liess er ein Wort von ihrem Ornat, ihren langen Kleidern fallen. Die Kleidung selbst hat zwar nichts zu sagen, aber man mag sich doch dabei denken, dass er das durchgängig Zweideutige des ganzen Standes, der so viel unter den langen Kleidern zu verbergen hat, vor Augen hatte. Zweideutig ist er, denn den Schein, als kümmere ihn das Weltliche nicht, muss er sich geben, und dennoch ist das Weltliche die Hauptsache. Verkaufe deine Habe und gieb es den Armen, sagt das Evangelium. Entäussere dich der Habe und gieb sie mir, sagt die Kirche. Macht Euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, ist das einzige Gebot, welches die Kirche in sich aufgenommen hat. Für den Schein thut sie zwar viel, aber salvirt immer das Erreichbare und Nöthige. Mit der Welt muss der Streit geführt werden auf Leben und Tod, heisst es dort. Mit der Welt

müssen wir Friede halten und uns vertragen, sagt die Kirche. Und so ist es nicht allein mit dem seligen Bischof, dessen Ideal es war, sich mit Ehren durch die böse Welt zu helfen, auch wohl besternt und beweihraucht, in den Himmel einzugehen, sondern auch mit den scheinbaren Feuereiferern, z. B. den Grundtvigs. Der zankt sich und schlägt sich, als ob Gottes Haus daran hinge, dass er mit seinen treuen Nachbetern eine freie Kirche für sich machen könne. Kaum hat er es erreicht, so ist sein Christenthum zu Ende und er fängt wieder an, sich zu balgen, um ein grosser Mann in allen den Richtungen zu werden, die die Welt ihm offen stellt. Mit der officiellen Kirche wie mit der Welt würde er sich leicht zurechtfinden, wenn man ihm nur seinen Willen lässt. Grundtvigs Begeisterung ist geistige Lauheit, Indifferentismus. Er hat nur für Irdisches gekämpft.

Wie nun diejenigen, welche gewöhnlich als die rechten Repräsentanten des Christenthums in Dänemark angesehen waren, durch geistige Lauheit und Indifferentismus sich auszeichnen, so ist die ganze Zeit in den tiefsten Indifferentismus versunken. Es giebt hier nicht einmal einen Religionszustand. Es giebt nur ein Publikum, zersplittert in vielartige Individuen, jeder mit seinem Publikum. Was hat denn Christus mit seinen Qualen und Leiden am Kreuz ausgerichtet? Sind wir alle Christen und die officielle Kirche die wahre, so hat er für einen höchst gemächlichen Weltzustand gelitten. Er hat den Klerus, die Hierarchie möglich gemacht, die fetten Pfründen und das Alteweibergeschwätz. Wollten die Herren einfach sich dahinter stecken, dass sie Dichter sein und die Religion als Gedicht debitirten, so wäre eine Meinung darin; ein Gedicht, ein Thema wie das andere. Aber sie wollen was ganz Anderes sein und behandeln doch das Evangelium nur wie ein Gedicht, eine Fiction. Deshalb sind sie Heuchler; betrügerische Heuchler. Nie hat unser Herr mehr der Zweideutigkeit sein Wort blosgestellt, als da er seine Jünger Fischer nannte. Allerdings sind ihre Nachfolger Fischer geworden. Stets sind sie da, wenn es etwas zu fischen giebt, besonders wenn es im Trüben geschehen kann. Sie treiben die Sache im Grossen. Sie haben jeweilig eine grosse Compagnie gemacht, die sie Kirche nennen, mittelst welcher sie, jede in ihrem Fahrwasser, das Fischen exclusiv betreiben. Wehe dem, der nebenbei sein Netz auswirft. Wehe dem, den sie in ihr Garn treiben.

Betrachten wir einen Mann unserer Zeit, der aufrichtig ist. Er gesteht vor Allem, um Religion kümmere ich mich nicht; ich habe gar keine. Zeugt er ein Kind, so kommt der Prediger heran. Als Vater ist er mit einem Male evangelisch-lutherisch. Er trommelt seine Freunde zusammen. Religion haben sie nicht; aber Taufzeugen sind sie, und versprechen für die christliche Erziehung des Kleinen Sorge zu tragen, der nun auch unter zierlichen Gebehrden des Geist-

lichen Christ geworden ist. Dass die Leute ins Christenthum eingeführt werden sollten, wenn sie darüber urtheilen können, ist anabaptistisch und würde die Perception der Emolumente gewaltig stören. Solche Sekte darf daher nicht geduldet werden. Der wahre Christ bringt sein Leben zum Opfer; das Leben unserer Prediger besteht darin, dass sie Opfer nehmen. So ist es mit allen Sakramenten. Ob sie heilig gehalten und würdig genossen werden, darüber drückt man beide Augen zu und macht sie erst wieder offen, um nach dem Opfer zu schielen. Suchen die Kandidaten der Theologie etwa zuerst und vor all Gottes Reich? Bewahre; sie suchen ein geistliches Amt; das ist die Hauptsache, der eigentliche Zweck. Gottes Reich und was dazu gehört und zum Vorwand genommen wird, ist nur das Mittel, die leidige Bedingung. So verstehen sie das Wort: „trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes." Diese Art Gottesverehrung bietet man dem Herrn, und zwar unter Eidesleistung! Ist das nicht Lästerung? Man sagt, es giebt Ausnahmen. Es ist aber nicht wahr. Es giebt Beschönigungen, geschminktes Betragen. Der Zweck liegt aber immer diesseits, nie im ewigen Leben. Je weniger du dich an dieser officiellen Religionscomedie betheiligst, desto weniger sündigst du. Diese Art heuchlerischer Gottesverehrung ist weit ärger als gemeine Verbrechen. Wie kann der Mensch doch zu solchem thierischen Stumpfsinn in Geisteslosigkeit versinken, Gott solche Verehrung zu bieten, in welcher nur Gedankenlosigkeit, Faulheit, Dummheit, mit Schlendrian vermischt, vorherrscht, wobei man dennoch stets vermeint, man sei im christlichen Fortschritt begriffen. Auch treiben die Leute es nur so. Wenn sie begeistert sind, ist es ein apartes Interesse, ein Ungefähr. Kommt der Mensch zu Verstandesjahren, so sagt er: „ich bin zu alt; ich tauge nicht mehr dazu, das Christenthum mir anzueignen." Aber er zeugt Kinder. Hier fängt das Einverständniss der Prediger mit den Hebammen an. Die Kinder müssen Christen werden, einerlei, ob sie, wenn sie zu Jahren kommen, gerade ebenso sagen: „jetzt bin ich zu alt;" thut nichts, wenn nur die Zwickmühle in der Wochenstube in Gang erhalten wird. Ja, der Prediger macht es ebenso mit der ganzen Gemeinde. Selbst will er mit dem ernsten Christenthum nicht anbinden. Aber die Gemeinde, die muss er zu Christen machen. So treibt Einer den Anderen, und Keinem ist es Ernst. Dann kommt die Confirmation. Eine schöne Erfindung. Als Kind ist der Junge noch zu jung, um Christenthum zu lernen; wenn er aber in die Lümmeljahre übergeht und recht eigentlich ein dummer Junge ist, dann ist nichts im Wege. Diese geistliche Solennität trägt viel ein. Wollte man mit der Aufnahme warten, bis der wirkliche Verstand kommt, was wäre dann wohl einzunehmen? Aber was für ein Bewandniss hat es mit den feierlichen Gelübden in dem Alter? Ist das erlaubt? Weshalb wacht die Polizei über dumme Jungens-Streiche? Der Be-

such bei Kuchenbäckern ist ihnen verboten; aber feierliche Gelübde abzulegen, dazu sind sie reif genug. Es ist eine rührende Comödie des Vortheils wegen gespielt. Wehe den Predigern! wehe diesen beeidigten Lügnern, deren Leben und Weben Betrug ist.

Ueber die Ehe und Trauung äussert der Verfasser sich ebenso. Da aber seine extravagante Auffassung sich gar zu sehr im todten Buchstaben verliert, nach dem er auf Paulus Autorität das Cölibat zu christlicher Pflicht macht, so dürfen wir ihm in diese grenzenlose Verwechselung des Buchstabens mit dem Geiste nicht folgen. Für ihn ist der grosse Zweck der Vorsehung, für die Fortdauer des Menschengeschlechts zu sorgen, dermassen in Dunkel eingehüllt, dass er es für Zweck des Christenthums ansieht, den heidnischen Zweck der Fortpflanzung aufzuheben, zu Nichts zu machen. Das heiligste Band im Himmel und auf Erden, die Ehe, verkennt er ganz, und schon dieses ist ein sicheres Kennzeichen des trübe verirrten Gemüthes. (Öiebl. No. 7.) Ebenso furchtbar verkennt er die Lehre von dem verlorenen Zustande der Menschen, der, seiner unklaren einseitigen Ansicht nach, nur durch Qual und Elend zum Guten, zur Erlösung gewendet werden kann. Entsagung ist ihm gleichbedeutend mit Unheil. Indem er eine buchstäbliche, für das Leben in der Welt geltende Interpretation und Auffassung des Seelenkampfs für das Ewige ins Naturleben überträgt und die Prediger hierauf eidlich verpflichtet ansieht, kann er mit Leichtigkeit den ganzen Stand zu Meineidern machen, spricht auch nicht anders von ihnen als von geständigen Meineidigern. Es giebt, sagt er, buchstäblich keinen einzigen ehrlichen Mann unter den Predigern. Schon seine Besoldung zu Himmelszwecken ist unerlaubt. Als Jünger des Herrn sich zum Staatsdiener zu machen ist unerlaubt. Man sollte sein Ornat, wie das Kleid des Sklaven *), halb gelb, halb grau machen, um die Doppeltheit seines Amts auszudrücken. Ist der ganze Stand eine Widerlichkeit, so kann man ihr nur dadurch entgehen, dass man von ihm ausscheidet. Als bleibendes Mitglied ist man eo ipso ein widerlicher Gesell. Je besser man ist, je grösser ist die Sünde, weil dies die trügerische Illusion vergrössert. Auch wird man gewöhnlich finden, dass dieses Bessersein nur eine raffinirte Schminke ist. Sie, die nach dem Evangelium Fremde und Ausländer in dieser Welt sein sollten, sind die rechten Heimathskinder der Welt. Das Dasein des Predigerstandes macht die ganze Gesellschaft, christlich betrachtet, zur Niederträchtigkeit.

Die theologischen Docenten, sagt er, sind Ungeziefer, das das Christenthum zernagt hat. Sie bauen der Propheten Gräber, doch nur insofern Leiden und Tod der Herrlichen ihnen Profit bringt.

*) So heissen die Gefangenen in Dänemark und so tragen sie sich.

Und wenn etwa der Mensch in der letzten Stunde inne würde, dass er selbst für die Wahrheit hätte leiden sollen, oder doch wollen, um selig werden zu können; es jetzt aber leider zu spät ist, wird er dann die Lehrer nicht verfluchen, die ihn um die Seligkeit betrogen haben? Und welche Kraft ist dennoch in der Wahrheit, obgleich sie hier auf Erden erniedrigt und gering einhergeht. Sie schreibt Alles in ihr Gedenkbuch, und dabei steht: für ewig. Die grössten Verbrechen sind die, zu deren Begehung ein ganzes Leben nöthig war. Gestraft werden sie hier nicht; denn sie sind erst wirklich begangen, wenn sie durchgeführt sind bis ans Ende. Daher bedenke man wohl, ob man auf diesem capitalen Verbrecherwege sei. Heuchelei und Einbildung hilft da nicht. Es giebt nur eine Weise, Gott zu verehren, nämlich, dass man seinen Willen thut. Dies führt zur Entsagung, zur unbedingten Entsagung. Wer aber einmal erfasst hat, dass Gott Liebe ist, unendliche Liebe, der will gern für diese Liebe leiden. Die Welt will nicht leiden; darum ist sie nicht christlich.

Also ist für das ewige Leben nichts zu erwarten, wenn es nicht ernster mit der Religion wird, wenn wir Augenverblendung für Gottesdienst ansehen und Gott zum Narren haben. Die Religion hat nur Bedeutung für die Ewigkeit. „Gehe nicht irre, Gott lässt sich nicht spotten.” Lass dich daher von den Predigern nicht bethören. Wende dich zum Evangelium; das wird dich eines Besseren belehren. Die Prediger wollen dein Gewissen beruhigen, einschläfern. Das Christenthum ist aufweckend und macht Unruh. Jene lehren: die Ideale sind Wahn; der goldene Mittelweg ist sicher; und mit dieser Mittelmässigkeit führt man direkt zur Hölle. Alles war gross, herrlich gewesen; was für die Wahrheit gelitten, macht der weltliche Prediger zu Gelde. Er lebt von den Heiligen; er verzehrt sie; er ist der wahre Menschenfresser. Sollte er selbst den Weg der leidenden Wahrheit gehen? denn müsste er wohl erst recht dumm geworden sein. Der Kannibale ist wild. Der studirte Prediger geht viel raffinirter zu Werke. Er ehrt und achtet diejenigen, von denen er zehrt. Er nimmt sie portionsweise, so dass sie für das ganze Leben ausreichen. Aber zweifelt man daran, dass er vom Erlöser, den Aposteln und Propheten, Martyrn und Heiligen lebt? Nährt er nicht Weib und Kinder und sich selbst damit? Auf Pilati Frage: was ist Wahrheit? hat er keine andere Antwort als: Profit ist Wahrheit. Das Leiden der Auserlesenen ist sein Einkommen. Selbst will er nicht leiden. Er wird kein Narr sein.

Diesem furchtbaren Verderben muss Einhalt gethan werden. Ein Anderes thue ich nicht. So richtet mich denn nach meinem Werke. Wählt selbst, ob es besser werden soll.

So weit Kierkegaard. Niemand — wir müssen dieses in dem ersten Theile dieses Buches schon abgelegte Zeugniss zur Ehre Dänemark's wiederholen — Niemand rief die Polizei gegen ihn zu Hülfe. Einige Prediger *) machten mehr oder weniger glückliche Versuche, ihren Bischof, ihren Stand, ihre Kirche gegen die geharnischten Angriffe zu vertheidigen, — aber für das Publikum waren diese Schriften Wasser nach dem Weine. Die „Augenblicke" hatten einen reissenden Abgang gefunden, die Vertheidigungsschriften wurden kaum und sicherlich da gar nicht gelesen, wo der Angriff einen der Staatskirche wirklich gefährlichen Eindruck hervorgebracht hatte. Die Bischöfe und die durch ihre Stellung in der geistlichen Welt hervorragendsten Männer schwiegen. Kierkegaard glaubte, dass gerade Martensen und seine Freunde, die sich so schnell und heftig erhoben hatten, als es dem Bischof Mynster galt, in dem Streite ausharren würden, als er sich gegen die Kirche selbst wandte. Der Verfasser der „Augenblicke" hatte sich verrechnet. Jene Männer wollten ihn nunmehr für einen Narren gehalten und seine Angriffe ignorirt wissen. Aber sie konnten nicht verhindern, dass er von Vielen als ein Reformator be-

*) Bergedal, Victor Block und zwei Brüder Boysen sind die Bedeutendsten darunter.

trachtet wurde, der mit apostolischem Muthe für Christus gegen die Welt aufgetreten wäre. Er war nach unserer Ueberzeugung weder das Eine, noch das Andere, sondern die kirchlichen Zustände selbst waren es, und das Bewusstsein von ihrer Unhaltbarkeit in den Gemüthern der Menschen war es, die hier die Vertheidigung lähmten, dort dem Angreifer eine übertriebene Bedeutung gaben. Hätte die Vertheidigung seitens des Kirchenregiments erfolgen und von Wirkung sein sollen, so hätte sie zunächst mit dem aufrichtigen Bekenntnisse beginnen müssen, dass in der That und unbestreitbar die Kirche in Dänemark in eine unhaltbare Stellung gekommen, dass sie einer durchgreifenden Reformation dringend bedürftig, dass der Angriff Kierkegaard's gegen den durch und durch verweltlichten Sinn vieler Geistlichen vollkommen begründet, und dass für den ehrlichen, gläubigen, eifrigen Bischof und Diener der Kirche durch den Zusammentritt vieler Umstände das heilige Amt wirklich ein recht schweres geworden sei. Aber mit diesem Bekenntnisse wollte man nicht heraus. Man fürchtete durch solche Zugeständnisse den Skandal grösser zu machen: die ganze Angelegenheit sollte sich, mochte man hoffen, allmählig wieder in den Sand der Vergessenheit verlaufen. Andere Geistliche, welche diese Hoffnung nicht theilten, wurden durch bessere Motive abgehalten, gerade jetzt aufzutreten, sei es gegen Kierkegaard, sei es gegen die Staatskirche. Unter ihnen habe ich die Freude, einen der ausgezeichnetsten Prediger des Evangeliums, einen treuen und geliebten Hirten seiner Gemeinde, etwas genauer zu kennen. Die dogmatischen Unterschiede zwischen uns haben mich und gewiss Viele unter den Tausenden, die seine Kirche besuchen, nie abgehalten, sie mit dem Gefühle zu verlassen, dass wir durch Vorträge, in und aus denen ein so tiefes, von dem Evangelium verklärtes Gemüth spricht, besser werden oder wenigstens werden können.

Da ich nun einst mit diesem Manne sprach und ihn frug, warum er nicht seine gewaltige Kraft anwende, um die kirch-

liche Reformation anzubahnen, antwortete er mir: „Dass es ihm nicht an dem Bewusstsein der tiefen Schäden fehle, an denen die Kirche leide, aber dass er in gläubiger Zuversicht auf die Hülfe des Herrn den Bessern erwarte, der das grosse Losungswort aussprechen werde, um das sich die Christen hier und dort schaaren könnten. Er habe dieses Losungswort — ein Bekenntniss nämlich, auf Grund dessen die christliche Kirche sich neu erbauen könne — nicht gefunden. Eine Organisation ohne solches Bekenntniss halte er für unmöglich. Deshalb habe er sich begnügt, seine Gemeinde privatim zu organisiren, und dadurch ein christliches Gemeindeleben in ihr zu erwecken und zu erhalten, und den Abfall in den Katholicismus oder die Sekten zu wehren. Acht christliche Männer ständen ihm als Vorsteher darin helfend zur Seite. So glaube er das Seine zu thun. Uebrigens sei der Wunsch nach der verheissenen Selbstständigkeit der Kirche in vielen seiner Amtsbrüder ebenso lebendig, wie in ihm, und man sei auf dem Convente mit vorbereitenden Schritten beschäftigt." Wir können, um das Bild dieses Mannes vollständig zu machen, noch hinzufügen, dass er mit seinem einfachen, bescheidenen Wesen — ohne einen Schein von priesterlicher Herrsucht, Selbstsucht und Eitelkeit — vom frühen Morgen bis zum späten Abend als Tröster der Kranken und Schwachen, als Freund der Armen, der geistig und körperlich Leidenden thätig ist, und dass er ausserdem allwöchentlich an einem Abend seine zahlreiche Gemeinde versammelt, um ihnen Vorträge über biblische Abschnitte, kirchliche Lehren und christliches Leben zu halten, und dass an dem Ausgange des grossen Saales, in dem diese Versammlungen Statt finden, zur Empfangnahme der Gaben für die Armen der Gemeinde ein verschlossenes Becken sich befindet, welches jedes Mal einen reichen Schatz enthält — ohne dass Jemand weiss, wer und wieviel man gegeben hat. (Siehe S. 190.) Aber nun thut dieser Pfarrer das Alles, nicht weil, sondern trotzdem, dass er Priester der „Volkskirche" ist. Seine

Gemeinde ist nicht die Gemeinde, an welcher er angestellt ist, sondern eine von der officiellen Gemeinde unabhängige, wenn auch der grösste Theil der letzteren ihr mit angehört. Der officiellen Gemeinde gegenüber befindet er sich mit einem höchst begabten und achtungswerthen Collegen, der aber einer wesentlich anderen kirchlichen Richtung folgt. Die acht Gehülfen und Vorsteher haben keine Bedeutung für die officielle Gemeinde, deren Vorstände wie diejenigen der anderen Kirchen im Adressbuche figuriren, Kassengeschäfte und andere Externa besorgen, aber — für kirchliches Leben auch eben so wenig wie die meisten Vorsteher anderer Gemeinden irgend eine Bedeutung haben. Es ist nicht unsere Absicht, auf eine Schilderung kirchlicher Zustände in Copenhagen und Dänemark schon jetzt näher einzugehen, und sie in ihrem Zusammenhange mit dem Charakter des Volkes und der Entwickelung seines Lebens zu beleuchten. Will es Gott, so wird sich bei einer Fortsetzung dieses Werkes dazu eine Gelegenheit finden. Nur so viel wollen wir hier constatiren, dass wo sich immer in Dänemark Anfänge eines kirchlichen Gemeindelebens zeigen, wo immer eifrige und treue Seelsorger gefunden wurden, die Organisation der Kirche daran keine Schuld trägt. Eine kurze Darstellung dieser Organisation mag hier einen Platz finden. An der Spitze der Kirche, welche äusserlich auf dem streng lutherischen Bekenntnisse ruht, (11) — dem sich die Geistlichen aller Schattirungen, man kann sagen von Hengstenberg bis Uhlich, angepasst haben — steht des Königs Majestät als höchster Bischof. Aber dieser höchste Bischof ist gegenwärtig ein „constitutioneller" Bischof und hat einen verantwortlichen Cultusminister — nur als Grossmeister der dänischen Freimaurerloge ist der König überhaupt ausserhalb des „constitutionellen Bereiches." Der Name des zeitigen Cultusministers, Herrn Dr. juris Hall, eines reichbegabten und kenntnissreichen Mannes, ist in den letzten Jahren auch in ausserdänischen Zeitungen mehrfach genannt worden. Er hatte, Anfang 1854,

gegen das frühere Ministerium Oerstedt eine so muthige und beharrliche öffentliche Opposition gemacht, dass seine Entlassung von der Stelle eines General-Auditeurs erfolgte. Wenige Monate nachher wurde er zum Minister ernannt, man glaubte zum Justizminister, wozu seine Kenntnisse und die Reinheit seines Charakters ihn so geeignet zu machen schienen. Aber Herr Hall wurde Cultusminister, die verantwortliche Spitze der „Volkskirche", obschon der aufgeklärte Mann es vielleicht als eine Beleidigung betrachten könnte, wollte man ihn für einen kirchlichen Christen ausgeben. Indess hätte sein höherer Standpunkt Herrn Hall doch wohl nicht abhalten sollen — und hätte andere Genossen seiner Partei vielleicht auch nicht abgehalten — die bewährte Treue gegen den Buchstaben und Geist des Grundgesetzes auch auf kirchlichem Gebiete durch geeignete Gesetzesvorschläge zu bewähren und einen unberechtigten Einfluss zurückzuweisen, wo es noch der eignen, mehrfach geäusserten Ansicht des Herrn Ministers, das gute Recht und das Wohl einer christlichen Gemeinde galt. *) Wenn es aber Personen in Dänemark giebt, die sich darüber beklagen, dass dieser doch sonst durch und durch liberale Minister für die Erfüllung der in Bezug auf kirchliche Freiheit und Selbstständigkeit gegebenen „grundgesetzlichen" Verheissungen **) bis-

*) Ueber diese Angelegenheit, welche die deutsche St. Petri-Gemeinde in Copenhagen betrifft, sind wir den Rücksichten auf dritte Personen später noch eine ausführlichere Darstellung schuldig. Wir wollen hier nur bemerken, dass es uns wenigstens angemessen erschienen wäre, wenn der Herr Cultusminister der Insinuation eines ihm sehr befreundeten Organes, das den Fall als einen Beweis der „gehässigen Verfolgungssucht" der Königlich Preussischen Regierung anführte, öffentlich hätte widersprechen lassen.

**) Die an und für sich vortrefflichen Bestimmungen des „Grundgesetzes" vom 9. Juni 1849, welches in dieser Beziehung noch jetzt in Dänemark zu vollem Rechte besteht, lauten:

„§. 80. Die Verfassung der Volkskirche wird durch ein Gesetz geregelt. (Zu diesem Gesetze war bis 1856 keine Veranlassung gefunden worden!)

her Nichts gethan, und sich über kirchliche Fragen im Reichstage in einer so wenig tiefen und befriedigenden Weise ausgesprochen habe, so scheint uns doch nichts so ungerecht, als diese Anklage zu sein. Bei einem Manne, für den die Politik ein so überwiegendes und die Kirche ein so geringes Interesse hat — und Hr. Hall hatte niemals Veranlassung gegeben, das Gegentheil hiervon anzunehmen — müssen auch nothwendig politische Rücksichten nach jeder Richtung hin, (auch für Bündnisse und Concessionen) von entscheidender Bedeutung sein. Daraus ihm einen Vorwurf machen zu wollen, wäre nicht die Sache eines billigen Urtheils. Man kann dem Dr. Hall nach wie vor alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, die sein Charakter und sein aufrichtiger Patriotismus verdienen, ohne ihn oder einen anderen hervorragenden Politiker um deswillen für einen geeigneten Chef der Kirche zu halten.

§. 81. Die Staatsbürger haben das Recht sich zu vereinigen, um Gott in der mit ihrer Ueberzeugung übereinstimmenden Weise zu verehren, doch darf Nichts gelehrt und vorgenommen werden, was gegen die Sittlichkeit und öffentliche Ordnung streitet.

§. 82. Niemand ist verpflichtet, persönliche Beiträge zu einem anderen als seinem eigenen Cultus zu leisten, doch soll Jeder, der sich nicht als Mitglied einer im Lande anerkannten Religionsgenossenschaft ausweist, verpflichtet sein, die für das Schulwesen zur Volkskirche zu leistenden gesetzlichen Abgaben zu entrichten.

§. 83. Die Verhältnisse der von der Volkskirche abweichenden Religionsgesellschaften werden durch ein Gesetz geordnet. (Gesetz vacat.)

§. 84. Niemand kann auf Grund seines Glaubensbekenntnisses der Zutritt zu dem vollen Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte beraubt werden oder sich der Erfüllung einer allgemeinen Bürgerpflicht entziehen wollen."

Noch haben wir eines im vergangenen Jahre publicirten Gesetzes zu erwähnen, durch welches für die Mitglieder der Volkskirche der Parochialzwang aufgehoben wird, so zwar, dass sie künftig, ohne Rücksicht auf die Gemeinde, in der sie wohnen, unter Beobachtung einiger Formen, zu einer anderen Gemeinde halten können. Wir denken auch hierauf bei einer Fortsetzung dieses Werkes zurückzukommen.

Unter dem Cultusminister stehen die Bischöfe, *) unter den Bischöfen die Pröbste, unter ihnen die Pfarrherrn u. s. w. Von den Kirchenvorständen ist schon oben die Rede gewesen. Das also ist die äussere Form der dänischen Staatskirche, (12) gegen die Kierkegaard seine „Philippica" geschleudert hat: früher absolutes, jetzt constitutionelles landesherrliches Regiment, mit obligater Episkopal-Begleitung!

Die Ruhe und Besonnenheit in dem dänischen Naturel — eine grosse Gutmüthigkeit in dem Charakter, besonders der mittleren und unteren, durch halbe Bildung nicht verdorbenen Klassen, — eine unverkennbare und allgemeine Achtung vor dem geschriebenen Gesetz, — der natürliche Reichthum des schwach bevölkerten Landes, der Mangel einer Aristokratie, die nach Oben und Unten ihre Herrschsucht geltend zu machen die Macht oder Fähigkeit hätte: das Alles macht für Dänemark ein Maass politischer Freiheit möglich, wie es die Staaten des europäischen Festlandes in ihrem gegenwärtigen Zustande kaum zu ertragen vermöchten. Dazu kommt, dass auch für weitere Entwickelung in den gebildeteren Klassen des eigentlichen Königreichs eine grössere Regung als anderwärts

*) Auf die Ernennung der Bischöfe ist natürlich auch die Politik von fast ausschliesslicher Entscheidung. Einer der ausgezeichnetesten Führer der nationalen Partei, Herr Monrad, wurde, als sie am Ruder war, vom einfachen Geistlichen zum Bischof ernannt, aber 1854 „wegen seiner politischen Opposition" vom Ministerium Oerstedt entlassen — unter Hall ist Herr Monrad unter Beibehaltung des Bischofstitels wieder zum Chef des Volksschulwesens ernannt. — An der Stelle des jetzigen Bischofs für Seeland, Herrn Martensen, befände sich heute der einer specifisch verschiedenen Richtung angehörige Herr Professor Claussen, wenn das Ministerium Oerstedt einige Monate früher abgetreten wäre, aber unter Hall ist Herr Claussen wenigstens durch die Verleihung „des Ranges als Bischof von Seeland hinter dem wirklichen Bischof" entschädigt worden. Die Bischöfe auf Seeland rangiren nämlich in der Rangordnung: in der zweiten Klasse No. 10., die anderen Bischöfe in der dritten Klasse No. 9.!!

vorhanden ist. Von Communismus ist trotz der zügellosesten Freiheit der Presse so wenig die Rede, wie ein Proletariat vorhanden, das für denselben begeistert werden könnte. Wir haben das Alles oft genug unseren Freunden gesagt und geschrieben, und nach unserer Ueberzeugung würde eine äussere Einmischung in die innere Entwickelung Dänemarks immer ebenso unklug wie ungerecht sein. Wir wissen nicht, ob in den jetzigen Krisen von Seiten der holsteinischen Ritterschaft die Hülfe des deutschen Bundes überhaupt begehrt werden wird, aber wir würden es als kein Glück weder für Holstein, noch für Preussen betrachten, wenn sie gewährt würde. In dem dänischen Staatskörper, dem die Grossmächte einmal deutsche Landestheile einverleibt haben, sind doch gesunde Kräfte und Säfte genug, um augenblicklich krankhafte Erscheinungen besiegen zu können, und das deutsche Element in den Herzogthümern wird in umsichtiger Benutzung verfassungsmässiger Mittel seinen besten Schutz finden. Aber andrerseits werden uns die beredtesten Männer die Ueberzeugung nicht zu geben vermögen, dass das dänische Volk für Formen politischer Freiheit und die Ausübung politischer Rechte einen lebendigeren Sinn und ein grösseres Interesse habe, als es sich in den deutschen Staaten und selbst in Frankreich documentirt hat. Eine monarchische Reaction mit Kraft, Festigkeit, weiser Schonung und Berücksichtigung des Nationalgefühls ausgeführt, würde ebenso wenig hier, wie anderwärts sich eine Nation zur Vertheidigung der „Freiheit" oder des Parlaments erheben sehen. Dasselbe Phlegma, welches bei dem Zustande vollster politischer Freiheit auf die kirchliche Selbstständigkeit der Gemeinde verzichtet zu haben scheint, würde auch in der Stunde der Entscheidung die Vertheidiger des „Grundgesetzes" im Stich lassen; denn wo es an lebendigem Sinn für die idealen Güter des Menschen- und Volkslebens fehlt, wird auch die Freiheit durch sich selbst und um ihrer selbst niemals einen festen Fuss in den Gemüthern

fassen. Den Puritanern verdankt das stolze England die feste Begründung seiner politischen Freiheit, — Männern, die für eine Idee kämpften, so überspannt sie sein mochte, so verwerflich die Art des Kampfes war. Es ist erklärlich und bezeichnend, dass ebenso wie die heutige Regierung Dänemarks zu einer ernsthaften Behandlung der kirchlichen Verfassungsfrage wenig Neigung zeigt, auch die Organe der öffentlichen Meinung für alles Andere eher und mehr Interesse bekunden, als für diese und die mit ihr zusammenhängenden Fragen. Aber es wird eine Zeit kommen — und sie ist vielleicht schon im Anzuge — wo sich diese Gleichgültigkeit bestrafen und man auch hier bereuen wird, die Mahnung der Schrift vergessen zu haben: „Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch alles Andere von selbst zufallen."

Eine gesetzliche, klare und unzweideutige Anerkennung der Freiheit und Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse, wie sie in Dänemark, und glücklicherweise nicht blos auf dem Papiere des Grundgesetzes besteht, würde in Preussen einer allgemeinen und dankbaren Zustimmung begegnen. Dagegen ist wohl kaum ein anderer Widerspruch als derjenige der Pessimisten zu fürchten, wenn man dem preussischen landesherrlichen Kirchenregiment mit seiner Consistorialverfassung vor der Dänischen Volks-Kirchenverfassung den Vorzug giebt, und ihn in einer Vergleichung des kirchlichen Lebens bei uns mit demjenigen in Dänemark gerechtfertigt findet. Dieses Verhältniss ist aber doch immer nur ein viel zu relatives und durch Umstände zu bedingtes, die sich nur allzuleicht verändern können. Die Sehnsucht nach einer lebensvolleren Gestaltung der evangelischen Kirche, wie sie seit Langem in Preussen vorhanden war, hat wie durch die politischen Stürme, welche

die Welt durchschütterten, so auch durch die Aeusserungen und Verheissungen der reichen Natur und des tiefen religiösen Gemüthes unseres Königlichen Herrn selbst nur an Kraft und Lebendigkeit zunehmen müssen. Eine Stimme dieser Sehnsucht waren die „Zeichen der Zeit," die Carl Josias Bunsen, wirklicher Geheimer Rath, der Philosophie und Theologie Doctor, fast in demselben Augenblicke veröffentlichte, wo der erbitterte Streit Kierkegaards gegen die Staatskirche in Dänemark seinen Höhepunkt erreicht hatte. Gegen diese Stimme hat sich der Ober-Kirchenrath, Professor, Kronsyndikus, Mitglied des Herrenhauses, Herr Stahl in seinem Buche: „Wider Bunsen von Stahl" erhoben. Handelte es sich nur um einen literarischen Kampf auf dem Gebiete der Wissenschaft, oder gälte der Streit den Vorzügen eines politischen Systems, wir hätten in demselben öffentlich eine Partei zu ergreifen weder Beruf noch Neigung gefühlt. Aber beide Bücher kämpfen auf dem religiösen Gebiete, beide verfolgen einen praktischen Zweck, dessen Erreichung allerdings auch für Preussens politische Bedeutung, aber hauptsächlich doch für die Zukunft seines religiösen Volkslebens von entscheidender Wichtigkeit sein wird. Beide wenden sich, das eine offener das andere mehr verhüllt an unseren Königlichen Herrn, von dem sie Beide eine thatsächliche Bestätigung oder Verwerfung ihrer Meinungen erwarten. Auch lassen die von den politischen Freunden des Herrn Stahl gestellten Anträge auf Aufhebung oder Abänderungen der Bestimmungen der preussischen Verfassung, welche religiöse Freiheit und Gleichberechtigung zu gewährleisten wenigstens schienen, keinen Zweifel, dass die „Partei" in jeder Weise die dargelegten Ansichten eines ihrer weit hervorragendsten Talente Geltung zu verschaffen bemüht ist. Die Unruhe, welche diese Anträge in Preussen selbst und der Jubel, den sie im Auslande über das angeblich siegreiche Vorwärtsgehen der Contrerevolution erregt haben, kann weder durch den Commissionsbericht, noch durch eine mini-

sterielle Erklärung, noch durch den einstimmigen Beschluss der Kammer auf Tagesordnung, wirklich beseitigt werden. Man hat zu oft schon erlebt, dass ähnliche Parthei-Projecte, denen in einer Session ganz dasselbe entgegenstand — in einer der nächsten ihre Verwirklichung fanden. Zudem kann man bei einiger Unbefangenheit des Urtheils nicht in Abrede stellen, dass die Erklärung des Herrn Ministers des Innern in der Sitzung des Hauses der Abgeordneten vom 6. März dieses Jahres jene Anträge durchaus nicht als an sich verwerflich, sondern nur bei der Weise, in welcher die Regierung die Bestimmungen der Verfassung auffasst, als überflüssig oder verfrüht bezeichnet.[13] Unter diesen Umständen betrachten wir es als das Recht jedes Patrioten, in dem entbrannten Streite ein öffentliches Zeugniss abzulegen. Der Verfasser hat sich zu demselben aber um so mehr verpflichtet gefühlt, weil die Zustände des Landes in dem er seit nun 2½ Jahren lebt, ihm nicht unwesentliche Momente zur Beurtheilung der Frage zu bieten scheinen, und weil er zugleich denen, welche die heutigen Zustände in Preussen und insbesondere das Verhältniss der Beamten mit so unermüdlicher Gehässigkeit darstellen, einen neuen und thatsächlichen Beweis wünschte, dass man wirklich ein „fanatischer" Preusse und ein in allen bürgerlichen Beziehungen sehr pflichteifriger, eine öffentliche Opposition gegen die Regierung ausschliessender Beamter des Königs sein kann, ohne dadurch eine freimüthige Aeusserung seiner Ansichten über die heiligsten Angelegenheiten des Menschenherzens beschränkt zu fühlen. Als ein solches Zeugniss — nicht als einen Versuch, Bunsen vertheidigen, nicht als eine Anmassung, der Regierung einen Rath ertheilen zu wollen — bitten wir den Leser die folgenden Seiten zu betrachten. Nur das Gefühl, jenen hervorragenden Männern gegenüber so unbedeutend zu sein, hätten den Verfasser abhalten können, seine Ansichten zu äussern. Aber er glaubte, dass wo — ohne Sucht nach Menschengunst und ohne Furcht vor Menschenhass — aus auf-

richtiger Liebe zu den Brüdern und zu dem Vaterlande etwas gesagt und gethan wird, es auf die Person nicht im Geringsten ankommen — dass, so unbedeutend sie sein mag, der Geist des Herrn in ihr mächtig sein und werden kann.

Wir wollen uns an die Ueberzeugung und nicht an die Leidenschaftlichkeit der Richter wenden. Das Letztere gethan zu haben, klagt Stahl Bunsen an — um es selbst im allerhöchsten Maasse thun zu können. Die beiden genannten Bücher sind zwar nicht für das „grosse Publikum." Beide werden auch in sofern dasselbe Schicksal haben, als keines einen Anhänger der anderen zu seinen Ansichten hinüberzieht. Aber was ist es anders als ein Apell an die Leidenschaftlichkeit, wenn Herr Stahl die Ansichten Bunsens in einer den Rufen der Emeute entlehnten Sprache wiedergiebt — wenn er z. B. sagt Bunsens Stimme rufe so deutlich als laut: „nieder mit der Geistlichkeitskirche, nieder mit allen kirchlichen Bekenntnissen, nieder insbesondere mit dem Lutherthum, nieder mit dem landesherrlichen Kirchenregiment und der Consistorial-Verfassung, nieder mit dem Rechte der Obrigkeit, der Sektenpropaganda Schranken zu setzen u. s. w."?! Wir sind uns des Talentes sehr wohl bewusst, auch die Stahlschen Gedanken in diese Sprache übersetzen zu können, — zu übersetzen in einer Weise, die, ohne einen einzigen Gedanken zu verdrehen, bei vielen preussischen Lesern das trägste Blut voll Zorn in die blässesten Gesichter treiben sollte. Aber wir verzichten darauf, denn es dünkt uns unwürdig, wo die Liebe entscheiden soll, den Hass anzurufen.

Stahl erklärt in seinem Vorworte unverhüllt und ausdrücklich, dass es eine der vorzüglichsten Aufgaben seiner Schrift sei, der Welt aus dem Buche Bunsens zu zeigen, wie der Ruf eines Christen, in dem dieser, vor so vielen seiner früheren Berufsgenossen durch Sinn für Kirche und ideales Lebens so ausgezeichnete Mann gestanden hat, ein ungegründeter war, dass Herr Bunsen — gar kein Christ ist. Eine

solche Aufgabe setzt sich ein Mitglied des Evangelischen Ober-Kirchenrathes ohne Bedenken darüber, dass er diese, in dem Bewusstsein der überwiegenden Mehrheit der evangelischen Christen Preussens ohnehin bedenklich genug stehende Behörde in den Geruch eines Ketzergerichtes bringt, welcher auch die Möglichkeit einer tieferen und dauernden Wirkung zur Unmöglichkeit macht. Eine solche Aufgabe zu lösen, setzt sich aber auch derselbe Mann vor, der am Schlusse seines Buches zu glauben behauptet: „dass die Seligkeit nicht an einem Dogma, sondern an dem innern verborgenen Leben in Christo hängt und dass über den Glaubenszustand des Nächsten kein Mensch Urtheiler und Richter ist." Stahl muss entweder sich über den Besitz dieses Glaubens in einer Selbsttäuschung befinden — und das ist nach dem Inhalte seiner Schriften und der Richtung seiner Wirksamkeit das wahrscheinlichste — oder er muss einräumen, dass er schon mit dem Versuche jenes Beweises gegen Bunsen diesem aufgestellten Grundsatze untreu wurde und dass der Beweis durch ihn selbst in Nichts zusammenfällt. Wir nehmen für die Auffassung des Christenthums, wie für jeden Anderen so auch für uns, die vollkommenste Freiheit in Anspruch. Wir besiegen daher auch die Versuchung, etwa nachzuweisen, dass Stahl trotz allem kirchlichen Fanatismus kein Christ — sondern nur ein Pharisäer ist. Auch unter den Pharisäern zur Zeit Christi gab es ohne Zweifel höchst ehrenwerthe und rechtschaffene Männer, die in der Verfolgung Christi Gott einen Dienst zu thun gedachten. Nicht wegen ihres Dogmas, nicht wegen des Haltens der Gebräuche an und für sich, hat der Herr zu wiederholten Malen die ernstesten und eindringlichsten Warnungen und die verdammendsten Worte gegen die Pharisäer gerichtet, ohne eine Ausnahme unter ihnen zu machen — vielmehr und allein, weil sie das Reich Gottes selbst in äusseren Gebräuchen und Zeichen suchten, weil sie die Erhaltung der äusseren Kirche als die Hauptsache betrachteten, weil sie die äusserliche, weltliche Gewalt gegen die

Wahrheit in die Schranken führten. Wer aber sollte verkennen, dass sich ganz gleiche Neigungen in der politisch-religiösen Richtung Stahls und seiner Genossen finden?! Die Warnungen Christi haben eine Geltung so lange diese Welt besteht. Vor den Vertheidigern der Emeute, vor den Verkündigern des Evangeliums der bürgerlichen unbeschränkten Gleichheit, des Krieges Aller gegen Alle, brauchte Christus nicht besonders zu warnen. Er war dieser Warnungen nicht allein überhoben, weil jene Richtungen damals nicht so deutlich wie jetzt hervortraten, sondern weil es ihm, dem tiefen Kenner der Herzen der Menschen, deutlich bewusst war, dass die Menschen und die Gesellschaft durch ihre eigenen Anlagen und Instincte gegen diese Feinde zu hinreichend geschützt seien, als dass selbst ihre vorübergehenden Siege von einer ernsten Gefahr sein könnten. Aber gegen jene Vermengung von dem Reiche Gottes und der Welt, gegen die Verfolgungssucht im Namen Gottes, gegen die Herrschsucht über die Gewissen, dagegen erhob Er selbst seine Stimme so oft und so nachdrücklich. Denn hier lag die Gefahr zu seiner Zeit und zu allen Zeiten gleich nahe – eine Gefahr, welche nicht das zeitliche Glück, sondern die ewige Seligkeit des Menschen bedroht, ja eine Gefahr, welche in demselben Maasse wuchs und wächst, in welcher die Sehnsucht „aus dem blos menschlich Freien heraus nach dem göttlich Bindenden" erwacht ist, und von frommen Irrthum oder geistlicher und weltlicher Herrsucht ausgebeutet werden kann. Aber wir werden auf die Ertheilung christlicher Qualifikation noch weiter zurückkommen, wenn wir nach diesen Vorbemerkungen über die Form der Polemik nunmehr auf den Inhalt des Streites näher eingehen.

Ein an und für sich guter Rath kann zuweilen sehr unglücklich und missverständlich motivirt sein. Vielleicht kann man das Letztere auch von dem Rathe sagen, den seinem Königlichen Herrn zu geben Herr Bunsen sich berechtigt glaubte. (14) Aber wie gross oder wie klein, wie zahlreich oder gering die Irr-

thümer sein mögen, die Bunsen in seinen Schriften begangen, und welche Stahl mit seiner grossen Gelehrsamkeit und scharfen Dialektik zum Theil so glücklich erkannt und bekämpft hat — Niemand wird besonnener Weise die Möglichkeit bestreiten, dass das Ziel, welches Bunsen verfolgt, dennoch ein gutes, dass die Befolgung der Rathschläge selbst, die er ertheilt, für unsere Gegenwart und Zukunft von dem glücklichsten Einflusse sein mögen *). — Insbesondere steht uns diese Möglichkeit nach einer Seite klar und lebendig vor Augen. Denn es handelt sich — und das möge von dem Leser wohl beachtet werden — um zwei wesentlich verschiedene, aber sowohl bei Bunsen wie bei Stahl oft in einander laufende Fragen:

um die Stellung des Staates zur Religion und Kirche überhaupt und

um die Organisation der evangelischen Kirche insbesondere.

Wie bei der ersten dieser Frage die Katholiken ebenso gut betheiligt sind wie die Evangelischen, die Christen ebenso gut wie die Juden, so geht die zweite Frage nur Diejenigen an, die sich als Angehörige der evangelischen Kirche betrachten. Bei der Behandlung der erstern Frage hoffen wir aus der Seele aller Derer zu sprechen, die, gleich viel welches sonst ihre Stellung und ihr Bekenntniss sei, in sittlicher Weise nach Wahrheit und Gerechtigkeit streben und dem preussischen Vaterlande auch die Bedeutung für die Geschichte Europas erhalten wissen wollen, auf welche seine Anlage aus dem grossen Geiste seiner Fürsten und die Treue der Nation gegen diese Fürsten ihm einen Anspruch gegeben haben. Bei der zweiten Frage hoffen wir auf die Beistimmung aller Derer, welche

*) Niemand wird insbesondere seine abweichende Meinung in politischen Fragen zu einem Grunde gegen die Ansichten Bunsen's auf religiösem Gebiete oder die Beistimmung zu den letzteren als eine Zustimmung zu Bunsen's politischen Meinungen betrachten können.

die evangelische Kirche als lebensfähig betrachten, — selbst auf die Beistimmung der heftigsten Lutheraner, wenn sie anders nicht Luther über Christus stellen.

Wir haben oben gesehen, wie Stahl seinen Gegner Bunsen die Sprache der Emeute führen lässt. Aber das ist nicht genug. Weil Bunsen die Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse, die Selbstregierung christlicher Gemeinden verlangt, soll er auch wirklich ein Revolutionär, ein Verherrlicher der Revolution von 1848, kurz ein staatsgefährliches Subjekt sein. „Die Obrigkeit ist ihm Nichts, denn er erwähnt sie nur, um sie zu befehden. Er versteht Nichts von preussischen Zuständen, sondern urtheilt vom badischen Standpunkte u. s. w." Vielleicht ist das eine sehr einfache und besonders wirksame Weise, um die Vertheidiger der religiösen Freiheit heut zu Tage zu beseitigen. Wenn ein langjähriger, treuer Königs- und Staatsdienst einen Ehrenmann wie Bunsen vor solchen Vorwürfen nicht schützen kann, wie soll es Andern ergehen, welche nicht die Gnade oder Freundschaft ihres königlichen Herrn vor sehr praktischen Folgen solcher Anklagen zu schützen vermöchte?! Aber auf Neuheit hat diese Art des Kampfes wenigstens keinen Anspruch. Die Pharisäer und Hohenpriester, die an dem Glauben an die eigene Weisheit, in dem Fanatismus der Rechthaberei, in der Wahl ihrer Mittel zu einem gottgefälligen Zwecke hinter Hrn. Stahl und seinen Genossen sicherlich nicht zurückstanden, klagten unsern Herrn Christus selbst an, ein Aufrührer zu sein, das Volk der Obrigkeit abwendig zu machen (Lucas 29, 2.), die Gewaltherrschaft eines fremden Volkes vorzubereiten (Joh. 11, 8.). Jedes Blatt der Geschichte liefert für dasselbe Verfahren andere Belege. Wenn es aber zu den für uns erfreulichsten Seiten des Bunsenschen Werkes gehört hat, dass es gerade durch seine Be-

ziehungen zu unserm Könige dem Auslande den erfreulichen Beweis in die Hände gab, dass ein König, dem ein den allerhöchsten Intentionen so nahestehender Mann ein solches Werk zu seinem Geburtstage überreichen durfte, doch wohl nicht der abgesagte Feind aller wahren bürgerlichen Freiheit sein kann, als den ihn die ausländische Presse zu verschreien unablässig bemüht ist, — so haben wir anderseits nicht einen Augenblick die Furcht, dass jene Anklagen und Verdächtigungen Stahl's, ausser bei den Genossen seiner Partei, irgend einen fruchtbaren Boden finden und hierdurch der Sache selbst schaden könnten. Hat Bunsen eine bestimmte Form bürgerlicher Freiheit mit dem Christenthum in einen nothwendigen Zusammenhang gebracht, so ist er im Irrthum; wenn er aber überhaupt sagt, dass die bürgerliche Freiheit ihrem Wesen nach die unzertrennliche Begleiterin des Christenthums sei, so sagt er nach dem Bewusstsein der grossen Mehrheit der Christen die volle Wahrheit. Je nach der Verschiedenheit einer Masse dahin einschlagender Verhältnisse und Zustände können absolute, ständische oder constitutionelle Monarchie, aristokratische oder demokratische Republik die geeignetsten Formen bürgerlicher Freiheit sein, wie unter ihnen allen gerade das Gegentheil derselben bestanden hat und bestehen wird. Aber das ist ganz unbestreitbar, je mehr eine wahrhaft christliche Anschauungs- und Lebensweise in einem Volke zur Herrschaft gelangt, je mehr werden sich auch alle Forderungen des Wesens der bürgerlichen Freiheit erfüllen und die Formen gewinnen, die den Umständen entsprechend sind. Mit Stahlschen Augen und seinem Begriffe von Revolution betrachtet, ist ja die Lehre Christi selbst revolutionär. Denn das Christenthum predigt die Feindschaft gegen das Bestehende, es will alle Menschen als Brüder betrachtet haben, es will, dass wir prüfen sollen, was Gottes und was des Kaisers ist, es kennt am allerwenigsten den Unterschied von Ständen, es verlangt, dass wir die Welt und den Reichthum hassen, es verlangt, dass wir nur besitzen

und erwerben, um zu geben. Wer wirklich ein völliger Christ wäre, der müsste demnach ein Revolutionär werden, und das von der allerradikalsten Art, wenn nicht eben dasselbe Christenthum eine Bedingung an die Befolgung dieser Lehren, an die Verwirklichung seiner Ideen knüpfte, nämlich die Bedingung: dass seine Bekenner nur wirken sollen durch Beispiel und Ueberzeugung, dass sie der weltlichen Obrigkeit, nicht allein den gütigen, sondern auch den wunderlichen Herren gehorchen, dass sie nur in der Liebe für die Brüder handeln und leiden sollen. Darin eben liegt das Bedeutungsvolle in den durch seinen Tod besiegelten Worten des Herrn: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Verklären, veredeln, zum Reiche Gottes machen soll das Christenthum die Welt, aber in der Weise des Christenthums, nicht mit weltlichen Mitteln und irdischen Waffen. Wo immer das Gegentheil geschehen und von Gott zugelassen ist, wo man die Völker mit Feuer und Schwert zu Christen gemacht hat, da hat man gehandelt gegen Christi Gebot, und die friedlichen Missionäre, die heute, nur das Wort Gottes in der Hand, stündlich ihr Leben den ernstesten Gefahren aussetzend, die Heiden bekehren, — sie stehen, christlich betrachtet, unendlich höher, als die Könige und Anführer der Kreuzzüge, und ihr Werk wird ein grösserer Segen für die Verbreitung des wahren Christenthums sein. Die apostolischen Christen — ruft Stahl aus — liessen sich von der Obrigkeit würgen, die Puritaner würgten ihre Könige. — Daraus geht eben nur hervor, wie wenig die Puritaner bei aller Begeisterung für die Lehre Christi doch in ihrem innersten Gemüthe von seinem Geiste ergriffen waren. Wo auch heute sich Christen durch die Gewalt gegen die Gewalt vertheidigen, so beweisen sie nur, dass ihre menschlichen Leidenschaften stärker sind, als ihr christliches Bewusstsein, aber das grösste Aergerniss kommt doch von denen und wird denen viel mehr angerechnet werden, welche die Christen dazu treiben.

Aber freilich: wer ist denn ein Christ? Nach Stahl ist

es weder Bunsen, noch Spinotza, noch Lessing, noch Schiller, noch Fichte, noch Göthe, noch die Mehrzahl der „Gebildeten". Hätte Stahl sich damit begnügt, diesen Männern zu bestreiten, dass sie nicht lutherische oder auch, dass sie nicht kirchliche Christen seien, so hätten wir ihm beistimmen können. Aber darin, dass er ihnen das Christenthum überhaupt abspricht, finden wir nur eine unchristliche Anmaassung und den Grund zu einem tiefen Bedauern über die Stellung Stahl's im Kirchenregimente. Hören wir die Gründe seines Spruches über Bunsen, um daran zu lernen, an was für Dingen Stahl den Christen erkennt! Bunsen lehnt von den oekumenischen Symbolen das Nicaeische und Athanasianische ab. Er fasst die göttliche Offenbarung auf als eine Einwirkung des unendlichen Geistes oder Gottes auf den endlichen Geist oder Menschen; er glaubt daher nicht, dass Gott selber als endliches Wesen zu Moses am Dornbusch oder zu Paulus bei Damascus gesprochen habe. Er hält die Sohnschaft Christi für völlig unabhängig von der übernatürlichen Zeugung. Er hält den Glauben an die Wunder für kein wirkliches und nothwendiges Stück christlichen Glaubens. Er ist der Ansicht, dass auch im Neuen Testamente Vieles nur bildlich gesagt und zu verstehen sei. — Was bleibt danach — fragt Stahl, fragt ein Ober Kirchenrath — von der ganzen christlichen Glaubenssubstanz noch übrig? Armes Christenthum, wenn du hierauf keine Antwort hättest; arme christliche Welt, wenn Stahl dein christlicher Richter wäre! Was uns übrig bleibt?! Das Herz unsers Lebens, — der feste, unerschütterliche Glaube an die ewige Liebe Gottes, des Schöpfers, Erhalters und Regierers der Welt, — an den Gott-Menschen von Nazareth, Jesus Christus, in dem diese Liebe Fleisch geworden ist, und in dem der göttliche Geist gewohnt hat in seiner Fülle und Reinheit, — der Glaube, dass wir in Ihm und durch Ihn selig werden, hier und dort, wenn er neugeboren wird in unserem Herzen, wenn er Leben gewinnt in unserem Leben, wenn wir den Glauben an Ihn

immer mehr und mehr bewahrheiten durch die Bekämpfung unserer Selbstsucht, durch die Erfüllung des Gebotes, Gott zu lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe und aus allen unsern Kräften und unsern Nächsten als uns selbst, — der Glaube, dass wir in dem Neuen Testamente, auch ohne überall an seinem Buchstaben zu hangen, einen unerschöpflichen Schatz für die Kräftigung unsers Glaubens und die Heiligung unsers Lebens haben. Wollen wir aber ausser dem Wunder unseres eigenen Daseins, ausser den Wundern des Auges selbst und aller Dinge, der grössesten und kleinsten, die es erblickt, wollen wir nach dem grössten aller Wunder, — dass das Wort Fleisch ward und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit, — noch ein Wunder Christi zur Stärkung unseres Glaubens, so sehen wir auf die allgemeine christliche Kirche und auf das, was sie in ihren verschiedenen Erscheinungen geschaffen hat und schafft in der Welt.*) — Dieses Bekenntniss, wir sind dessen gewiss, haben wir gesprochen aus dem Herzen von Tausenden und aber Tausenden christlicher Mitbrüder. Wenn aber Stahl nun fragt: „Was denn ein solches Christenthum noch für eine heiligende und tröstende Kraft und vor Allem, was es für eine erlösende und vor Gott rechtfertigende Kraft haben könne?!" — so vermögen wir ihm nach der Erfahrung an uns selbst und an Vielen, die uns nahe stehen, zu antworten, dass es dieses Christenthum ist, welches die Fehlerhaftigkeit und Sündhaftigkeit unsers Lebens und Seins uns erkennen lässt, welches uns zum Kampf wider den irdischen, eiteln Sinn, zu alle dem Wenigen, was wir Gutes gethan, unaufhörlich antreibt, dass dieses Christenthum in den schwersten und schmerzlichsten Stunden unsers Lebens, — in dem bittern Wehe dieses Augenblickes selbst unser einziger Trost und unsere Hoffnung ist, und dass wir mit diesem Christen-

*) Ueber das letztere Wunder haben wir ausführlich in unserer Pfingstbetrachtung: „Ueber den wahren Frieden," gesprochen.

thum nach einem gläubigen Leben und seinen lebendigen Werken auch Gnade vor Gott zu finden hoffen. Amen!

Wollte Bunsen oder wollte auch irgend ein Anderer behaupten, dass der auf dem katholischen oder lutherischen oder einem andern kirchlichen Bekenntnisse stehende Christ um deswillen, weil er nach ihm an eine übernatürliche Zeugung des Herrn, weil er an Wunder, weil er an den Buchstaben des Evangeliums glaubt, kein Christ sei und zu christlichem Leben nicht kommen könne, so würde der Verkehrtheit solcher Behauptung ebenso ernst entgegen zu treten sein. Ja, wenn wir auch nicht verkennen, dass die Bekenntnisse, die äusserlichen Kirchen und die Abfindungen mit ihnen, Einigen oder Vielen ein Hinderniss werden können, dass sie nicht zu der wahren Erkenntniss Gottes gelangen, so waren und sind diese „Institutionen" doch für eine weit grössere Zahl, nach der Beschaffenheit ihrer Bildung und den Zuständen ihrer Gemüther, ein Weg zum Christenthum, ohne den sie seine seligmachende Kraft nicht erfahren haben würden. In dieser Beziehung stellen wir auch ohne Bedenken und trotz der nach unserer Ueberzeugung vorhandenen Irrthümlichkeit vieler ihrer Dogmen die katholische Kirche neben, wenn nicht sogar über die lutherische, und zwar insonderheit um deswillen, weil die katholische Kirche die weltliche Herrschaft über sie immer und bestimmt zurückgewiesen, und weil das Regiment in ihr trotz allen seinen Verirrungen doch wahrlich eher einen kirchlichen und göttlichen Charakter hat, als das „landesherrliche Regiment", sobald seine Grundlage nur eine weltliche und äusserliche geworden ist. — Die äusserlichen Kirchen sind ein gutes und heilsames Mittel, aber kein unerlässliches. Es mag schwerer sein, ja für Viele unmöglich, ohne äusserliche Gottesverehrung, ohne Betheiligung an einer Kirche der christlichen Gemeinde eine christliche Lebens-Entwickelung in sich zu fördern — aber an und für sich ist es nicht unmöglich. Wenn wir uns des Bekennt-

nisses nicht schämen, dass die häusliche Morgenandacht, das Tischgebet und der Abendsegen für uns ein religiöses Bedürfniss sind und uns durchaus Nichts daraus machen, wegen ihrer Uebung für einen Orthodoxen oder Pietisten, oder Gott weiss was zu gelten, so sind wir doch weit entfernt, auf die häusliche und öffentliche Gottesverehrung irgend ein letztes und entscheidendes Gewicht für die eigene Seligkeit zu legen, oder uns für einen besseren Christen als diejenigen zu halten, die ohne das Alles Gott anbeten im Geist und in der Wahrheit, und ihn verherrlichen durch Liebe zu den Brüdern, durch ihr Leben und Streben.

Nach alle dem, was wir nun, so kurz und unvollständig es sein mag, über die Beziehungen der bürgerlichen und der religiösen Freiheit zu einander und über unsere Auffassung des Christenthums gesagt haben, wird es Niemandem auffallen, wenn wir die völlige Freiheit der Kirche, der Kirchen und Gemeinden im Staate, zugleich als die wesentlichste Forderung wahrer bürgerlicher Freiheit und als eine wesentliche Forderung des christlichen Bewusstseins bezeichnen — mit dem Hinzufügen, dass gerade Preussen durch die baldige und rückhaltlose Gewährung dieser Forderung mit allen und in allen ihren Consequenzen der Träger eines Princips würde, welches selbst eine Grossmacht in den Gemüthern der ganzen civilisirten Welt ist, und der Stellung Preussens als europäische Grossmacht von neuem einen Glanz und eine Bedeutung geben müsste, gegen die alle wirklich oder nur angeblich erlittenen Nachtheile weit in den Hintergrund treten müssten.

Wieder Einer, werden S t a h l und Genossen ausrufen, der den religionslosen Staat will — die wahren Christen wollen den christlichen Staat. „Wir hören von wesentlich protestantischen, wesentlich christlichen Regierungen, und diese Worte haben doch nicht mehr Sinn als eine wesentlich protestantische Kochkunst oder eine wesentlich christliche Reitschule.“ Diese

Meinung spricht nicht der Verfasser dieses Buches, sondern Macaulay aus.*) Wir verweisen also, was die allgemeine Seite der Sache betrifft, an den bei weitem Grösseren. Stahl mag ihn widerlegen, — wollte er von Macaulay freilich sagen, was er Bunsen vorwirft, dass er ohne Kenntniss der wirklichen Rechtsbestände, ohne Sinn für Geschichte, ohne Klarheit der eigenen Gedanken schreibe u. s. w. — so würde das Gelächter Europa's diesen Beschuldigungen eine Antwort geben. Wir wollen den unwiderlegten und unwiderleglichen Argumenten jener Schrift nur einige Bemerkungen in Bezug auf das vorher Gesagte hinzufügen. Wenn Kierkegaard von seinem Standpunkte einen christlichen Staat verlangt hätte, so wäre das ein Staat, der von lauter vollendeten Christen bewohnt werden sollte. Ein solches Verlangen stellt Stahl natürlich für Preussen nicht auf — nach ihm leugnet ja „die grosse Zahl der Gebildeten die Offenbarung", und die religiöse Selbstständigkeit der Gemeinden wäre „die Massenherrschaft des Unglaubens." Wenn unsere Freunde und wir von einer christlichen Regierung sprächen, so hätten und haben wir eine Regierung im Sinne, deren Mitglieder und Organe nicht „indifferent" gegen das Christenthum, sondern in denen vielmehr das christliche Bewusstsein so rein und mächtig wäre, dass sie ein für alle Mal darauf verzichteten, mit äusseren Mitteln, Vortheilen oder Nachtheilen, Christenthum und christliche Gesinnung machen zu wollen. Wir wollen aber gerade, dass man aufhöre von einem christlichen Staate und seinen Verpflichtungen zu sprechen, damit die Bevölkerung und Gesetzgebung wirklich und in Wahrheit christlicher werden. Indessen wir haben ja gesehen, dass für Herrn Stahl das Christenthum gar nicht vorhanden ist, wo es nicht confessionell auftritt, also in Preussen und Deutschland — wo, wie er selbst sagt, die luthe-

*) Ueber die Emancipation der Juden (zugleich gegen die Verfolgung der Katholiken). Januar 1831.

rische und katholische Kirche „national" sind — wo es nicht katholisch oder lutherisch ist. Der christlich-preussische Staat des Herrn *Stahl* ist also halb katholisch, halb lutherisch oder reformirt, oder unirt — nach diesen *Bekenntnissen* und nach den Forderungen dieser Kirche müssen halb und halb, oder drei Fünftel zu zwei Fünftel alle Einrichtungen bemessen werden. Katholiken wie Protestanten in ihrer grossen Mehrheit werden für diese Theilung danken, die Nicht-Confessionellen auch; hiermit schwebt *Stahls* katholisch-protestantischer Staat in den Wolken.[*] Lassen wir ihn dort, um uns zu den wesentlichen der einzelnen praktischen Forderungen zu wenden, die sich aus der oben aufgestellten, allgemeinen ergeben. Die erste ist: ein klares, bestimmtes Gesetz, welches unter ausdrücklicher und unzweideutiger Aufhebung aller entgegenstehenden Bestimmungen die Freiheit in Lehre und Cultus allen religiösen Bekenntnissen mit der alleinigen Beschränkung

[*]) Der Herrn *Stahl* nahe befreundete Mann, der an der Spitze der Antragsteller für Streichung der religiösen Gleichberechtigung aus der Verfassungs-Urkunde stand, ist bekanntlich ein sehr eifriger und in hohem Range bei der Gemeinde stehender *Irvingianer*. Nach ihm müsste also der christliche Staat *Preussen* ein *irvingianischer* Staat *Preussen* werden. Hiegegen würde natürlich auch *Stahl*, der ein aufrichtiger Altlutheraner ist, seine ganze Kraft und seinen ganzen Einfluss geltend machen müssen — aber man würde ihn dann mit seinen eigenen Waffen besiegen können. Was diese Sekte selbst betrifft, so wollen wir nicht leugnen, dass Vieles, was wir von ihr gehört, und insonderheit die Schriften eines ihrer vorzüglichsten Vertreter, nicht ohne grosse Anziehungskraft für uns sind. Was aber die ganze Sache uns doch nicht wenig bedenklich macht, das ist gerade die politisch-religiöse Stellung angesehener *Irvingianer* in *Preussen*, das sind die polizeilichen Begünstigungen, deren sich diese Sekte dort zu erfreuen hat, obschon wir es — trotz der sonstigen Zuverlässigkeit der Personen, von denen wir diese Mittheilung haben — doch für nicht wahr zu halten vermögen, dass die Emissäre dieser Sekte ein Recht gehabt hätten, sich in *Copenhagen* auf die besondere Begünstigung zu beziehen, deren sich die Sekte von höchst hervorragenden Personen im preussischen Kirchenregimente zu erfreuen hätte.

gewährt, dass Nichts gelehrt und vorgenommen werden darf, was der Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung widerstreitet. Dieses Gesetz muss zugleich die Gleichberechtigung der Angehörigen aller Bekenntnisse in Ausübung bürgerlicher und politischer Rechte, also auch die Zulassung zu den öffentlichen Aemtern anerkennen, zu denen diese Angehörigen sonst nach den Landesgesetzen befähigt sind.

Wenn in irgend einem Punkte Bunsen von Stahl glücklich bekämpft ist, so ist es Bunsen darin, dass er diese Freiheit und Gleichberechtigung nur den christlichen Bekenntnissen gewährt wissen wollte. Wir hoffen aber mit Zuversicht, dass die überzeugenden Gegenbemerkungen Stahls seinen Gegner zu unserer Ansicht und nicht wieder zur Stahlschen Toleranz bekehren werden. Herr Stahl will indess die Gestattung des Cultus und den Anspruch auf Schutz des Staates in demselben nicht einmal wie in England auf alle christlichen Bekenntnisse ausgedehnt haben. Er bestreitet die Zulässigkeit solcher Freiheit „nicht sowohl im Grundsatz als für unsern Zustand.” Zu diesem Urtheile halten wir Herrn Stahl für gar nicht befugt. Wir sagen das nicht, weil er jüdischer Abstammung ist und trotz allen Bekenntnisseifers der Christ einen wesentlich jüdischen Grundton der Anschauung nicht überwunden zu haben scheint. Wir wissen, dass es viele getaufte Juden giebt, bei denen das Letztere im vollsten Maasse der Fall ist und war*), und unter den preussischen Juden selbst eine sehr grosse Anzahl, die Preussen vom Kopf bis zur Zehe

*) Dass wir nur des Einen gedenken, des unvergesslichen August Neander. Wie lebhaft steht er noch oft vor unserer Seele, wie deutlich hören wir seine Stimme, aus der so laut und unverkennbar das tiefe, reiche Herz sprach, das Herz auch für die evangelische Kirche! Wie oft denken wir noch der Sonnabend-Abende in seinem Hause, in denen wir so oft das Gefühl der Verwirklichung jener trostreichen Verheissung empfanden: „Wo zwei und Drei in meinem Namen beisamen sind, da bin ich mitten unter ihnen.”

sind. Aber wir bestreiten Herrn Stahl jene Befugniss, weil er, so viel wir wissen, erst in reiferen Jahren von auswärts nach Preussen gekommen ist und die Nation selbst wirklich kennen zu lernen nur eine sehr unvollkommene Gelegenheit gehabt hat. Für religiöse Freiheit sind die Preussen gerade ebenso fähig wie die Engländer oder die Dänen, unter denen sicherlich Niemand von Bedeutung daran denkt, die unseren Forderungen für Preussen entsprechenden Bestimmungen aus dem Grundgesetze wieder zu streichen. Aber darin stimmen wir Herrn Stahl ganz rückhaltlos bei, dass es inconsequent und verwerflich ist, von einer Religionsgesellschaft zu fordern, dass sie zur Erlangung staatlicher Anerkennung sich eine christliche nenne, wenn nicht Christus und seine Lehre der Ausgang und Mittelpunkt ihres Bekenntnisses ist. Sollten sich wirklich unter unserer christlichen Bevölkerung Personen genug finden, welche die besondere Offenbarung in Christus leugnend, dem Deismus (Glauben an einen Gott) huldigen und sich dennoch zu einer gemeinsamen Verehrung dieses Gottes gedrungen fühlen — sobald sie nur Nichts lehren und vornehmen, was gegen die Sittlichkeit ist und der bürgerlichen Ordnung nicht widerstreitet, so wollen wir auch die Freiheit dieser Gewissen geachtet und geschützt sehen. Aber nicht wie Herr Stahl der Polizei, sondern den legislativen Anordnungen und den Gerichten des Landes, wollen wir die Entscheidung über die Zulässigkeit einer solchen Sekte anheimgestellt wissen, ganz ebenso wie das Verfahren gegen christliche Sekten, wenn sie in Lehre oder Cultus oder in der Weise ihrer Proselytenmacherei der bürgerlichen Ordnung gefährlich werden. Zunächst ist die Stahlsche Furcht, dass diese religiöse Freiheit zu einer unbegrenzten Kirchen- und Sektenstiftung führen werde, ganz übertrieben. Wenn erst die Nachtheile oder die Vortheile aus den Bekenntnissen wegfallen und mit ihnen der Schein einer gewissen Popularität für unkirchliches Wesen, so wie das leichte Märtyrerthum für die religiöse Gewissenhaftig-

keit — wenn vor allem eine kräftige Organisation der evangelischen Gemeinden dem religiösen Bedürfnisse ihrer Mitglieder eine bessere Befriedigung gewährt: so werden die Haupt-Veranlassungen der Sektenbildung verloren gehen. In Dänemark, wo nun seit sechs Jahren die vollkommenste religiöse Freiheit besteht, hat sich in dieser Beziehung gar keine Gefahr gezeigt. Eine früher sehr verbreitete Sekte, die Baptisten, sind im Abnehmen — die Mormonen, die sich ja mit der Lehre von der Vielweiberei (obschon sie dieselbe in Dänemark nicht zu predigen vorgeben, um sich gegen die Polizei zu schützen) unter die von einem civilisirten Staate nicht zu duldenden Sekten stellen würden, werden bald genug ihre Rolle ausgespielt haben, deren Hauptkraft in Dänemark eben die Abneigung gegen die Staatskirche ist. Den einzigen Gewinn hat hier bis jetzt die katholische Kirche gehabt, und der Uebertritt in sie wird und muss in demselben Maasse zunehmen, in dem man die Reformation der „Volkskirche" verzögert. Aber es fragt sich ja überhaupt, ob die Stiftung so vieler „Kirchen und Sekten" der allgemeinen christlichen Kirche und dem Christenthum selbst eine wirkliche Gefahr bringt — man muss die Kirche nur nicht mit der Consistorialverfassung, ihren Trägern oder den Geistlichen selbst verwechseln. Dem sei aber wie ihm wolle, die Regierung hat gegen die Sektenbildung und gegen Lehre und Cultus allein da einzuschreiten und zwar durch die ordentlichen Gerichte des Landes, wo es sich um die bürgerliche Ordnung und Sittlichkeit handelt. Man mag den Sekten die Erfüllung formeller Bedingungen, die Einreichung ihrer Statuten, die Anzeigen des Ortes und der Zeit ihrer Versammlungen, meinetwegen auch die Einladung eines Polizeibeamten zu ihrer öffentlichen Gottesverehrung zur besonderen Pflicht machen und sie, wo sie gegen bürgerliche Anordnungen fehlen, so hart strafen als möglich, aber damit hat die Regierung ihrer Pflicht vollkommen genügt. Von der Herrn Stahl so mild erscheinenden polizeilichen Präventive, von der

Ausweisung ausländischer Religionslehrer aus Preussen — und in Berlin nicht Heimathsberechtigter aus Berlin, von der Unterdrückung sektirerischer Schriften, in so weit sie nicht sonst dem Pressgesetze anheim fallen, können die Freunde der religiösen Freiheit durchaus Nichts wissen wollen — weder als evangelische Christen, noch als Preussen. Herr Stahl findet es entsetzlich, wenn Sekten das Recht bekommen sollten, wie die evangelische und katholische Kirche, „durch Kirchen mit Thürmen und Glocken zu ihrem Gottesdienste zu rufen, die Bibel und religiöse Schriften ungestört zu verbreiten, kirchliche Feste, z. B. Mission unter freiem Himmel zu halten, dass sie als geistliche Personen anerkannt würden, ihre Kirchenbücher öffentlichen Glauben hätten, ihre Predigtamts-Kandidaten vom öffentlichen Militairdienst ausgenommen sein sollten!" Er fürchtet „dass die Sekten-Emissäre sich auf dem Domplatz aufstellen, und die so in die Kirche treten wollen, vom Höchsten bis zum Geringsten harranguiren, dass sie von Babel fern bleiben mögen, oder dass sie in die Hörsäle der theologischen Professoren treten und sie unterbrechend die Zuhörer vor der falschen Lehre warnen könnten" Es ist unerhört, welchen blinden Glauben an seine Autorität und welche eigene Urtheilslosigkeit Herr Stahl dem Publikum zutrauen muss, auf das er mit solchen Haranguen wirken will. Die Sache ist eben die, dass wir für keine Kirche und keine Sekte ein bürgerliches Privilegium wollen, was ohne Gefahr für den Zustand des Rechtes und der öffentlichen Ordnung nicht auch anderen gewährt werden könnte. Gegen die Gefahren und Missbräuche einer zudringlichen Propaganda, gegen Verhöhnung und Herabsetzung ihrer Lehren in Missionsgottesdiensten auf freien Plätzen, gegen die Störung des Hausfriedens durch Proselytenmacherei oder der Andacht auf dem Wege nach dem Gotteshause, ja sogar gegen die Unterbrechung der Lehrvorträge auf der Universität — wollen wir die Katholiken wie die Protestanten, die heute privilegirten Kirchen wie die Sekten, die

Juden wie die Deisten von der Gesetzgebung und Regierung geschützt wissen. Es ist nicht die Gleichgültigkeit gegen unser religiöses Bekenntniss, nicht die Gleichgültigkeit gegen das Christenthum, sondern gerade die völlige Ueberzeugung von der Wahrheit unseres Glaubens, das rückhaltloseste Vertrauen in die Macht dieser Wahrheit, die Hoffnung auf die Hülfe des Herrn der Kirche — das Alles ist es, was uns zu diesem Verlangen treibt, dass der Staat und seine Polizei endlich aufhöre, die christliche Kirche in seine Protektion nehmen zu wollen. Stahl weist nach, dass er viel „toleranter" als Luther ist — aber für wen anders als die Lutheraner par excellence bei aller Verehrung für diesen Gottesmann ist Luther eine infallible Autorität in diesen Fragen?! Stahl zeigt, dass Er dem von der Eisenacher Kirchenkonferenz 1855 angenommenen Satze:

> „Es ist nicht gut, wenn der Staat einseitig mit polizeilichen Maasnahmen vorgeht, ehe die Mittel geistlicher Pflege und Zucht von Seiten der Kirche an Sektirern erschöpft und wirkungslos geblieben sind,"

noch einen nicht angenommenen Schlusssatz habe beigefügt wissen wollen:

> „dass die Kirche sich sieben Mal besinnen muss, bevor sie den Staat angeht, irgend etwas von äusserer Gewalt zu ihrem Schutze anzuwenden."

Aber wer in aller Welt ist wirklich von der Einbildung und Selbsttäuschung, dass die Eisenacher Konferenz — wie viele persönliche Verehrer auch Einzelne ihrer Mitglieder haben mögen — auch nur für einen nennenswerthen Bruchtheil der Bevölkerung Deutschlands eine Spur von wirklicher Autorität hat?! Dass Stahl persönlich toleranter und klüger ist als die Majorität jener Versammlung es war, das wollen wir ihm nicht bestreiten, das ist aber für die Sache eben so gleichgültig als ob er die Kirche sich sieben oder zehn Mal besinnen lassen will, ehe sie die Polizei gegen Sektirer requiriren soll. Wer weiss, ob sich nicht auch Caiphas sieben Male besonnen hat, ehe

er das blutige Verfahren gegen unsern Herrn und Heiland „beantragte" — der in Pilatus repräsentirte Staat hat sich aber, wie wir lesen, doch selbst damals wenigstens besonnen, priesterlicher Herrschsucht seinen Arm zu leihen. Politische und priesterliche Herrsucht haben freilich zu viel Verwandtes, als dass nicht die Eine der Anderen die Hand reichen sollte, wo es die Unterdrückung Dritter gilt. Hat aber ein heidnischer Machthaber sich wenigstens „besonnen," so werden christliche Könige und Fürsten sich wahrlich gar nicht mehr blos „besinnen" können, um dann doch die Diener der Herrsucht und Verfolgungswuth zu werden, sondern sie werden solches Verlangen bestimmt und für immer zurückweisen müssen. Was die Pflicht von einer Regierung gegen Sekten fordert, muss sie thun, ohne die Anträge der Kirchen zu erwarten; wo die Letzteren mehr verlangen als die Pflicht, müssen sie belehrt werden wie die Schutzzöllner, die einer Fabrikation zu Gefallen die Freiheit des Handels unterdrückt wissen möchten. So steht es mit der „Toleranz." Die gesetzlichen Normen und Formen zu finden, ist bei gutem Willen nicht schwer. Wenn es die Stahl und Genossen nicht können, weil es ihnen eben an gutem Willen, oder an legislatorischem und organisatorischem Talente fehlt, so ist es darum noch keine Unmöglichkeit — wie sie den Leuten vorreden und ihren Reden mit „rothen Gespenstern" einen schrecklichen Hintergrund geben. Für Bunsen aber und seine Freunde bleibt auch keine Wahl. Entweder sie fallen mit ihrer halben religiösen Freiheit der scharfen Dialektik Stahls ein wohlgefälliges Opfer, ohne aufrichtige und starke Sympathie in der öffentlichen Meinung, oder sie stellen sich auf den Standpunkt der ganzen religiösen Freiheit, die von keiner Dialektik zersetzt und auf die Dauer einem christlichen Volke nicht vorenthalten werden kann. Sie mögen wählen.

Die weitere Forderung, dass der Staat den Kirchen und religiösen Genossenschaften die Leitung und Ordnung ihrer eige-

nen Angelegenheiten, sowohl der äusseren als der inneren, selbst überlasse, ergiebt sich aus dem oben Gesagten von selbst. Die Berechtigung dieser Forderung wird auch selbst von denen anerkannt und zur Geltung zu bringen versucht, die mit der völligen religiösen Freiheit nicht einverstanden sind. Aber dieselben Argumente, die gegen die religiöse Freiheit geltend gemacht werden, sprechen auch gegen die kirchliche Freiheit, d. h. gegen die Selbstregierung der Kirchen und Gemeinden. Findet man es einmal in der Ordnung, dass die Regierung die Sorge für die ewige Seligkeit der Staatsbürger übernimmt, so muss man ihr auch das Recht zuerkennen, über die Kirchen und religiösen Genossenschaften eine Aufsicht und höchste Leitung zu haben. Es ist sehr erklärlich, dass diejenigen, welche nur ein gewisses Maass von Gewissensfreiheit „für unseren Zustand" erträglich erachten, auch der Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens durch den Staat und dem landesherrlichen Regimente in der evangelischen Kirche das Wort reden. Unberechtigt und unerklärlich scheint es nur, das landesherrliche Regiment in der evangelischen Kirche zu verwerfen, die Selbstregierung der Gemeinde zu verkünden, und dabei doch noch einer Beschränkung der Gewissensfreiheit das Wort zu reden.

Fassen wir zuerst die äusseren Angelegenheiten in das Auge, so muss man von dem dargelegten Standpunkte religiöser Freiheit das Verlangen der Katholiken in Preussen, dass ihnen statt des jährlichen Zuschusses für den katholischen Cultus theils das Kirchenvermögen herausgegeben, theils der Zuschuss in eine Dotation verwandelt werde, als eine sehr wohl begründete anerkennen. Für die Regierung und Staatskasse mag diese Forderung unbequem sein. Aber dieses Schicksal theilt sie mit allen Forderungen, welche das Christenthum an alle Menschen stellt, sie seien Könige oder Tagelöhner. Fragen wir unsere Bequemlichkeit, so müssen wir den Kampf gegen die Selbstsucht, das Streben nach sittlicher Vervollkommnung aufgeben. Auch hat die Regierung in Preussen die

äussere Macht, dieses Verlangen zurückzuweisen — aber darin kann sie unmöglich einen sittlichen und christlichen Grund ihres Verfahrens finden. Denn sehen die Menschen nur in ihrem physischen Vermögen die Grenze ihrer Rechte, so dürfen sie sich vielen Genüssen ungestört überlassen, welche keine bürgerliche Gewalt, sondern nur das Gewissen bestraft. Die „Lage der Finanzen" kann in Preussen keinen Grund abgeben. Lieber die Staatsschuld erhöht — und die Schuld der Gewissen verkleinert. Man könnte doch sicher die Summe, welche jährlich für das Heer ausgegeben wird, einmal für die Dotation der Kirchen ausgeben. Aber die katholische Kirche könnte dieses Vermögen missbrauchen und verschwenden?! Richtet sich dieser Missbrauch gegen die bürgerliche Ordnung, gegen den Frieden der Angehörigen der verschiedenen religiösen Bekenntnisse, so wird die Regierung Mittel haben, seinen Aeusserungen zu begegnen. Gereicht der Missbrauch und die Verschwendung nur der katholischen Kirche selbst zum Schaden, so ist das ihre und ihrer Gläubigen Sache, wir haben kein Recht darüber mitzureden und diesen Missbrauch zu verhindern.

Statt des jährlichen Zuschusses eine Dotation der evangelischen Kirche, das ist natürlich ein eben so begründetes Verlangen, aber hier muss ebenso natürlich erst eine Kirche ausserhalb des Landes-Regiments und des Cultusministeriums vorhanden sein, deren Organen man die Dotation anvertrauen kann.*)

Was die inneren Angelegenheiten der Kirchen betrifft, so befinden sich ganz unleugbar die Katholiken Preussens heut-

*) Als eine hauptsächliche Bedingung für eine glückliche Verwirklichung dieser Ideen dürfte es sich rechtfertigen, dass man sowohl das ganze Sektenwesen, als auch die Auseinandersetzungen über das Kirchenvermögen unter das Justizministerium legt und auch ihm die Verständigungen mit den einstigen Organen der Kirche überlässt. Ein Cultusministerium ist immer ein Ausfluss der Theorie vom christlichen Staate.

zutage nicht allein in einer weit glücklicheren Lage als in den allermeisten Ländern Europa's — und das sollte von allen Katholiken dankbarlichst anerkannt werden — sondern auch im Vergleich besser als die Evangelischen selbst. Wir gönnen von ganzem Herzen der katholischen Kirche diese Freiheit und Selbstständigkeit, aber wir wünschen sie auch den evangelischen Gemeinden der „Landeskirche." Es ist ganz gewiss ebenso unsittlich, wenn ein katholischer Priester gegen sein Gewissen und das Gebot seiner Kirche, eine Misch-Ehe kirchlich einzusegnen seitens der Regierung gezwungen werden soll, wie derselbe Zwang gegen einen lutherischen Pastor sein würde, geschiedene Ehegatten zu trauen. Nur muss den Betheiligten die Möglichkeit geboten sein, ohne jene Einsegnungen eine bürgerlich gültige Ehe eingehen zu können, nur muss man im letzteren Falle sich von dem lutherischen Pastor an einen reformirten, unirten oder irgend anderen christlichen Prediger wenden dürfen, ohne deshalb aus der „Staatskirche" gestossen zu werden. Mit dieser kirchlichen Selbstständigkeit hängt es zusammen, dass wir auch der katholischen wie der evangelischen Kirche das Recht eingeräumt wissen wollen, die theologischen Fakultäten zu besetzen. Nur müssen denn natürlich auch die Dotationen dieser Lehrämter aus den kirchlichen Mitteln bestritten werden. Für die Regierung und den Cultusminister bleibt ja dann immer noch in der philosophischen Fakultät ein reiches Feld, eine bestimmte Philosophie in ihre besondere Protektion zu nehmen, und auch von einem Professor der Medicin erst Garantien seiner politischen und kirchlichen „guten Gesinnung" zu verlangen, ehe man ihm einen medicinischen Lehrstuhl anvertraut. Es ist hier nicht der Ort die Consequenzen dieser religiösen Freiheit und kirchlichen Selbstständigkeit im Einzelnen weiter zu verfolgen. Wo man uns aber eine Forderung nachweist, die wirklich eine Consequenz dieses Princips ist — nicht eine Carrikatur desselben oder ein Einfall seines Gegners — so erkennen wir im Voraus die Berechtigung dieser

Forderung an. Es ist nur die Sache der Unklarheit und der Feigheit, die guten und angenehmen Seiten eines Systems sich aneignen, aber die nach der Natur menschlicher Unvollkommenheit damit verbundenen Nachtheile vermeiden zu wollen. Man muss vor der Entscheidung für ein Princip seine Consequenzen, die bequemen und unbequemen, gewissenhaft gegen einander abwägen. Ist aber die Entscheidung einmal gefallen, so muss man durch die hervortretenden Uebelstände nicht irre werden, sondern sie mit Kraft, Beharrlichkeit und Liebe zu überwinden suchen. Von allen Systemen Etwas nehmen, heute nach dem einen, morgen nach dem anderen Principe verfahren, das giebt jenen Galimathias der Grundsatzlosigkeit, an dem weder in Politik noch Religion Jemand eine wahre Freude haben kann. Die der Union nicht beigetretenen Reformirten, die Menoniten, die Brüder- und die Baptisten-Gemeinde erfreuen sich kirchlicher Selbstständigkeit. Wir haben nicht gesehen, dass dieselben dem Staate Gefahr oder dem Unglauben in ihnen eine Nahrung gebracht hätten. Auch ist kirchliches und christliches Leben in diesen Gemeinden mächtig und fruchttragend, ohne dass der Staat Professoren an den Universitäten für sie unterhält. — Einen Eindruck der peinlichsten Art hat es aber sicher auf die Mehrzahl sittlich unabhängiger Menschen hervorgebracht, als sie kürzlich wieder lasen, dass das Berliner Polizei-Präsidium einem von den Vorstehern der dasigen jüdischen (nicht einmal reformjüdischen) Gemeinde eingereichten Statut seine Genehmigung versagt habe, weil ein Mitglied jenes Collegiums „aus conservativen Gründen" gegen jenes Statut protestirt hätte. Hier dürfen selbst der vollsten Zustimmung des Herrn Stahl zu begegnen, alle diejenigen hoffen, die bei aller Hochachtung vor dem Berliner Polizei-Präsidium, bei der aufrichtigsten Bewunderung der polizeilichen Talente seiner Organe und der guten Eigenschaften ihres Chefs, diese Behörde zwar für sehr wohl geeignet halten, Reglements aller anderen Art (für die verschiedenartigsten nützlichen und unnützlichen Vereine, für Drosch-

kenkutscher, Bordelle u. s. w.) zu erlassen, dass sie aber vielleicht eben wegen dieser Vielseitigkeit weder befugt, noch geschickt sei, die Statuten einer religiösen Gemeinde zu revidiren und endgültig zu genehmigen. Wir bezweifeln durchaus nicht, dass das Polizei-Präsidium in diesem Falle die Macht haben wird, die jüdischen Repräsentanten zu zwingen, die anstössigen Bestimmungen aus dem Statut zu entfernen, aber wir beklagen es von ganzem Herzen, dass in Preussen der bürgerlichen Polizei eine solche Macht beigelegt ist. Die Juden in Dänemark sind für ihre religiöse Entwickelung dergleichen polizeilichen Controllen nicht unterworfen. Jüdische Rechtgläubigkeit wird hier von keinem christlichen Präsidium protegirt, jüdische Reformlust von keiner weltlichen Behörde verhindert, und die Rechtgläubigkeit besteht doch, und die Reform geht doch vorwärts, ohne den Staat über den Haufen zu werfen. Aber die dänischen Juden sind vielleicht ebenso viel besser als die preussischen Juden, wie die dänischen Christen besser und der religiösen Freiheit würdiger sind, als die Christen in Preussen?! Lassen wir das dahingestellt. Der Wunsch einer völligen Emancipation der Juden auch in Preussen kann keine Frage der Sympathie für oder gegen sie, sondern muss eine Frage der Gerechtigkeit sein. Wir betrachten diese Emancipation in noch höherem Grade wie als ein Recht der Juden, als eine Pflicht der Christen. Welchen praktischen Erfolg die gesetzliche Emancipation haben wird — ob Juden durch sie in grösserer oder kleinerer Zahl, oder gar nicht in die Vertretungen des Landes, in die Obrigkeiten der Städte, in die öffentlichen bürgerlichen Aemter kommen werden, das ist eine andere Frage. Ueber getäuschte Erwartungen in dieser Beziehung haben dann die Juden eben so wenig ein Recht zu klagen, als die grosse Zahl der Christen, die auf solche Vorzüge ebenfalls verzichten müssen. Der König soll gesetzlich das Recht haben, einen Juden zum Richter oder Geheimen Rath zu ernennen, nicht die Verpflichtung. Aber die Regie-

rung soll nicht das Recht haben, z. B. einem zum Juden gewählten Bürgermeister die Bestätigung, oder einem Juristen, der die erforderliche Qualifikation sich angeeignet hat, die Advokatur zu verweigern, weil sie Juden sind. Die Emancipation der Juden mag für die Theorie des „christlichen Staates" ein Unglück sein, für die Praxis aber ist sie es sicherlich nicht.

Was aber sagt Ihr Verkünder einer „unerhörten" Freiheit der Kirche zu dem jüngsten Concordat Oesterreichs mit dem päbstlichen Stuhle? Da ist ja Eure gepriesene Selbstständigkeit der katholischen Kirche, — wünscht Ihr ein Gleiches für Preussen? Die Antwort ist dieses Mal leichter, als die Frage vernünftig ist. Wir haben nicht die äusserliche Herrschaft der Kirche über den Staat, nicht ein Privilegium einer Kirche über die Genossen Anderer, nicht die Theilung weltlicher Souveränitätsrechte zwischen Staat und Kirche, sondern lediglich und allein die Freiheit der Kirche im Staate vertreten. Wo das Concordat nur diese Freiheit und Selbstständigkeit will, kann man ihm auch nur beistimmen; wo es mehr oder weniger die Kirche in das staatliche Gebiet mit äusserlicher Macht und äusserlichem Rechte übergreifen lässt, ist es für uns verwerflich. Freilich: wäre die kaiserlich österreichische Regierung in der Lage gewesen, die Freiheit der Gewissen und die Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse für das Kaiserreich zu verkündigen, so war ein Concordat mit dem päbstlichen Stuhle ganz überflüssig. Da es aber für die kaiserliche Regierung eine Nothwendigkeit war, so musste es auf Kosten anderer Bekenntnisse erfolgen. Aber zu was Anderem hilft denn alles Deklamiren gegen Oesterreich, zu was Anderem hilft die literarische Fehde zwischen den beiderseitigen Pressorganen, als dass das Ausland immer klarer und deutlicher sieht, wie die gepriesene Einigkeit deutscher Regierungen doch nur sehr äusserlich ist und ihre mehr als wunde Stellen hat. Wir haben sicherlich keine zu kleine Meinung von der Macht Preussens und keine zu grosse von derjenigen Oester-

reichs, — aber das ist uns gewiss: ein Friedrich II. auf dem Kaiserthrone in den letzten Jahren, und unsere Feodal-Christen wären Schlesien wie die Rheinprovinzen wieder los geworden, und hätten auf das alte und wahre Preussen die Verwirklichung ihrer alleinseligmachenden Theorien beschränken können. Danken wir Gott, dass uns Zeit gegeben ist, uns zu besinnen. Was Oesterreich heute nicht kann, Preussen vermag es. Antwortet Preussen auf das österreichische Concordat mit der Gewährung und Anerkennung völliger religiöser Freiheit: so ist trotz Alle und Alle dem für Preussens Stellung in Europa Nichts verloren, sondern Alles zu hoffen.

Wir kommen zu der speciellen Verfassungsfrage der evangelischen Kirche. Wenn wir dabei von einigen Bemerkungen über die Union ausgehen, so geschieht es nicht, weil uns — was nach Stahl heut so häufig geschieht*) — die Union höher steht als das Christenthum, sondern weil der Streit über diesen Punkt zwischen Bunsen und Stahl eine passende Anknüpfung zur Erörterung der ganzen Frage zu gewähren scheint. Auf die Pietät gegen Friedrich Wilhelm III. oder Friedrich Wilhelm IV. — wie es Bunsen und Stahl thun — gedenken wir uns hierbei eben so wenig zu berufen, wie für eine bestimmte Meinung darüber, was unser hochseliger König und Herr, gesegneten Andenkens, mit der Union in seinem

*) Ob die Thatsache richtig ist, mag Stahl näher begründen. Jedenfalls hat er kein Recht, den Vertretern solcher Richtung aus ihrer Einseitigkeit einen Vorwurf zu machen. — Stahl, der (S. 29), wenn der aus der religiösen Freiheit und Anerkennung des Rechts der Gemeinde gefürchtete chaotische Zustand eintritt, hofft, dass dann aus dem Kerne, dem Lutherthume, mit Gottes Hülfe gewiss wieder eine Kirche erwachsen werde! Da ist denn doch kein Zweifel, dass ihm das Lutherthum höher steht als das Christenthum!

innersten Herzen gewollt hat, die ausschliessliche Richtigkeit in Anspruch zu nehmen. Allerdings scheint uns der wahrhafte, praktisch-religiöse Sinn dieses Königlichen Herrn die Annahme zu rechtfertigen, dass es Ihm darauf ankam, dass seine evangelischen Landeskinder, die Lutherischen und Reformirten, über die Verschiedenheit ihrer Bekenntnisse nicht die Einigkeit ihres christlichen Glaubens und seiner Pflichten vergessen, und dass die innere Eintracht durch ein einheitliches Kirchenregiment und die gemeinschaftliche Feier des heiligen Abendmahls eine äussere Gestalt und Ausdruck empfangen sollten. Mit dieser Forderung an die Gemeinden legte sich natürlich auch das Kirchenregiment selbst die Verpflichtung auf, von einer besonderen Betonung der Verschiedenheit der Bekenntnisse abzusehen, sich an das Beiden Gemeinschaftliche zu halten; daher auch die geistlichen Stellen vorzugsweise mit Predigern zu besetzen, denen bei aller Anerkennung des Rechtes der verschiedenen Bekenntnisse in ihrer Gemeinde und bei der eigenen Entscheidung für das eine oder das andere Bekenntniss doch die Förderung des kirchlichen Lebens auf dem Grunde des Evangeliums die Hauptsache war und ist. Ob man bei der Ausführung dieser Königlichen Idee überall mit rechter Vorsicht und Klugheit verfahren, ob lutherischen Pastoren, welche sich selbst widersetzten und ihre Gemeinden zum Widerstande gegen das Kirchenregiment anfeuerten, mit ihrer Entsetzung von Amt und Würden Recht oder Unrecht geschah, — das sind Fragen, mit denen wir es hier nicht zu thun haben. Selbst in ihrer ungünstigen Beantwortung kann noch keine Verdammung der Idee selbst liegen. Eine Union dieser Art — mochte der letzte Gedanke der königlichen Seele sein, aus der sie hervorging, — wird allmählig auch zu einer Union des Bekenntnisses, d. h. zu einem neuen Bekenntnisse führen, das sich dasjenige der evangelischen Landeskirche Preussens nennen kann. Diese Auffassung von der Bedeutung und dem Ziele der Union mag eine irrige sein, aber sie ist jedenfalls

diejenige, die in Fleisch und Blut der evangelischen Bevölkerung Preussens übergegangen war. Bunsen giebt dieser Thatsache trotz der von Stahl vermissten Klarheit einen sehr deutlichen Ausdruck, wenn er sagt: „Die Union nimmt grundsätzlich keiner Gemeinde ihr Bekenntniss. Umgekehrt, sie legt ihr zwei in den wesentlichsten Punkten übereinstimmende und doch von einander unabhängige Reihen von Bekenntnissen und evangelischen Büchern vor." Bunsen wird daher auch gar Nichts dagegen einzuwenden haben, wenn ihm Stahl die Meinung unterlegt, dass, wenn auch die Theologen verschiedenen Lehrtypus als blosse wissenschaftliche Konceptionen (wir setzen hinzu, auch als ihre individuelle Glaubensnorm) behalten mögen, doch darum die Gemeinden in der preussischen Landeskirche sammt und sonders alle auf dem „gemeinsamen, neutralen" evangelischen Bekenntnisse, und nicht mehr auf dem lutherischen und reformirten stehen sollten. Von dieser allgemeinen (wir behaupten deshalb noch nicht, allein richtigen) Auffassung der Union Friedrich Wilhelm's III. aus müssen denn auch die Klagen völlig gerechtfertigt erscheinen, die nicht Bunsen allein, sondern alle wahren Freunde der Union, Geistliche und Laien, über die Zusammensetzung und Richtung des Ober-Kirchenrathes und der ihm untergeordneten und nebengeordneten Kirchenbehörden erheben. Aber damit, wie gesagt, ist noch nicht ausgeschlossen, dass die Absicht und Bedeutung jener Union allgemein missverstanden, und hingegen die Auffassung, welche das heutige Kirchenregiment der Union gegeben hat, oder die neue Art von Union, die es zu erhalten oder zu schaffen bestrebt, viel preiswürdiger sei. Nach der Auffassung Stahl's, des hervorragendsten Mitgliedes des Ober-Kirchenrathes, soll sich die Sache so verhalten: Union ist nur Kirchenregiments- und Abendmahls-Union (die Bekenntniss-Union nennt er ausdrücklich den Gegensatz zu seiner Union). Die Gemeinden in Preussen stehen zum allergrössesten Theile entweder auf dem lutherischen oder

reformirten Bekenntnisse; diejenigen Gemeinden, welche auf dem übereinstimmenden Inhalte beider Bekenntnisse (d. i. Consensus oder Bekenntniss-Union) gebaut sind, erscheinen als Ausnahme. Auf dem Consensus stehen die Militairgemeinde, die Universität Bonn, einige wenige kombinirte Gemeinden, in grösserer Anzahl nur die rheinischen Gemeinden! Das sagt Herr Stahl, und wenn das wirklich wahr wäre, was er sagte, so befände sich die Union in vollster Blüthe, es drohte ihr auch gar keine Gefahr darin, dass, wie Krummacher neulich so treffend gesagt, die Lutheraner und Reformirten auf dem Punkte sind heftiger aneinander zu gerathen, denn je zuvor. — Die Organisation des Ober-Kirchenrathes wäre die glücklichste von der Welt! Können aber selbst die allerhöchsten Instruktionen, auf welche Stahl sich beruft, nur den Willen und die Meinung unsers königlichen Herrn konstatiren, aber niemals faktische Verhältnisse anders machen, als sie sind, so kann noch viel weniger Herr Stahl durch seine Meinung einen wirklichen Zustand verändern, und noch viel weniger hört deshalb ein Zustand auf, wirklich zu sein, weil Herr Stahl nicht beliebt hat, von ihm Kenntniss zu nehmen. Betrachtet man die Sache etwas genauer, so wird sich ergeben, dass am allerwenigsten Herr Stahl Herrn Bunsen Unkenntniss der kirchlichen Zustände vorwerfen durfte. Es ist von „Gemeinden" die Rede. Vielleicht hätten wir Stahl noch Recht geben können, wenn er überall statt des Wortes „Gemeinden" das Wort „Geistliche" gesetzt hätte.*) Auf welche Weise die Mehrzahl

*) Gerade die Anführung der Militairgemeinde, die sich ja in der überwiegenden Anzahl ihrer Mitglieder jährlich verändert, beweist, dass Herr Stahl unter Gemeinden nichts versteht als — Geistliche. Wären der verehrte Feldprobst der preussischen Armee, Herr Bollert, oder die Mehrzahl der ihm untergeordneten Geistlichen so eifrige Anhänger des Lutherthums, wie es Herr Stahl und eine Zahl von Geistlichen in der Landeskirche, so würde auch die Militairgemeinde keine „Ausnahme" geblieben sein.

der preussischen Geistlichen dahin gebracht wurde, den Consensus zu verlassen, — wenn sie wirklich dahin gekommen ist, — das übergehen wir für jetzt. Stahl spricht ja selbst von „Gemeinden". Eine evangelische Gemeinde ist eine Anzahl christlicher Familien, welche zu einem Kirchensprengel gehören, grösstentheils nach territorialer Begrenzung. Will man nun sagen, diese und jene Gemeinde steht auf lutherischem, auf reformirtem, auf unirtem Bekenntnisse, so kann das vernünftiger Weise doch nicht heissen: Der Herr Pfarrer mit so und so vielen oder wenigen Gemeindegliedern steht auf diesem Bekenntniss, sondern: wenn nicht alle Gemeindemitglieder, so doch die weit überwiegende Mehrzahl steht auf demselben. Damit, dass Jemand von einem reformirten oder lutherischen oder unirten Prediger das heilige Abendmahl nimmt, oder mit grosser Erbauung seine Predigten hört, ist noch nicht gesagt, dass er sein Bekenntniss theilt. Stahl wird nicht bestreiten, dass ein Bekenntniss der Ausdruck des Glaubens ist, ja wir hoffen von ihm, dass wir sogar in unserer Auffassung von dem Glauben selbst mit ihm völlig einig sind. Was ist Glauben, was heisst glauben? Eine inhaltsschwere Frage, doppelt wichtig für uns Protestanten, die wir allein in der Rechtfertigung durch den Glauben den Grund und die Hoffnung unserer Seligkeit finden sollen, — wir Protestanten, die wir selbst darüber nachdenken müssen, da es uns nicht helfen kann, wenn die Geistlichen oder die Kirche das Denken und Glauben auch für uns übernehmen wollten. Im religiösen Sinne haben diese Wörter offenbar eine andere Bedeutung, als im alltäglichen Leben. Hier heisst „glauben" gewöhnlich so viel, als nicht wissen, keine bestimmte Meinung oder keine Gründe für dieselbe haben, „dafür halten". Auch brauchen wir das Wort für Dinge, die uns sehr gleichgültig sind. Glauben im religiösen, im christlichen Sinne heisst etwas ganz Anderes. Der Glaube, sagt der Apostel, ist eine gewisse Zuversicht dess, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.

(Ebräer 11, 1.) Was wir religiös glauben, muss für uns eine Gewissheit, eine von allem Zweifel befreite Hoffnung sein. Die Zukunft des religiösen Glaubens ist daher nicht das Wissen, sondern das Schauen. Im religiösen Sinne hat man sogar das vollste Recht zu sagen, dass der Glaube höher stehe, als das Wissen, und Diejenigen, die z. B. mit dem General-Superintendenten Hoffmann an den Buchstaben der Bibel glauben, wirklich glauben, müssen seinem Ausspruche vollkommene Zustimmung schenken, dass die Naturwissenschaft umkehren müsse und völliges Unrecht habe, wo sie mit einem Ausspruch des Alten Testamentes in Widerspruch geräth. Was wir wirklich glauben, das wissen wir auch; — freilich sind wir auf einem anderen Wege zu diesem Wissen gelangt, als zu allem andern menschlichen Wissen, auch haben wir für jenes nicht die wissenschaftlichen Beweise, die wir für dieses fordern; aber das Wissen des Glaubens ist deshalb doch viel bestimmter und mächtiger in uns. Das menschliche Wissen fordert Beweise und wird durch sie widerlegt, — auf das Wissen des Glaubens sind alle Gegenbeweise ohne Wirkung. Dasjenige, von dem wir sagen, dass wir es glauben, muss nach unserm innersten Gefühl ein so wesentliches Stück unsers inneren Lebens und von so entscheidendem Einflusse auf unser Denken und Wollen sein, dass es uns nicht genommen werden kann, ohne uns zu vernichten oder uns ganz und gar umzugestalten. Der natürliche Mensch kann recht wohl ohne Arme und Beine, selbst ohne Ohren und Augen leben, aber nicht ohne Herz und Gehirn. Für den gläubigen Menschen ist der Glaube das Herz und Gehirn seines innern Lebens.

Man kann von der Unvollkommenheit unseres Glaubens reden in Bezug auf religiöse Ueberzeugungen, die zwar die eben aufgestellten Kriterien erfüllen, die aber durch unsere menschliche Schwäche und Sündhaftigkeit, durch die Verführungen der Welt und der eigenen Selbstsucht in uns zurückgedrängt und geschwächt werden, aber wir können von gar

keinem Glauben an die Thatsachen oder an die Lehren sprechen, die wir als von keinem entscheidenden Belang für unseren Frieden hier und unsere Seligkeit dort betrachten, gegen die sich unser inneres Leben mehr oder weniger gleichgültig verhält. Ein wirkliches Bekenntniss unseres Glaubens darf daher solche Thatsachen und Lehren nicht enthalten. Auch ist es eine Unredlichkeit und Täuschung, die von den Kirchengläubigen mit vollem Rechte zurückgewiesen wird, wenn wir, um uns mit einem kirchlichen Bekenntnisse in einen äusserlichen Einklang zu bringen, den Worten einen anderen bildlichen oder philosophischen Sinn unterlegen, als ihnen von denen gegeben ist, die das Bekenntniss zuerst aussprachen und von denen die Kirche es übernommen hat. Unter der Bedingung, sich Bekenntnisse und Gebräuche zurechtlegen zu dürfen, wie es ihnen gerade passt — philosophisch, poetisch, romantisch — könnten wirklich alle Evangelischen in die katholische Kirche zurückkehren. Wie ihre Organisation und ihre Mittel grossartig sind, so lehrt sie doch wirklich auch Nichts, dem man nicht irgend eine vernünftige oder geistreiche und poetische Seite abgewinnen könnte. Aber mit dieser Bekenntnissdeuterei ist es nun einmal nichts, und wenn wir daher fragen, wie verhalten sich in Preussen die evangelischen Christen zu den kirchlichen Glaubensbekenntnissen, so fragen wir nicht etwa, wie gut oder schlecht wissen sich die Evangelischen mit diesen Bekenntnissen zurecht zu finden und sie in ihre individuellen Meinungen und Anschauungen zu übersetzen, sondern wir fragen: enthalten diese Bekenntnisse den genauen Ausdruck des Glaubens — nichts weniger aber auch nichts mehr — Aller oder auch nur der Mehrheit ihrer äusserlichen Bekenner? Auf diese Frage aber muss Jeder, der das Volk kennt, mit ihm lebt, und der kein Interesse hat, die Wahrheit zu vertuschen, mit einem Nein antworten. Die Mehrzahl der Gemeinden und die grosse Mehrzahl in den Gemeinden der Landeskirche steht mit ihrem Glauben, in der allein richtigen Be-

deutung des religiösen Glaubens, am allerwenigsten auf den Bekenntnissen der lutherischen Kirche. Das ist die Regel; wo das Gegentheil stattfindet, ist es Ausnahme. Wir fällen dieses Urtheil nicht in das Blaue hinein, sondern nach den Wahrnehmungen und Erfahrungen, die viele andere Männer von einem ernsten Streben nach Wahrheit auch in geistlichen Aemtern und wir selbst in den verschiedensten Kreisen des Lebens gemacht haben. Bunsen's Aufrichtigkeit über seine Stellung zu den Bekenntnissen wird ihn sicherlich, ausser bei der politisch-religiösen Partei des Herrn Stahl, weder um den Ruf eines gläubigen Christen bringen, noch die Meinung erzeugen, dass er die Verhältnisse in Preussen nicht gekannt habe. Wer aber nun diese Verhältnisse weder durch seine Macht, noch durch sein aufrichtiges Bedauern, noch durch seinen Aerger über dieselben aus der Welt schaffen kann, der muss auch zugeben, dass ein Kirchenregiment, welches auf diesen Bekenntnissen beruht, an christlicher Macht und Bedeutung verloren hat. Es kann sich äusserlich aufrecht erhalten durch weltliche Macht und irdische Mittel, durch eine grosse Zahl bezahlter Beamten, aber das Objekt der Regierung ist verloren gegangen. Dass dem in Preussen wirklich so ist, dafür haben wir ja in Stahl eine ganze unvergleichliche Autorität. Die grosse Zahl der Gebildeten und die Massen, sagt er, sind ungläubig, die Feindschaft gegen die Intoleranz ist die Feindschaft gegen den Glauben. Er hat darin ganz und vollkommen recht, wenn er nur statt „ungläubig" sagen wollte „nicht rechtgläubig im Stahlschen Sinne" und statt Glauben „den ausschliessenden Kirchenglauben". Denn wären die Massen wirklich ungläubig in dem eigentlichen Sinne des Wortes, hätten sie keine gewisse Zuversicht dessen, was sie hoffen, zweifelten sie wirklich an dem, was sie nicht sehen, glaubten sie nicht an Gott, den Erhalter und Regierer der Welt und an seine ewige Vaterliebe — dann wäre es nicht allein mit der Kirche, sondern auch mit der bürgerlichen Gesellschaft in

Kurzem ganz und gar vorbei. Stände das weltliche Regiment unseres Königs und Herrn, das Königshaus selbst, zu dem Bewusstsein der überwiegenden Mehrheit der preussischen Bevölkerung nur in demselben Verhältnisse wie dieses Bewusstsein zu dem Glauben an die kirchlichen Bekenntnisse, dann wäre das Königthum und damit Preussen selbst seinem Untergange nahe genug.

Wir sehen: mit welchem Eifer auch Stahl seinen Gegner bekämpft, mit welchen Mitteln — die Verdächtigung und Drohung *) nicht ausgeschlossen — er an entscheidender Stelle die reformatorischen Vorschläge Bunsen's unwirksam zu machen sucht, in einer Hauptsache, in der Charakterisirung des gegenwärtigen Zustandes, stimmt er völlig mit ihm überein. Dass dieser Zustand betrübt und unhaltbar ist, auch darüber ist zwischen Bunsen und Stahl keine Verschiedenheit. Es fragt sich, wie dem bedenklichen Zustande abgeholfen werden kann, d. h. worin der Sitz des Uebels zu suchen ist. In der Verfassung der evangelischen Kirche, sagen wir mit Bunsen. Wohl verstanden, wir klagen nicht das Kirchenregiment und am allerwenigsten seine Spitzen an, dass es diesen Zustand durch Mangel an lebendigem Interesse für die Kirche oder gar in der Absicht herheigeführt habe, die Kirche zu einem Mittel weltlicher Herrschaft zu machen. Wir behaupten nur, dass es trotz des besten Willens des Kirchenregimentes mit dieser Verfassung zu keinem anderen Resultate kommen konnte und

*) Ganz wie die „kleinen Herren" behaupten, dass ihre angestammte Autorität durch kein verfassungsmässiges Gesetz berührt werden dürfe, vielmehr die Gesetzgebung in dieser Autorität ihre Schranken habe, macht Herr Stahl (S. 151) in sehr geschickter Weise bemerklich, dass der landesherrliche Kirchen-Regent an dem „Bekenntniss" und der „geschichtlichen Fundation der Kirche" die Schranken für seine Entschlüsse finden müsse. Damit wären denn die königlichen Zusagen der Selbstständigkeit der Kirche schon selbst als ein Unrecht bezeichnet und die Hoffnung auf ihre Erfüllung als eine Thorheit!

kann, nachdem sie einmal ihre Basis, die Geltung der kirchlichen Bekenntnisse in dem Bewusstsein der Gemeinden, verloren hatte. Wer heute den staatlichen Zustand Preussens betrachtet, der sagt mit Stolz und mit dankbarem Herzen: das ist die Schöpfung der preussischen Fürsten und Könige. Nichts als die Allgemeinheit und Macht dieses Bewusstseins ist den Freunden constitutionellen Lebens so gefährlich gewesen, nichts ist ihnen noch heute so hinderlich. Mit gleichem Danke gegen die Vorsehung erkennen wir auch an, dass das preussische evangelische Kirchenregiment in der Gesinnung und dem Leben seiner höchsten Bischöfe eine Reihe von Fürsten zählt, die sich um die Förderung christlichen Sinnes wohl verdient gemacht haben — ja wir zählen unter sie auch unseren, von den „Aecht-Conservativen" als Revolutionair, von den „rechtgläubigen Christen" als unchristlich, mindestens als glaubensgleichgültig bezeichneten Friedrich den Grossen. Wir glauben, dass er durch seine Handlungen für die evangelische Kirche und die Förderung christlichen Lebens in ihr sich ebenso wohl verdient gemacht, wie um die deutsche Wissenschaft und Kunst, obgleich (vielleicht auch weil) seine persönliche Neigung und Gunst sich dem Auslande zuzuwenden schien. Wenn es nun trotz des seltenen Glückes, das wir in den höchsten Trägern des Kirchenregiments gehabt haben, doch zu diesem lockeren, losen, unwahren Zustande gekommen ist, so bleibt keine andere Annahme, als dass die Mittel, die dem höchsten Bischofe in der Organisation der Kirche zu Gebote standen, weder ausreichend waren noch sind, um das Bekenntniss in Uebereinstimmung mit dem Bewusstsein der Gemeinden zu erhalten und das kirchliche Leben und seine Früchte so zu fördern, wie es Herr Stahl nicht dringender wünschen kann, als wir selbst. Einer der Hauptfehler dieser Organisation aber war und ist, dass sie das evangelische Recht der Gemeinden nicht zu der Geltung kommen lässt, auf die sie vollen Anspruch haben. Aus den Gemeinden muss das Bekenntniss, muss das Regiment

der Kirche hervorgehen. Als die Bekenner der Augsburgischen Confession sie dem Reichstage überreichten, erklärten sie ausdrücklich in der Einleitung, dass diese Confession der gegenwärtige Ausdruck des Glaubens der Evangelischen sei und behielten sich eine Aenderung des Bekenntnisses vor, sobald das Bewusstsein der Evangelischen solches verlange. Dieses Verlangen ist längst eingetreten, man hat es aber wirklich ignorirt, oder man will es ignorirt haben. Sollten die Bekenntnisse ein todter Papst sein — dann lieber einen lebendigen, der mit der Kirche in lebensvoller Verbindung steht! Wenn aber Stahl an der Stellung ein Aergerniss nimmt, die mit Bunsen das Bewusstsein der überwiegenden Mehrheit der Evangelischen dem Geistlichen in und zu der Gemeinde anweist, so muss er seine Angriffe gegen das Evangelium selbst richten. Nach ihm sollen die Apostel und Bischöfe nichts Anderes als Diener und Gehülfen sein — niemals Herren. Um eine solche Stellung zu karikiren und lächerlich zu machen, dazu gehört weder eine Gelehrsamkeit noch ein reichbegabter Geist, wie sie Herr Stahl besitzt. Der Prediger in Copenhagen, dessen wir oben erwähnt haben, bekennt sich auch durch sein ganzes Thun und Leben zu jener Stellung, und doch giebt es sicherlich nur wenige Prediger in Dänemark und Preussen, die eine grössere Macht über ihre Gemeinde und ein grösseres Ansehn in ihr hätten. Könnte der König von Dänemark solches verleihen, er würde sicherlich alle anderen Geistlichen auch damit begnadigt haben. Aber dieses Ansehn und diese Macht der Prediger müssen aus ihrem und ihrer Gemeinden Glauben, aus ihrer ernsten bethätigten Liebe und Treue für das Amt kommen — aus königlichen, ministeriellen oder consistoriellen Bestallungen erwachsen sie nun und nimmermehr. Wem eine solche Stellung als Prediger nicht behagt, der bleibe von ihr. Der Dienst in der Kirche soll und darf kein Tummelplatz sein für weltlichen Ehrgeiz oder für junge Leute, die etwas Anderes als Theologie

zu studiren wohl Lust, aber kein Geld haben. Ist erst die evangelische Kirche frei und selbstständig, so werden sich christliche Männer genug finden, die sich ihrem Dienste weihen. Diese Kirche soll und darf nichts Anderes werden, als ein Verein von Gemeinden in Regiment und Cultus, deren Mittelpunkt der Glaube an Christus und sein Evangelium ist. Wer eine prachtvollere Organisation der Kirche, einen specifischen Unterschied zwischen Priester und Laien sucht, der suche ihn bei den Römisch- oder Griechisch-Katholischen oder bei den Neu-Lutheranern. Das einfache Bekenntniss, über welches sich — wir hoffen es zu Gott — eine constituirende Kirchenversammlung sicherlich einigen würde, soll aber weder für das einzelne Gemeindemitglied, noch für ganze Gemeinden, die sich ihm anschliessen, die anderen Bekenntnisse verdrängen. Sie mögen und können neben einander fortbestehen, wie es in der Union der Fall war. Der Eifer und die Thätigkeit der Prediger hat wirklich auch ausser dem Kriege für und gegen besondere Bekenntnisse ein weites Feld genug, um für Christus und seine Kirche streiten zu können. Wo aber Gemeinden sich finden, die ohne priesterliche Hetzereien zu der Erklärung kommen, dass sie bei einem besonderen Bekenntnisse in wirklichem Glauben stehen bleiben können und um ihres Gewissens willen stehen bleiben müssen, so mögen sie in Frieden aus der allgemeinen evangelischen Kirche Preussen's ausscheiden, sei es, dass sie sich mit Gleichgesinnten vereinigen oder allein bleiben*). Ein Nachtheil keinerlei Art darf ihnen hieraus erwachsen und kann ihnen erwachsen, wenn die religiöse Freiheit durch die Erfüllung der in dem ersten Abschnitte bezeichneten Forderungen eine Wahrheit geworden ist.

*) So würde man mit Freuden Herrn Stahl an der Spitze der altlutherischen Kirche sehen, denn abgesehen von seiner grossen Gelehrsamkeit, ist er für einen Lutheraner wirklich tolerant genug und würde für eine Conföderation der lutherischen Gemeinde mit der „Landeskirche" von grossem Segen sein können.

Die Partei Stahl's, die grosse Mehrheit der Interessenten des gegenwärtigen Kirchenregiments, wollen und können freilich nichts Gutes erwarten von einer Versammlung, die aus der „Kopfzahl-Herrschaft" und der Souverainetät der Gemeinde hervorgegangen ist. Zunächst ist davon gar nicht die Rede, dass auch diejenigen Glieder einer Gemeinde mitwählen und dadurch auf die Wahl der Kirchenversammlung selbst wirken sollen, die das Christenthum und die evangelische Kirche als eine Thorheit, einen „überwundenen Standpunkt" bezeichnen. Wie diejenigen, welche eingeständlich baldmöglichste Herstellung der Republik erstreben, nichts über eine monarchische Verfassung mit zu sagen haben, so haben auch diejenigen auf ein aktives Wahlrecht in der christlichen Gemeinde keinen Anspruch, die sich selbst vom Christenthum lossagen. Wer aber, ohne dass ein solches Lossagen von ihm notorisch ist, zu einer Wahl erscheint, oder wer vor der versammelten Gemeinde erklärt: „Ich glaube an Christus und sein Evangelium", der muss als wahlfähig angesehen werden, gleichviel, welche besonderen kirchlichen Bekenntnisse er verneine. Dass es auch Menschen geben kann, welche dieses Bekenntniss durch ihre Theilnahme oder eine Erklärung ablegen werden, ohne den Glauben daran zu haben, ist möglich*), dass aber dieser Gewissenlosen Viele sein werden, sobald nur aus dem äusserlich christlichen Bekenntnisse keine weltlichen Vortheile erwachsen, darüber werden die stärksten Zweifel völlig gerechtfertigt sein. Wir kommen endlich zu einer Behauptung Stahl's, von welcher er sich, wenn nicht Allerhöchsten Ortes, doch auf die „Partei" oder die conservativen Leser den glücklichsten Einfluss versprochen zu haben scheint.

*) Der nicht allein mögliche, sondern häufig genug wirklich vorgekommene Missbrauch des Eides vor Gericht hat noch Niemanden veranlasst, auf seine Abschaffung zu denken oder so ohne Weiteres Jemanden, den man für gewissenlos hält, von der Leistung eines Eides auszuschliessen.

Die Anerkennung des Rechtes der evangelischen Gemeinden und die Einführung der Kopfzahl-Herrschaft in ihnen soll Staat und Thron in die ernstesten Gefahren bringen. Den Beweis für diese Behauptung wie für viele andere ist Stahl freilich schuldig geblieben. Wir wollen ihn aber auf eine recht schlagende Thatsache in unserer Nähe aufmerksam machen, die freilich — gegen ihn spricht. Käme Herr Stahl nach Dänemark und betrachtete das Land mit seinen Augen, er würde mit einem Wehe über dem anderen ausrufen: „Der Thron ist verbrannt, von dem Königthume existirt nur ein Schatten; eine Autorität auser dem Grundgesetze giebt es gar nicht — eine Autorität „kleiner Herren" ist der Gegenstand des Spottes, nirgends Autorität; der ältere Adel ohne Bildung, Saft und Kraft, die adelige Jugend ein Muster von vielem Anderen, nur nicht von Christlichkeit und Ritterlichkeit, die Kopfzahl regiert und durch sie die Bauern, Majoritäten entscheiden. Juden können rechtlich Minister werden, die Polizei hat wenig Macht, geschweige dass sie allmächtig ist, die Presse steht nur unter den allgemeinen Strafgesetzen, die Bauern gehen ihrer völligen Unabhängigkeit mit Riesenschritten entgegen, Minister werden des Hochverraths angeklagt (und freigesprochen), die Armee hat zum allergrössten Theile bürgerliche Offiziere, obschon sie mit ihrem Patent in den Adelstand erhoben werden; kurz, die Revolution ist im vollsten Gange, das Land am Rande des Abgrundes und stürzt in denselben, wenn es nicht etwa die „conservativen Mächte" in wohlberechtigter Intervention zurückhalten." Wenn dem Allen nun in Wahrheit so wäre, was folgte daraus? Nichts Anderes als: dass ein Königthum und eine Nation zu Grunde gehen können, trotzdem, dass das strenge lutherische Bekenntniss streng festgehalten ist, trotzdem, dass es ein landesherrliches Kirchenregiment gab und giebt, der König allerhöchst selbst jeden Katecheten und Kapellan in der Volkskirche ernennt, trotzdem, dass bis vor nicht allzulanger Zeit die Katholiken nur in der Kapelle einer katholischen

Gesandtschaft ihren Gottesdienst halten durften und die Sekten verpönt waren*).

Die Leser dieses Buches wissen, dass sein Verfasser die dänischen Verhältnisse mit anderen Augen betrachtet, als es von Herrn Stahl geschehen würde und vielleicht von einer nicht erheblichen Minorität in Dänemark geschieht. Aber das ist nun unsere Ueberzeugung, dass das Bedenkliche, was diese Zustände auch nach unserer Meinung haben, gerade eine Folge der Macht und Kraftlosigkeit ist, in welche die unglückliche lutherische Kirchenverfassung die Kirche selbst gebracht hat. Wenn irgend in einem Lande der Charakter des Volkes selbst und die äusseren Verhältnisse eine ausgezeichnete Thätigkeit oder eine durchgreifende Reformation der evangelischen Kirche möglich gemacht hätten, so war es hier, hier, wo die katholische und reformirte Bevölkerung der Zahl nach gar nicht in Anschlag kommen kann — wo man in Bezug auf sie thun und lassen könnte, was man wollte. Aber ein „landesherrliches Kirchenregiment" ohne die Selbstständigkeit der Gemeinden hatte dazu keine Mittel. Diejenigen, welche am meisten zu einer Neugestaltung helfen sollen, haben das grösste materielle Interesse, sie zu verhindern oder ihr eine solche Form zu geben, dass — die Sache beim Alten bleibt. Auch hat es sicherlich nicht den dänischen Königen, insonderheit nicht dem hochbegabten Christian VIII. an Freunden gefehlt, die vor der „Revolution" warnten, da von der Freiheit der Kirche und der vollen Selbstständigkeit der Gemeinden die Rede war. Es hat sich gezeigt, was ein bereites Ohr für solche Warnungen dem Königthume für Früchte getragen hat.

Aus angeblichem oder wirklichem Interesse für das Reich

*) Auch auf Schwedens Zustand könnten wir Herrn Stahl verweisen, auf Schweden, wo die lutherische Staatskirche eine solche äusserliche Macht hat, dass noch vor wenigen Jahren der Uebertritt in die katholische Kirche mit Zuchthaus und Vermögensverlust bestraft wurde.

Gottes und die Kirche Christi gegen die Selbstständigkeit der christlichen Gemeinde streiten, verräth, wenn nichts Schlimmeres, doch den Mangel an Vertrauen des eigenen Herzens in die Macht der evangelischen Wahrheit und ist eine Lästerung wider dieselbe. Verdient die evangelische den Namen einer christlichen Kirche, so bedarf sie der landesherrlichen Protektion nicht. War die Reformation wirklich ein Abfall nicht vom Papstthum, sondern vom christlichen Glauben und eine Versündigung an der allgemeinen christlichen Kirche, und sollte die „Kopfzahl-Herrschaft" die Richtigkeit dieser Ansicht darthun, so wird es Zeit sein, Busse zu thun und — katholisch zu werden. Wir glauben aber nicht an Gespenster und glauben daher auch nicht daran, dass, wie Herr Stahl droht, die Gewährung völliger religiöser Freiheit in Preussen und der Versuch einer Neugestaltung der evangelischen Kirche mit Aufgabe des landesherrlichen Kirchenregiments „statt ein Reich Gottes ein Reich des Unglaubens und der Massenherrschaft machen werde." Ueber die Bedingungen, dass ein solcher Versuch glücke, wie über unser Verhältniss zu den einzelnen Vorschlägen Bunsen's ein anderes Mal, so Gott Zeit und Kraft giebt. Nur eine allgemeine Bemerkung hierüber sei uns jetzt vergönnt. Lessing hat unter anderen tiefen und bedeutungsvollen Aussprüchen auch die Meinung geäussert: „dass Raphael das grösste malerische Genie gewesen wäre, selbst wenn er ohne Hände geboren sein würde." Ganz gewiss. Aber Raphael, wenn ihm die kühne, feste, feine Hand gefehlt hätte, wäre für die Welt eben nicht — Raphael geworden. So werden auch die glücklichsten und herrlichsten Ideen für die Gestaltung bürgerlichen und kirchlichen Lebens der Mit- und Nachwelt sehr geringen Nutzen bringen, wenn es dem schöpferischen Genie an den Händen, nämlich den Menschen fehlt, welche jene Ideen zu verwirklichen die Fähigkeit und den ernsten Willen haben. Wer die Ausführung der besten Pläne nur Personen anvertraut, die mit diesen Plänen und letzten Zielen

gar nicht oder nur zur Hälfte einverstanden sind oder praktisches Talent nicht besitzen, der muss eben die Gefahr laufen, seine Pläne zur Unkenntlichkeit verunstaltet und sich um den segensreichen Erfolg seiner Absichten betrogen zu sehen. Wir glauben nicht, dass es unter den evangelischen Christen Preussen's an geeigneten Männern fehlt, die Neugestaltung der evangelischen Kirche praktisch anzubahnen — nur würde man diese Männer schwerlich unter den Feodal-Christen und den entschiedenen, vielleicht auch fanatischen Anhängern der besonderen Bekenntnisse zu hoffen haben. Die vollkommenste Freiheit in der Wahl eines Zieles und seines Zweckes schliesst nach der getroffenen Wahl eine gleiche Freiheit in der Wahl der Personen und Mittel nicht ein, sondern aus. Die Anbahnung einer neuen Organisation in den Händen des Herrn Stahl und seiner näheren oder entfernten Freunde wird nach unserer Ueberzeugung kein anderes Resultat haben, als Vieler Hoffnungen zu erregen und Niemanden zufrieden zu stellen. Dann ist es besser, die Dinge bleiben beim Alten — so lange es geht. Auch das müssen und wollen wir als den Willen dessen betrachten, der für uns der einzige Herr seiner Kirche ist. Deshalb wünschen wir wohl, dass der Sehnsucht nach einer neuen Gestaltung der evangelischen Kirche recht viele und recht tüchtige und beredte Zeugen erstehen mögen, Prediger und Laien. Aber wir wollen kein Drängen bei dem höchsten Träger des Kirchenregiments*). Auch davon, dass ihre Wünsche

*) Die Frage, ob der König auch nach einer neuen Organisation der Kirche ihr höchster Bischof sein soll, gehört eben zu den Einzelnheiten, über welche eine bestimmte Meinung zu äussern vor Anerkennung der grossen Principien jedenfalls verfrüht wäre. Aber wir halten es in der allgemeinen Ansicht für nicht zweifelhaft, dass mit Rücksicht auf die grosse katholische Bevölkerung Preussens und mit Rücksicht auf die Gefahren, welche die Vereinigung der höchsten weltlichen und geistlichen Gewalt für die menschliche Schwäche so leicht herbeiführt, eine Feststellung, dass der König in Preussen auch immer der summus episcopus der Kirche sein solle, als sehr

auf kirchlichem und religiösem Gebiete jetzt nicht oder noch lange nicht erfüllt werden, müssen Alle, die Gott lieben und an Christus glauben, annehmen, dass es ihnen und seiner Kirche zum Besten dienen solle. Dieser Glaube schliesst aber eben für Niemanden die Pflicht aus, über diese Dinge ernsthaft zu denken und seine Ansicht offen und frei zu bekennen. Und so bitten wir Gott, dass er auch dieses Bekenntniss segnen möge, denn in Ihm und durch Ihn sind alle Dinge, und Sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit. (15)

bedenklich erscheint. So bereit man auch sein kann und mag, der Krone jedes bürgerlich und politisch dem Volke verliehene Recht wieder zurückzugeben, wenn es von ihr im staatlichen Interesse gefordert wird, so kann aus einem Mangel gleicher Bereitwilligkeit in kirchlichen Angelegenheiten unmöglich auf einen geringeren Grad von Royalismus geschlossen werden. Wir wollen die Freiheit für die Kirche, diese Würde dem Könige und seinen Nachfolgern zu übertragen, aber auch die Freiheit für den König und seine Nachfolger, sie abzulehnen. Das aber bekennen wir offen: ein König, der aus freiem Antriebe, im Besitze der vollsten äusserlichen Gewalt, trotz des entgegenstehenden Drängens einflussreicher Personen, die religiöse Freiheit gewährte und der evangelischen Kirche ihre Selbstständigkeit gäbe, erhielte schon durch diesen einzigen Akt und abgesehen von Allem, was ihn sonst besonders dazu geschickt macht, den höchsten und unbestreitbarsten Anspruch, der weltliche Oberhirt der evangelischen Landeskirche zu sein. —

ANHANG.

I. Literatur über Bornholm.

II. Zusätze zu Bornholm und die Bornholmer.

III. Zusätze zu Dr. S. Kierkegaard etc.

I. Literatur über Bornholm.

Wäre es auch nur eine sehr kleine Zahl der Leser dieses Buches, die an dem behandelten Gegenstand oder einzelnen Seiten desselben ein so nahes Interesse haben und nehmen, um sie weiter zu verfolgen, so wollen wir doch in dem Folgenden eine kurze Uebersicht der literarischen Hilfsmittel geben, die hierzu zu Gebote stehen und die auch zum Theil von uns benutzt sind. Nur die allgemeineren Werke über Dänemark, in denen auch Bornholm's einer beiläufigen Erwähnung geschieht, wie Bergsoes, „Statistik des dänischen Staates"; Baggesen, „der dänische Staat", bleiben hiervon ausgeschlossen.

Wir schicken die Bemerkung voraus, dass nur eine einzige kleine, ältere geognostische Schrift in deutscher Sprache, alle anderen Handschriften und Bücher aber dänisch geschrieben sind.

A. Handschriftliche Quellen.

Ein kurzer Bericht über Bornholm nach Mittheilungen der Prediger, von dem Probst Jens Pedersen 1624 geschrieben, befindet sich auf der Copenhagener Universitätsbibliothek — ein Auszug aus diesem Berichte in den von Sandvig redigirten Suhmsket Samlinger til den Danske Historie I. B. 2. H. 1780. S. 32—46.

Die Chronica Boringiaca bis zum Jahre 1671, von Rasmus Pedersen Raufn, Küster und Lehrer in Aakirkeby, geschrieben, befindet sich auf der grossen Königlichen Bibliothek in Copenhagen und enthält historische und topographische Mittheilungen.

Im Besitz der königlich nordischen Oldskrift-Selsskab soll sich nach Thaarup eine der mehrfach existirenden „Bescrivelse over Bornholm" befinden, die Peder Resen 1765 in lateinischer Sprache als einen Abschnitt seines „Danske Atlas" geschrieben hat.

B. Gedruckte Bücher.

1. Allgemeine Werke.

Das erste Werk über Bornholm — in vielen Beziehungen die Hauptquelle für die nachfolgenden — veröffentlichte ohne Namen General Lauritz de Thurah unter dem Titel: „Omstaendelig og tilforladelig Bescrivelse over den i Ostersoen liggende, under det kongel. Danske Herredömme blomstrende navnkundige Öe Bornholm, og den ej langt derfra anlagte fortreffelige Faestning Christiansö, hvorudi forklares alt hvad merkvaerdigt om disse tvende Lande i deres nuvaerende Tilstand er at agte hvortil end videre föjes hvad Historierne, saavel gamle som ny, derom meddele.” Kbhon. 1756.*) Medio Quart mit Karte, 30 grossen, 6 kleinen „Kupferstichen” und 4 Vignetten. — „Umständlich” ist das Buch, seine Zuverlässigkeit besteht aber oft nur in der Gewissenhaftigkeit, mit welcher der fleissige Verfasser alles zusammengetragen hat, was er auftreiben konnte. Den Haupttheil des Werkes bilden die Beschreibungen aller Kirchen, der Abdruck aller Inschriften in denselben oder auf Leichensteinen. Merkwürdiger sind auch die bei de Thurah zu findenden Abzeichnungen der auf Bornholm zum Theil noch vorhandenen „Runenschriften. Hierbei ist jedoch zu bemerken, dass Runenschriften hier alle alten Skandinavischen Inschriften und auch die Buchstaben der alten Mönche genannt werden.

Die meisten seiner Nachrichten empfing de Thurah von J. Chr. Urne, der von 1740 bis 1778 Amtmann auf Bornholm war und auch ausser den Artikeln über Bornholm im „Danske Atlas” ein „Ordbog og Observasioner om den bornholmske Udtale” geschrieben hat.

Ein anderer Amtmann (1778—1784), T. Fieldstedt, schrieb 1780 ein Promemoria über Bornholm, das in Thaarups „Materialier til Danmarks Statistik” abgedruckt ist, und weil es hie und da alte Missbräuche bekämpfte, dem Verfasser viele Feinde machte.

Die relativ beste Schrift über das ganze Bornholm ist von Peter Nic. Scovgaard: „Bescrivelse over Bornholm, 1ste Deel, Kbhon. 1804. 411 Seiten.” Aber es blieb leider bei dem ersten Theile, denn obschon die Schrift unter Censur erschienen war und von einem ganz unbefangenen Standpunkt und durchweg in einer

*) Umständliche und zuverlässige Beschreibung über die in der Ostsee liegende, unter dänischer Herrschaft blühende bekannte Insel Bornholm und die unweit von ihr vortrefflich angelegte Festung Christiansö, worin alles das Merkwürdige in dem gegenwärtigen Zustande dieser beiden Länder erklärt wird, mit Zusätzen aus „alter und neuer Geschichte.”

loyalen Sprache abgefasst ist, war Skovgaard doch dem, wie es scheint, traditionellen Beamtendünkel in Dänemark zu nahe getreten, als dass die Schrift nicht hätte confiscirt und der Verfasser bestraft werden sollen.

Amtmann Thaarup, dessen wir unten noch des weiteren gedenken werden, schrieb: „Kort Oversigt over Bornholms Amt. Kbhvn. 1801." (Handschriftlich existiren von ihm in den betreffenden Archiven „Statistische Nachrichten über Bornholms Amt u. s. w.") sieben Bände „Bornholmiana."

O. J. Rawert und der jetzige Conferenzrath, Chef des Consulat-Departements und Colonialwesens G. Garlieb, einer der verdienstvollsten Beamten Dänemarks, gaben 1819 ein sehr gut geschriebenes, insonderheit die geognostische Beschaffenheit des Landes mit Kenntniss und Liebe behandelndes Buch heraus: „Bornholm, beskreven paa en Reise i Aaret 1815 med et geognostik Kaart og et Landskab Kbhvn. 1819. 274 Seiten und 2 Tabellen.

Sehr im Gegensatze zu den drei letzteren Schriften und Schriftstellern steht ein von dem Regimentschirurgen und Hospitaldirektor J. S. N. Panum: „Med Hans Majestaets allernaadigste Tilladelse," herausgegebene „Bescrivele over Bornholm eller Bornholms Veiviser"*) etc. Slesvig 1830. Diese Beschreibung enthält unstreitbar viele interessante Mittheilungen und Aufschlüsse, die der Verfasser bei einem längeren Aufenthalte in Bornholm als Regimentschirurg gesammelt hatte, aber sein Vortrag ist so salbungsreich, „süssholzraspelnd," so oft von Complimenten für höchste oder kleinere Herrschaften, oder von Seitenhieben auf den wehrlosen, confiscirten Skovgaard unterbrochen, dass man darüber das Werthvolle des Buches fast vergessen kann. Vielleicht finden die Bornholmer selbst ein Buch, wie dasjenige Panums am „lieblichsten", aber lernen werden sie am allerwenigsten daraus.

2. Schriften über besondere Gegenstände.

Eine sehr verdienstvolle Arbeit, insonderheit über die ländlichen und industriellen Verhältnisse Bornholms, die aber auch zahlreiche und sehr werthvolle Aufschlüsse über andere Angelegenheiten giebt, wurde vom Etatsrath Thaarup, früheren Amtmann, unter dem Titel: „Bornholms Amt og Christiansö" auf Aufforderung der Kongl. Landhuusholdings-Selskab geschrieben und von der letzteren 1839 herausgegeben. (Siehe Seite 133).

Ueber den Ackerbau auf Bornholm existiren eine Reihe kleiner bei Thaarup verzeichneter Abhandlungen.

*) Beschreibung über Bornholm oder bornholmischer Wegweiser.

Von dem schon oben genannten P. N. Skovgaard (Translateur, Mäkler und Portugiesischen Vice-Consul) erschien 1834 „Bornholms Saga," ein Buch, das auf 120 kleinen Seiten in anziehender Darstellung und angeblich auf die zuverlässigsten Quellen gestützt, die frühere Geschichte Bornholms in allgemeinen Umrissen, aber ausführlich die Vertreibung der Schweden 1658 behandelt. (S. Seite 87.)

Ein Copenhagener Arzt, Dr. Hübertz, hat, wie im Buche selbst schon erwähnt, im Jahre 1851 „Aktstükker til Bornholms Historie" gesammelt und herausgegeben, die aber nur von 1327 bis 1566 reichen. Nach seiner Vorrede war der, vor einigen Monaten verstorbene Dr. Hübertz Willens, auch noch in Bezug auf die spätere Zeit, nämlich die Jahre 1622 bis Ende des vorigen Jahrhunderts, eine Menge von bisher ungedruckten Urkunden zu der Geschichte Bornholms, die ein Bändchen von 30 Druckbogen ausmachen sollten, erscheinen zu lassen. Aber es scheint sich noch kein Verleger dazu gefunden zu haben, und werden die Urkunden wahrscheinlich mit der Bibliothek des Herrn Hübertz zum Verkauf kommen.

Der Verbindung Bornholms mit Dänemark und den besonderen Privilegien der Insel widmet Joh. W. Pr. Schegel in seinem Statsret, I. Deel 1827 ein Kapitel. (Eine Uebersetzung desselben mit Anmerkungen und Berichtigungen hat Sarauw gegeben.)

Am besten ist vielleicht bisher in der Special-Literatur die geognostische Beschaffenheit Bornholms behandelt worden: in den Reiseberichten von Oerstedt und Esmarch (1819 und 1820), in dem Buche von Garlieb und in den bereits in dem Texte erwähnten Schriften des Etatsrath Forchhammer. — Auch ein sonst nach den bisher gelieferten 4 Heften zu urtheilen, sehr empfehlenswerthes literarisches Unternehmen: „Den danske Stat en geographisk Skildring for Folket of Cand. maj. Ed. Erslev Adjunct ned Roeskilde Cathedralskole, (Copenhagen bei Stink)," liefert hierüber eine sehr populäre und richtige Darstellung. Dass ein interessantes wissenschaftliches Werk hierüber von Forchhammer selbst in Kürze zu erwarten, ist bereits oben (Seite 267) erwähnt worden.

Die vollständigste und richtigste Karte über Bornholm ist von dem Major J. H. Mansa, wobei wir zum Schlusse erwähnen wollen, dass vielleicht kein Land (etwa Belgien ausgenommen), so vortreffliche Specialkarten über alle seine Landestheile besitzt als Dänemark.

II. Zusätze zu Bornholm und die Bornholmer.

(1) Zu Seite 78. Als ein Curiosum wird von de Thurah angeführt, dass an diesen vier Kastellkirchen im Jahre 1760 lange Zeit hindurch auf ein Mal vier Brüder, die Herren Jörgen, Hans, Christian und Mads Sode angestellt waren.

(2) Zu Seite 87. Von den dänischen Historikern wird die ganze Geschichte der Vertreibung der Schweden von Bornholm als sehr dunkel bezeichnet, und in einem Werke, das freilich auf Sinn für Geschichte keinen Anspruch zu machen hat, lasen wir sogar, dass dabei nur ein Mann, nämlich der Oberst Prinzenskjold selbst um das Leben gekommen sei. Mithin hätten gegen 1500 schwedische Soldaten die Waffen ohne Schwertstreich gestreckt und diese Besitzung ihres Königs auch ohne den Versuch eines Widerstandes aufgegeben, — eine Annahme, die mit dem anerkannten Muthe und der Kriegstüchtigkeit der schwedischen Soldaten in unerklärlichem Widerspruche stehend, durch keine andere Thatsache bestätigt wird. Wären die Bornholmer so leichten Kaufes die Schweden los geworden, so hätte ja auch der Gabebrief (S. 93) vom 29. Dezember 1658, dessen Authenticität nirgends bestritten ist, nach Anführung der durch die Herrschaft der Schweden erlittenen Unbill, nicht folgenden Passus enthalten können: „Dess Ursache haben wir unter Gottes Beistand selbst in des Herrn Namen die Waffen zur Hand genommen, die Schwedische Macht niedergeschlagen, auch gefangen genommen, auch uns des Schlosses und Landes bemächtigt mit allen Geschützen und Munition, welche die schwedische Regierung auf Bornholm hatte." (Des Aarsage haver vi ved Guds Bistand sielf udi Herrens Navn Vaaben taget i Haanden og den Suenske Magt nederslagen og fangen taget, og til os Slottet og Landet bemaegtiget med alt hois Stykker og Munition som de Suenske Regiering der paa Boringholm havde.) Das „Niederschlagen der schwedischen Macht" hat doch in irgend einer Weise Statt finden müssen. Wäre es in offenen Schlachten geschehen — die Bornholmer Beschreiber und die dänischen Historiker würden sicherlich die einzigen Thaten der Miliz, die sie überhaupt hätten erzählen können, nicht unerwähnt gelassen haben. So bleibt nur übrig, die Hergänge im Wesentlichen für ganz richtig zu halten, wie sie Skovgaard erzählt, und wir sie in einer gedrängten Schilderung wieder gegeben haben. Zudem weist er in seinem Vorworte in einer sehr glaubhaften Weise nach, dass er handschriftliche Quellen aus dem Jahre 1659 benutzt und namentlich eine in diesem Jahre gefertigte Abschrift eines Volksgedichts „Prinzenskjoldsvise" besessen hat, das unmittelbar nach der verhängnissvollen Befreiung entstanden sein muss. Wir sind nun zwar weit entfernt, das Resultat der Forschungen

dieses begabten Mannes, der einen grossen Theil seines Lebens auf Bornholm zugebracht hat, als über alle Anfechtung erhaben darstellen zu wollen, aber man muss es im Ganzen für wahr und zuverlässig halten, bis nicht das Gegentheil erwiesen ist. Unleugbar würde man die pariser Bluthochzeit und die sicilianische Vesper auch sehr gern aus der Geschichte weg eskamotirt haben, wenn das bei der Lage der betreffenden Länder und ihrem Zusammenhange mit der civilisirten Welt irgend möglich gewesen wäre. Bei der Lage Bornholms und dem geringen Interesse, das man seiner Geschichte gewidmet hat, war es bisher möglich, die blutige Nacht mit einem Schleier zu verhüllen und unser vorliegendes Buch ist vielleicht das erste, das von ihr in weitere Kreise eine Nachricht bringt. Eine Greuelthat bleibt freilich immer eine Greuelthat, aber wenn selbst die Vorväter der Bornholmer eine Entschuldigung in dem unerträglichen Drucke einer Fremdherrschaft fanden, so kann sie dem heutigen Geschlechte weder zum Stolze noch zur Unehre gereichen. Verhehlen und vertuschen wir die Greuelthaten unserer Vorfahren nicht, aber sühnen wir sie durch die Thaten einer besseren Erkenntniss und die Werke einer mehr geläuterten Liebe zu Gott und den Menschen.

Betreffs des auf Seite 24 erzählten misslungenen Versuches der Bornholmer,*) sich der Herrschaft der Lübecker zu entledigen, theilt die Urkunden-Sammlung einige kurze Briefe des dänischen Königs an die Bornholmer mit. Hiernach hätte der König von Dänemark wirklich den Bornholmern gegen die Lübecker, denen er doch das Land zum Pfande gegeben hatte, beistehen wollen, aber die vier zu diesem Zwecke gesandten Kriegsschiffe waren unglücklicherweise auf dem Meere zerstreut worden und nicht angekommen!

Es soll uns übrigens zu besonderer Freude gereichen, wenn etwa die historischen Irrthümer und Ungenauigkeiten, deren sich unser Buch schuldig gemacht haben mag, tüchtigen dänischen oder deutschen Geschichtsforschern Veranlassung geben, eine Geschichte Bornholms zu schreiben.

(3) Zu Seite 140. Wir haben das dort ausgesprochene Urtheil selbstredend nur auf die Anträge des Folkethings (Zweite Kammer) bezogen, die ohne Berücksichtigung der bestehenden Faeste-Verträge eine radikale Reform im Auge haben, aber wiederholt vom Landsthing (erste Kammer) zurückgewiesen sind. Von einem hervorragenden Mitgliede des Letzteren, dem K. Amtmann Orla Lehmann, ist dagegen ein Antrag gestellt und von dem Hause zum Beschlusse erhoben, der mit einer völligen Achtung der bestehenden Faeste-Verträge auch die Schliessung neuer gestatten will, sobald der

*) Der übrigens nicht 1538, sondern 1535 stattgefunden haben wird.

Gutsherr und der Sohn des Faesters zwar nicht über Kauf und Verkauf, aber über ein neues Faeste-Verhältniss einig werden können. Ist das nicht der Fall, so soll der Hof verauktionirt werden, aber ein Drittheil des gewonnenen Preises dem Faester als Entschädigung zufallen. Nach zwanzig Jahren soll aber alles heutige Faestegut in freies Eigenthum verwandelt sein und sollen daher die wenigen Faestehöfe, bei denen die Umwandlung in solches auf dem Wege der Einigung nicht hat statt finden können, zur Auktion kommen und mit dem Ertrage in der oben angegebenen Weise verfahren werden. Zur Zurückweisung des Scheins eines Eingriffes in Eigenthumsrechte wird von dieser Seite, wie uns dünkt nicht ohne Bedeutung geltend gemacht, dass Faestehöfe als ein wirkliches Eigenthum der Gutsbesitzer nach der früheren Gesetzgebung niemals betrachtet werden konnten. Denn diese Faestehöfe konnten von dem Gutsherrn weder verkauft, noch mit dem Gute vereinigt werden. Das verhinderten die Gesetze, aber ein in seiner bindenden Kraft den Gesetzen gleich zu stellendes Herkommen verbot es auch dem Gutsherrn, den Faestehof an einen anderen, als den Erben des Faestens zu verfaesten, es sei denn, dass derselbe wegen Verbrechens bestraft gewesen wäre. Mithin sei ein eigentliches Eigenthumsrecht an diesen Höfen doch sehr fraglich und der oben in seinen Hauptzügen dargelegte Vorschlag nach allen Seiten hin ein billiger. Die Fortsetzung dieses Werkes wird Gelegenheit geben, auf diese Frage näher einzugehen.

(4) Zu Seite 148. Da die botanische Abtheilung im Texte sehr stiefmütterlich behandelt ist, weil der Verfasser vergeblich die Genesung eines ihm bekannten Gelehrten, des unter den Botanikern so geschätzten Direktors des botanischen Gartens in Copenhagen, Herrn Professor Liebmann erwartete, um ihn bei Abfassung des Abschnittes zu Rathe zu ziehen, so wollen wir hier noch Einiges für unsere botanischen Leser mit dem Bemerken nachholen, dass wir das Material, bei dem leider fortdauernden Brustleiden des Professor Liebmann, seinem Assistenten Herrn Dr. Lange in Copenhagen verdanken. Professor Liebmann erklärte übrigens, dass eine vollständige Flora Bornholmica nicht vorliege, weil noch nie ein Botaniker Frühjahr, Sommer und Herbst dort zugebracht habe. Herr Dr. Lange, der Verfasser eines als ausgezeichnet gerühmten Handbuchs der Danske Flora, hat einige Notizen über Bornholm 1849 in No. 6. der „Videnskabelige Meddelelser fra den naturhistoriske Forening i Kjöbenhavn" gegeben. In No. 4. 1850 derselben Mittheilungen erstattet ein Herr Th. Schiötz einen längeren Bericht über eine botanische Excursion, die er im Auftrage des botanischen Vereins am 28. Mai jenen Jahres nach Bornholm unternahm. Herr Schiötz verweilte sechs Wochen daselbst, bemerkt aber ausdrücklich, dass, wenn auch dieser Zeitraum für eine so kleine Insel den

mehrmaligen Besuch der wichtigsten Gegenden ermöglicht hätte, er doch nicht bezweifeln wolle, dass noch werthvolle botanische Funde für die dänische Flora dort gemacht werden könnten. Dr. Lange rechnet zu den meist charakteristischen Erscheinungen der bornholmer Pflanzenwelt: Carpinus Betulus, Quercus sessiliflora*), Tilia parvifolia, Acer platanoides, Betula, Sorbus Aria og scandica**) (der im Texte erwähnte Axelbeerbaum, eine Gattung desselben ist die Ebresche), Cotoneaster vulgaris, Populus tremula, Helianthemum vulgare, Thymus Serpyllum, Verbascum Thapsus, Campanula persicifolia, Artemisia Absinthium, Carduus acanthoides, Crepis biennis, Serratula tinctoria, Inula salicina, Galium boreale, Sedum Telephium und album, Pilularia globulifera. Pflanzen, die sonst nur auf der jütischen Halbinsel vorkommen: Juncus balticus und capitatus, Lycopodium complanatum, Utricularia neglecta, Pyrola media, Nasturtium silvestre, Spergula pentandra, Gnaphalium luteoalbum, Trigonella ornithopodioides. Als Bornholms Flora ganz eigenthümlich bezeichnet Herr Lange noch: Imperatoria Ostruthium, Mentha rotundifolia, Stachys annua, Asplenium Adianthum nigrum, Aspidium angulare. Letzteres wurde auf Christiansö vom Schiffsarzt Didrichsen gefunden. Aus dem Berichte von Th. Schiötz heben wir noch hervor: die durch die Pracht ihrer Farbe ausgezeichnete und in Skandinavien bisher nur von Oeland und Gottland bekannte Anthyllis vulneraria coccinea, Aquilegia vulgaris, Viola uliginosa, Peucedanum Oreoselinum, Potentilla Güntheri, Habenaria viridis, Orchis ustulata. Keine Gegend Dänemarks hat nach Herrn Schiötz überhaupt einen solchen Reichthum an Orchideen aufzuweisen. Unter den neunzehn Arten, die er allein kannte, aber nicht vollzählig glaubt, führt er an: O. morio, O. mascula und O. sambucina in auffallender Menge, O. maculata und Gymnadenia conopsea. — Soweit unsere botanische Ergänzung. Dem botanischen Forscher sind die Quellen angegeben, in denen er Näheres finden kann.

(5) Zu Seite 193. Zunächst haben wir zur Erklärung der sehr auffällig grossen Zahl unehelicher Geburten auch auf dem flachen Lande in Dänemark auf eine Sitte aufmerksam zu machen, welche, bleibt sie gleich eine Unsitte, doch die Sache selbst in einem weit milderen Lichte erscheinen lässt. Die unteren Volksklassen in Dänemark, ja auch die kleinen Besitzer auf dem Lande betrachten sehr

*) Die Stein-Eiche — woraus sich erklärt, dass mein unbotanisches Auge zwischen den Eichen Deutschlands und Seelands und denen Bornholms, einen so gewaltigen Unterschied gefunden. Uebrigens ist auch quercus pedunculata vorhanden.

**) Die gesperrt Gedruckten sind Bornholm unter den dänischen Landestheilen ganz eigenthümlich.

oft — (und können ja hierfür vielleicht lutherische Autoritäten anführen) — die Verlobung als das unauflösliche Band, welches auch dem Bräutigam alle Rechte an die Person der Braut giebt. Die Heirath erfolgt also sehr häufig erst wenn ein, zwei, drei kleine Kinder vorhanden sind, ohne dass diese Existenz dem Rufe der Braut Eintrag thäte, wenn sie eben nur ihrem Bräutigam treu bleibt. — Wie die Wohlthätigkeitseinrichtungen überhaupt in Copenhagen und Dänemark der Zahl und Beschaffenheit nach sehr zu rühmen sind, so ist auch für die Niederkunft unverheiratheter Frauen in einer Weise gesorgt, die man fast für zu weit gehend erachten könnte. Nicht allein dass die Gebährenden, wenn sie keine Mittel zur Bestreitung der Kosten haben, ihre Niederkunft in Entbindungshäusern unter sorgsamster Pflege erwarten können — auch jedes Mädchen in Copenhagen kann ihr uneheliches Kind gleich nach der Geburt nach einem Pflegehaus bringen und ist gegen einmalige Zahlung von 80 Reichsthalern (60 Thaler Preuss. Cour.), welche in der Regel vom Vater übernommen werden, der Sorge für dasselbe ein für alle Mal überhoben. Die Kinder werden von der Direktion gegen eine gewisse wöchentliche Zahlung auf dem Lande bei Bauern in Pflege gethan. Aber mit dem sechsten Jahre hört die Vergütung für das Kind auf, und die Pflegeeltern haben weiter für dasselbe zu sorgen. Obschon in Bezug auf die Vaterschaft der Grundsatz des Code Napoleon nicht gilt, kommen doch unter diesen Umständen Alimentationsklagen verhältnissmässig selten vor.

Ueber das allgemeine Verhältniss zwischen der Bevölkerung, der Zahl der Ehen u. s. w. in Dänemark müssen wir der Fortsetzung dieses Werkes ein näheres Eingehen vorbehalten. Professor Kayser hat (1ste Bind af det statistike Tabelvaarks nye Raekke) einen im Ganzen vortrefflichen Aufsatz über diese Verhältnisse geliefert, der dann auch zu näherer Besprechung kommen soll. — Was Bornholm betrifft, so ergiebt eine Durchschnitts-Berechnung bei der die Zahlen von Thaarup 1802—1837 von mir zu Grunde gelegt sind, also für einen 36jährigen Zeitraum für jedes Jahr: 183 neue Ehen, 651 Geburten (darunter 24,5 uneheliche) 438,5 Sterbefälle. In dieser Zeit hatte sich die Bevölkerung um 7,650 Seelen vermehrt.

(6) Zu Seite 193. Von der Art und Weise, wie auf Bornholm Verlobungen zu Stande kommen, giebt Panum folgende Beschreibung, die gerade bei diesem Schriftsteller (siehe oben) von dem Verdachte böswilliger Uebertreibung völlig frei ist: Wer ein heirathsfähiges Kind, Sohn oder Tochter, besitzt und eine passende Parthie für dasselbe ersehen hat, wendet sich an einen oder den anderen Mann, von dem man weiss, dass er sich mit solchen „Arrangements" beschäftigt. Dieser Mäkler zieht nun über Vermögen, Mitgift u. s. w. der betreffenden Person Erkundigungen ein und

empfängt für seine verschiedenen Bemühungen eine Kuh, einen Ochsen oder auch 100 bis 200 Thaler. — „Alles nach Vermögen der Betheiligten." Oft geht es so weit, dass ein Mädchen die Person nicht einmal von Ansehen kennt, mit der sie durch Hülfe des Mäklers verbunden werden soll und erst, wenn die „Parthie geschlossen," die Mitgift bestimmt, ja auch der dem Mädchen einst als Erbe zukommende Hof an den Bräutigam verkauft ist, bekommt sie ihn zu sehen. Gefällt er ihr dann durchaus nicht, so hat sie doch keine Wahl mehr, als sich weder mit einem Manne, den sie nicht leiden kann, zu verbinden oder ihm um sehr geringen Preis den Hof zu überlassen. Man muss sich darüber wundern, dass die Sache noch so oft so gut geht und Scheidungen und unglückliche Ehen so selten sind. Doch fehlt es nicht an Beispielen, dass Mädchen, welche glückliche Frauen und tüchtige Hausmütter geworden wären, wenn sie nach ihrer Neigung sich hätten vermählen dürfen, durch Gram und Schmerz über die unglückliche Ehe frühzeitig in das Grab gebracht wurden. Aber weit allgemeiner ist es, dass sich diese Frauen mit bewundernswerther Geduld in ihr Schicksal ergeben und die Launen eines alten, geizigen, oft auch dem Trunke ergebenen Gatten ertragen und mit Unverdrossenheit seiner Haushaltung vorstehen. Eine Partie zwischen einem reichen Manne und armen Mädchen oder umgekehrt, ist nicht häufig, und man muss sich hierbei oft über die Hartnäckigkeit sonst vernünftiger Eltern verwundern. Die erste Frage, vor deren Erledigung die Eltern nie die „Partie abschliessen" lassen, ist immer: Wie viel Schulden sind auf dem Hofe u. s. w.? Macht man den Eltern Vorwürfe, ihre Tochter an einen reichen Geizhals oder Trunkenbold weggegeben zu haben, antworten sie gleichgültig: Ja, „er lebt wohl nicht lange, dann kann sie ja nehmen, wen sie will." Letzteres geschieht auch, denn zum zweiten Male wählen die Frauen selbst, wen sie lieb haben. Indessen kommen auch manche „Inklinations-Heirathen" vor, jedoch wäre zu wünschen, dass die oben erwähnte Sitte weniger allgemein wäre als sie ist, denn gute Ehen gehen selten genug aus ihr hervor. Alles das Vorhergehende sagt Herr Panum selbst, der sonst Alles auf Bornholm verherrlicht, und schliesst seine Betrachtung mit folgender Anekdote, als Beweis, „wie man bei solchen Freiereien zuweilen einig werde." „Eine recht wohlhabende Bauersfrau hatte eine sehr hässliche*) Tochter. Indessen fand sich doch ein Bewerber ein. Er hatte sich genau nach der Mitgift erkundigt. Man kam mit allem anderen ziemlich gut in das Reine. Da verlangte der Freier durchaus noch eine Partie „Hjulfiel," nämlich Holz zu den Ringen der Wagenräder. Die Mutter antwortet: Er sollte sie wohl gerne bekommen, aber sie hätte in diesem Augen-

*) Hässlich heisst im Dänischen grim, im Bornholmischen grum.

blicke selbst keine „Hjulfielne." Er blieb bei seiner Forderung, sie bei ihrer Weigerung. Endlich sagt er: Er müsse durchaus „Hjulfielne" haben, denn die Tochter — sei doch gar zu hässlich." Das war zu stark, die Eitelkeit der Frauen fühlte sich verletzt und so schnell, wie man eine Hand umwendet, ergriffen Mutter und Tochter den Freier und warfen ihn vor die Thüre!"

(7) Zu Seite 222. Der Vergleich mit den preussischen Landräthen ist gewählt, weil er ein allgemeines Bild der Stellung und Thätigkeit eines Amtmanns gewährt und auch rücksichtlich der territorialen Grösse die dänischen Aemter und die preussischen Kreise in einem gleichen Verhältniss zu den respectiven Staaten stehen. Wesentliche Verschiedenheiten sind, dass der dänische Amtmann zugleich eine Aufsicht über die Justiz führt, auch in einigen Fällen eine Prozess-Instanz bildet und es zwischen ihm und den Ministerien keine Zwischen-Behörden giebt. Ein näheres Eingehen auf die ganze dänische Verwaltung bleibt der nächsten Fortsetzung des Werkes vorbehalten.

(8) Zu Seite 231. Zu den Worten deutscher Abstammung, zuweilen mit schwedischen Endungen versehen, gehören in der bornholmischen Sprache: ejn Kat, pl. Katana (Katze), bajl (bald, dänisch snart); blejar, es blitzt (dänisch: det lyner); Dönna, Donner (Torden) u. s. w. Viele Worte sind aber dem Bornholmischen ganz eigenthümlich und ist ihr Zusammenhang mit anderen Sprachen bisher nicht nachgewiesen, z. B.: Boerkena röer, gelbe Rüben; ejn Belli, ein Kind; et Blog, Platzregen; döllmar, er schläft; Eddja, Seetang; Faeijgas, liebkosen; Gagjar, eine Leiche ankleiden; Gijlta, ein junges Schwein; Krà, Schnee; et Nörl, einer der sehr langsam ist;*) oppendauad, gestörten Sinnes; ejn Rásapása, eine lustige Person; en Pibel, ein junges Mädchen; Skraepper, prahlen; Ugnarna, Vesperbrod; Vaular, das Lallen der Trunkenen u. s. w.

(9) Zu Seite 230. Nach einer eben ergehenden Bekanntmachung hat leider die Königlich Dänische Post für dieses Jahr die wöchentliche Fahrt eines Postdampfschiffs nach Bornholm eingestellt und wird sich auf die zwei Mal gehenden kleinen Post-Segel-Jachten beschränken, denn der gute Skirner liegt auf dem Holm, um reparirt zu werden. Dagegen geht ein Privat-Dampfboot vom April ab wöchentlich ein Mal (Donnerstags und vom Juni ab zwei Mal, nämlich Montag und Donnerstag) von Copenhagen nach Bornholm und umgekehrt, so zwar, dass man die Reise früh um 6 Uhr antritt und bei gewöhnlichem Wetter Abends 8 Uhr auf Bornholm, resp. in Copenhagen ankommen wird. Der Preis beträgt nur

*) Man sagt freilich in einigen Gegenden Deutschlands für dieselbe Eigenschaft: Er nält.

$3\frac{3}{4}$ Thaler Preuss. Cour. in der ersten und $2\frac{1}{4}$ Thaler Preuss. Cour. in der zweiten Cajüte.

(9a) Zu Seite 260. Vielleicht in keinem europäischen Lande giebt es im Verhältniss zu seiner Grösse eine so grosse Anzahl künstlerischer Talente, insonderheit zur Malerei und Bildhauerei, als in Dänemark. Wir hoffen unsere Leser einmal später in die Ateliers der berühmtesten Künstler in Copenhagen zu führen und bei ihnen und ihren Schöpfungen länger zu verweilen. Hier wollen wir nur eines ganz jungen und bescheidenen Künstlers, des Malers Olrick in Copenhagen gedenken, der, obschon er das Kind, so lange es lebte, nie gesehen, ein ausserordentlich ähnliches und schönes Bild schuf. Das in Pastell ausgeführte Gemälde stellt das Mägdlein in seinem Bettchen schlafend dar. Geniale und doch zart zurücktretende Randzeichnungen umgeben es mit den Beschäftigungen, Spielen und Träumen des Kindes und die Genien des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung scheinen aus dem Schlafe zum ewigen Frieden rufen zu wollen.

(10) Zu Seite 263. Ein auf Bornholm angestellter Zollbeamter, Herr Terp, hat 1853 eine genaue Uebersicht über Bornholms Handel u. s. w. für das Jahr 1852 zusammengestellt. Da aus den commerziellen Veröffentlichungen des statistischen Büreaus in Copenhagen dergleichen Uebersichten für die einzelnen Provinzen des Königreichs Dänemark sich nicht zusammenstellen lassen, wollen wir hier einen Ueberblick über die Einfuhr Bornholms nach der Terpschen Uebersicht geben, die Ausfuhr der hauptsächlichsten ländlichen Produkte aber nach fremden Plätzen, so wie die Branntweinsproduktion u. s. w. nach dem eben erschienenen Bande des statistischen Tafelwerks für 1854 mittheilen.

Von den wichtigsten Waaren wurden 1852 eingeführt:

a) Von Plätzen ausserhalb des dänischen, bis Altona gehenden Zollgebiets:

2570 Tonnen Salz, 99,950 Pfd. Kaffee, 3851 Pfd. Thee, 8884 Pfd. Tabacksblätter, 4506 Pfd. Rauch- und Schnupftaback, 314 Pfd. Cigarren, 21,437 Pfd. Reisgrütze, 152,195 Kubikfuss Eichenholz, 2790 Viertel Wein, 265 Viertel Traubenbranntwein (Cognac), 60 Viertel Genever, 1811 Viertel Rum, 563 Viertel Liqueur, 695 Pfd. gestricktes Baumwollenzeug, 13,143 Pfd. farbige Baumwollenwaaren (circa $7\frac{1}{2}$ Ellen pro Pfd.), 3072 Pfd. Tuch, Düffel, Buckskin etc., 4760 Pfd. weisse Baumwollenwaaren, 396 Pfd. Zimmerteppiche, 6679 Pfd. couleurte Wollenwaaren, 410 Pfd. seidene Waaren, 125 Pfd. Nähseide, 97 Pfd. seidenes Band, 14 Pfd. Blonden, Flor und Tüll, 35 Pfd. Spitzen, 84 Pfd. seidene gleich 604 Pfd. wollene und baumwollene Posamentierarbeiten, 6175 Pfd. gefärbtes und 40,323 Pfd. ungefärbtes

Baumwollengarn, 249,325 Pfd. Stangen-, Bolzen- und Bandeisen, 34,213 Pfd. Nägel u. s. w., 49,875 Pfd. Rosinen, Zimmt, Pfeffer und andere Gewürze, 11,652 Tonnen Steinkohlen, 129,177 Pfd. unraffinirter Zucker (Farin), 5011 Pfd. ungehechelter und 1822 Pfd. gehechelter Flachs, 215,833 Pfd. ungehechelter (wovon 110,000 Pfd. von einem gestrandeten Schiffe) und 890 Pfd. gehechelter Hanf, 2008 Pfd. Blaar, 1687 Pfd. Gusseisenwaaren, 10,487 Pfd. leinene Waaren u. s. w.

b) Von Plätzen des dänischen Zollgebiets.

113,563 Pfd. raffinirter Zucker, 12,742 Pfd. Syrup, 5281 Pfd. farbige baumwollene Waaren, 1195 Pfund weisse baumwollene Waaren, 3744 Pfd. Tuch, 2184 Pfd. grobe wollene Waaren, 602 Pfd. feine wollene Waaren, 27,839 Pfd. Gusseisenwaaren, 1930 Spiele Karten, 771 Pfd. Schnupftaback, 4044 Pfd. Nägel, Schrauben u.s.w., 3333 Pfd. isländische Wolle, 298,450 Pfd. Kornbranntwein zu 8 Grad.

Es liefen im Jahre 1852 in bornholmische Häfen ein und gingen von dort aus, sowohl in inländischer als ausländischer Fahrt, im Ganzen: 1786 Schiffe mit einer Ladung von 9289 Commerzlasten.

Von Bornholm wurden im Jahre 1854 an ländlichen Produkten allein nach fremden Plätzen ausgeführt:

491½	Tonnen	Gerste,
4	»	Hafer,
3	»	Malz,
1316	»	Wicken,
22,080	»	Roggen, Gerste und Grütze,
33,588	»	Mehl,
18½	»	Butter (Siehe Seite 134),
5521	Pfd.	Speck,
13,553	»	Fleisch,
129	»	Wolle,
122,082	»	Knochen,
198		Felle und Häute,
15		Stück Pferde,
1		Schwein.

Ueber die Ausfuhr von Bornholm nach Plätzen des dänischen Zollgebiets liegt für 1854 keine authentische Mittheilung vor, da aber diese Ausfuhr derjenigen im Jahre 1852 mindestens gleich gekommen ist, und daher die Addition der obigen und der nachfolgenden Ziffern einen Beitrag zur Beurtheilung der Quantitäten giebt, welche die Insel überhaupt über ihre Consumtion producirt, lassen wir die Ausfuhr der wichtigsten Landes-Produkte nach inländischen Plätzen für 1852 hier folgen. Sie betrug an

Knochen	30,784	Pfd.,
Häuten	17,768	»

Fellen	12,776	Pfd.
Pferden	19	Stück,
Weizen	17,800	Tonnen,
Roggen	870	»
Gerste	16,400	»
Hafer	5,840	»
Rapssaat	2,600	»

Die Durchschnittspreise im Jahre 1854 betrugen per Tonne für

Weizen	12	Rthlr.	20	Schl.
Roggen	8	»	50	»
Gerste	6	»	6	»
Hafer	4	»	68	»
Erbsen	8	»	64	»
Rapssaat	12	»	34	»

Producirt wurden auf Bornholm 1854 395,320 Pott Branntwein, eingeführt circa 300,000 Pott Branntwein und Rum.

Die Bornholmer Schifffahrt etc. wurde betrieben 1854 mit 128 Schiffen und kleineren Fahrzeugen von einer Tragfähigkeit von 2197 dänischen Commerz- oder circa 3280 preussischen Normallasten.

Zusätze zu Dr. Sören Kierkegaard u. s. w.

(11) Zu Seite 301. Als symbolisches Buch ist die Augsburgische Confession von 1530 festgesetzt, wozu das Gesetz Christians V. für Dänemark die apostolischen, nicäischen und athaniasianischen Symbole, sowie Luthers kleinen Katechismus gefügt hat. Die Herzogthümer Holstein und Schleswig haben noch ausserdem die Concordienformel und die schmalkaldischen Artikel.

(12) Zu Seite 304. Es ist hier noch hinzuzufügen, dass der Bischof im Vereine mit dem Amtmann*) oder in einigen Aemtern mit einem Stiftsamtmanne die Stiftsobrigkeit bildet, der vorzüglich die Verwaltung der öffentlichen Stiftungen, die Festsetzung der Kapitelstaxe, die geistliche Jurisdiction und die Oberaufsicht über Kirche, Schule und Armenwesen im Stifte (Bischofthum) obliegt.

(13) Zu Seite 308. Diese Erklärung lautet wörtlich:

„Meine Herren! Da ein Antrag auf Tagesordnung gestellt ist und nach der Geschäftsordnung des Hauses nur ein Redner für und einer dagegen gehört werden soll, so glaube ich Namens der Regierung das Wort mir jetzt erbitten zu müssen, nach dem Rechte,

*) Siehe S. 222 u. Anmerkung 7.

welches jedem Minister verfassungsmässig zusteht, um mit wenigen Worten den Standpunkt zu bezeichnen, welchen die Regierung dem vorliegenden Antrage gegenüber einnimmt. Handelte es sich darum, jetzt den Art. 12.*) der Verfassungs-Urkunde zu entwerfen, so würde die Staatsregierung ihrerseits einer klaren, die Missdeutung des Indifferentismus gegen das christliche Glaubensbekenntniss, welcher darin gefunden wird, ausschliessenden Fassung das Wort reden. Jetzt aber, nachdem einmal der von dem vorliegenden Antrage betroffene Satz des Art. 12. Bestandtheil der Verfassungs-Urkunde geworden ist, kann die Regierung dem Antrage auf dessen Streichung, nach dem Vorschlage des Antragstellers, nicht beitreten.

Ein entsprechendes Bedürfniss zur Abänderung des Art. 12. der Verfassungs-Urkunde überhaupt, wie die Regierung in solchen Fällen es durchaus als Bedingung voraussetzen muss, wenn zu dergleichen Gesetzesänderungen geschritten werden soll, ist der Regierung in zureichendem Masse bisher in der Praxis nicht fühlbar entgegengetreten. Bei ihrer Auffassung des betreffenden Satzes des Art. 12. ist die Regierung grundsätzlich von der Interpretation ausgegangen, dass solche prinzipielle Bestimmungen ihr richtiges Verständniss nur durch das Zusammenhalten mit dem ganzen Organismus des Staates und der bestehenden Gesetzgebung finden können, sofern diese ein gleichstehendes Recht auf Geltung in Anspruch nehmen können. Es wird diese Auslegung aber unterstützt durch die Vorschrift des Allgemeinen Landrechts in den §§. 61 und 62. der Einleitung. Danach werden Partikular- und Singular-Rechtsbestimmungen durch neuere allgemeine Gesetze nicht ohne Weiteres aufgehoben, wenn nicht ihre Aufhebung in dem neueren allgemeinen Gesetze deutlich verordnet ist. Dass eine solche Auslegung aber auch in diesem Falle richtig sei, insbesondere bezüglich des fraglichen Satzes im Art. 12., bestätigt die Verfassungs-Urkunde selbst in ihren Art. 3 und 4. Der Wortlaut dieser Artikel verweist nämlich in derselben Sphäre, was die staatsbürgerlichen Rechte betrifft, ausdrücklich auf die konkurrirende Gültigkeit der Gesetze neben der Verfassungs-Urkunde; denn der Art. 3. sagt:

„Die Verfassung und das Gesetz bestimmen, unter welchen Bedingungen die staatsbürgerlichen Rechte erworben, ausgeübt und verloren werden",

*) Art. 12. Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religions-Gesellschaften (Art. 31 und 32.) und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religions-Uebung wird gewährleistet. Der Genuss der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse. Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen.

und der Art. 4. sagt:

„Die öffentlichen Aemter sind, unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen, für alle dazu Befähigten gleich zugänglich".

Blickt man auf diese Bestimmungen hin, und ferner auf den mit dem Art. 12. ganz gleich berechtigten und mit ihm in Verbindung stehenden Art. 14. der Verfassungs-Urkunde, worin die christliche Religion als die Grundlage bei allen denjenigen Einrichtungen des Staates, welche mit der Religionsübung im Zusammenhange stehen, anerkannt ist, — so hat die Regierung bisher eine zu weit greifende, den christlichen Charakter des Staates verletzende Anwendung des fraglichen Satzes des Art. 12. nicht Platz greifen lassen, (Ruf links: „Hört, hört!") namentlich nicht eine solche Auslegung, welche die Zulassung von Nichtchristen oder von Anhängern irreligiöser Sekten zu richterlichen, obrigkeitlichen oder solchen Aemtern, welche mit der christlichen Endbestimmung des Staates in wesentlicher Beziehung stehen, statuiren würde. („Hört, hört!" links.)

Die Regierung hält sich hierzu auch für die Zukunft eben so berechtigt als verpflichtet, und insbesondere sieht die Regierung hinsichtlich der Juden die in den §§. 2 und 3. des Gesetzes vom 23. Juli 1847 deshalb getroffenen Spezialbestimmungen noch jetzt als massgebend an. Anderweitige Konflikte zwischen dem fraglichen Satze des Art. 12. und den zur Aufrechterhaltung berechtigter spezieller Staatseinrichtungen erlassenen Spezialgesetzen sind bisher in der Bedeutung noch nicht hervorgetreten, dass ein praktischer Nachtheil daraus erwachsen wäre. Sollten dergleichen Unverträglichkeiten sich in der Zukunft fühlbar machen, ohne in dem Wege der bisher festgehaltenen Auslegung sich lösen zu lassen, so wird die Spezialgesetzgebung ein geeignetes Mittel darbieten, um gleichzeitig für das spezielle Rechtsgebiet, über welches das neu zu erlassende Gesetz handeln würde, eine Abänderung oder Einschränkung des fraglichen Satzes der Verfassungs-Urkunde herbeizuführen. Es ist in dieser Beziehung schon ein besonderer Vorgang vorhanden in der Berathung des anderen Hauses rücksichtlich der kreisständischen Gesetzgebung, worüber auch in diesem hohen Hause in einer früheren Sitzung schon verhandelt worden ist. — Aber auch in Beziehung auf die allgemeine Frage wird die Regierung es im Auge behalten, ob und inwieweit zur Verhütung von Missdeutungen des fraglichen Satzes im Art. 12. eine andere unzweideutigere Redaction nothwendig werden sollte, und die Regierung behält sich die weitere Erwägung des etwa ihrerseits im verfassungsmässigen Wege zu machenden Vorschlages vor. Aus diesen Gründen erachtet es die Regierung für geeignet, über den Antrag der Kommission zur Tagesordnung überzugehen."

(14) Zu Seite 311. Wir müssen hier bemerken, dass zur Zeit, wo diese Abhandlung von uns geschrieben wurde, Bunsen's „Zeichen der Zeit" uns nicht anders als durch die Besprechungen der öffentlichen Blätter und durch die Schrift Stahls bekannt geworden waren. Auch wollten wir mit unserem Zeugnisse nicht warten, bis wir die „Zeichen der Zeit" gelesen, sondern unsere Meinung über den Kern der Sache aussprechen, ohne von der „hinreissenden Sprache" verführt zu sein, die Stahl an dem Bunsenschen Buche hervorhebt.

(15) Zu Seite 351. Das vorliegende Buch war vollendet, als die Kunde der traurigen Ereignisse, die im März dieses Jahres sich in Berlin und Potsdam begeben, nach Dänemark kam.

Der Eindruck, den vor allem Anderen der Tod des General-Polizei-Direktors von Hinckeldey in Preussen wie in Dänemark hervorgebracht hat, das Urtheil, das sich über dieses Ereigniss trotz aller nachträglichen Berichtigungen festzustellen in Begriff ist, steht sowohl mit einigen Betrachtungen in dem ersten wie in dem zweiten Abschnitte dieses Buches in einem zu nahen Zusammenhange, als dass wir nicht versuchen sollten, einer unrichtigen Auffassung desselben möglichst entgegen zu treten. Jenes Duell und sein Ausgang werden, wie die öffentlichen Blätter und die privaten Stimmen selbst besonnener Männer bezeugen, in Preussen wie hier als ein tragisches Zwischenspiel in einem grossen Principienkampfe aufgefasst. Man sieht sich zu einem allgemeinen Urtheile über die preussischen Zustände veranlasst, welche doch gerade durch jenes Ereigniss kaum einen irgendwie bezeichnenden Ausdruck empfangen haben. Von jenem, nach unserer Ueberzeugung unrichtigen Standpunkte aus möchte man auch gerade die Richtigkeit dieser oder jener Bemerkung hervorheben, die in diesem Buche über die Gefahren einer gewissen Richtung gemacht sind. So wenig wir nun unsere Bedenken geschwächt wissen wollen, und so sehr andere Bestätigungen derselben zu fürchten sein mögen, so widerstrebt es doch in gleichem Grade unserem Wunsche, nur einen ehrlichen Kampf wider gegnerische Meinungen zu führen, wie unserem Gerechtigkeitsgefühle überhaupt, aus einer durch Unkenntniss der Personen und des Hergangs der Thatsachen erzeugten Begriffsverwirrung und Aufregung irgend welchen Vortheil zu ziehen. Hoffentlich haben wir hierin selbst auf die Zustimmung ehrenwerther Organe und Personen zu rechnen, die — wir werden später sehen unter dem Einflusse welcher Umstände — in dem ersten Augenblicke zu einer ganz anderen Betrachtungsweise jenes Ereignisses gekommen waren.

Es bedarf in der That für Niemanden, der die jetzt bereits festgestellten Thatsachen in Erwägung nehmen will, noch des Ausganges der Untersuchung, um die Ueberzeugung zu gewinnen: dass das

Duell zwischen Herrn von Rochow und Herrn von Hinckeldey kein Opfer eines Principienkampfes, sondern lediglich ein trauriges Denkmal von Standes-Vorurtheilen ist, in denen nach dem gegebenen Falle der Getödtete viel mehr als Herr von Rochow befangen erscheint, und denen nachzugeben von ihm viel unverzeihlicher war.

Betrachten wir einen Augenblick die Sache etwas näher. Vielleicht tritt hierbei jeder unserer Leser dem alten Satze bei, dass es im Allgemeinen unrichtig ist, von den politischen Meinungen, zu denen sich Jemand bekennt, auf seine Handlungen und Gefühle in einzelnen Fällen zu schliessen. Wir kennen wenigstens Constitutionelle und Demokraten vom reinsten Wasser, die mehr als einmal die thatsächlichsten Beweise geliefert haben, dass sie nicht einmal zu einer freisinnigen und humanen, geschweige denn zu einer, ihre Person um des Ganzen willen völlig verleugnenden Handlungsweise, sondern vielmehr zu Handlungen ganz entgegengesetzter Art ebenso fähig wie geneigt waren. Wir kennen dagegen auch „Junker" in der jetzt gebräuchlichen Bedeutung des Wortes, die man auf ihren Besitzungen wie in anderen Berührungen als durch und durch menschenfreundliche Herren, als alte, die Wahrheit und Unabhängigkeit liebende Kavaliere, als Väter und Freunde ihrer Gutseingesessenen verehren lernen kann. Selbst wenn es daher eine allgemeine Forderung des „Junkerthums" wäre, die Wirkung bestehender Gesetze von sich auszuschliessen, und selbst wenn Herr von Rochow als ein Vertreter jener politischen Partei angesehen werden kann, so wäre damit noch in keiner Weise der Schluss gerechtfertigt, dass Herr von Rochow jene Forderung zu einer praktischen Geltung hätte bringen wollen, als er sich mit einem General-Polizei-Direktor schlug. Aber in dem vorliegenden Falle steht sogar das gerade Gegentheil bereits fest. Die Geschichte der Auflösung des Jockey-Klubs hat mit dem Duelle selbst lediglich einen ganz losen und äusserlichen Zusammenhang. Herr von Hinckeldey — der als Vertreter der „Gleichheit vor dem Gesetze" gelten soll — hat nach der in diesem Punkte völlig übereinstimmenden Erklärung seines eigenen Bruders und des Bruders seines Gegners: den Polizeibeamten, der bei jener Angelegenheit betheiligt war, auf die von Seiten des Herrn von Rochow und anderen Herren erhobene Beschwerde disciplinarisch bestraft. Diese Thatsache macht überhaupt nur zwei Annahmen möglich. Entweder der General-Polizei-Direktor hatte sich überzeugt, dass der betreffende Polizeibeamte wirklich zu willkürlich gegen die Mitglieder des Jockey-Klubs verfahren war, oder er hat ihn gegen diese Ueberzeugung bestraft, um den Beschwerdeführern mit Rücksicht auf ihren Stand eine Art Genugthuung zu geben. Welcher der beiden Fälle vorgelegen hat, ist für die Beurtheilung des folgenden Herganges gleichgültig, aber wer mit uns zu

Ehren des Verstorbenen den ersten Fall annimmt, der muss gerade auch einräumen, dass Herr von Rochow in jener Angelegenheit selbst nur gethan hat, was jeder preussische Staatsbürger, gleichviel zu welcher Partei er gehört, thun würde: er hat sich über einen wirklich stattgefundenen polizeilichen Uebergriff beschwert. Noch mehr. Als Herr von Hinckeldey Mittheilungen in Abrede stellt, die er nach der Behauptung seines Gegners ihm in Gegenwart eines Zeugen gemacht hat — als hierdurch es zwischen den beiden Herren zu ernsthaften Differenzen kommt, ist es gerade Herr von Rochow, der vergeblich eine amtliche Untersuchung verlangt, der vergeblich die Sache vor einem Gerichte verhandelt wissen will, und ist es der General-Polizei-Direktor von Hinckeldey, der an das „Gottesurtheil" eines Duells appellirt. Wie man solchen Thatsachen gegenüber mit einigem gesunden und wahrheitsliebenden Urtheile versehen, fortfahren könnte, die Sache selbst als die Aeusserung eines Principienkampfes darzustellen, wäre ganz unbegreiflich. Aber vielleicht waren die Personen der Gegner an und für sich so hervorragende Träger verschiedener entgegengesetzter Principien, dass man jeder feindlichen Berührung dieser Personen eine principielle Bedeutung geben kann? Auch könnte diese Bedeutung nicht durch den Hinweis beseitigt werden, dass die Duellanten Beide von Adel waren. Wir haben in diesem Buche ganz nachdrücklich es hervorgehoben, dass der preussische Adel mit der Junkerpartei nicht identificirt werden kann und darf. Irren wir nicht, so fand im vergangenen Jahre ein Duell in Berlin, dem viel eher als dem Hinckeldeyschen eine principielle Bedeutung beigemessen werden konnte, ebenfalls zwischen zwei Herren von Adel Statt. Aber das vorliegende muss schon alle principielle Bedeutung verlieren, sobald nur von einem der Gegner nachgewiesen werden kann, dass er nicht im Gegensatze zum Anderen wirklich der Träger, geschweige der hervorragende Träger eines grossen politischen Princips war. Bei aller Verehrung für die ausgezeichneten Eigenschaften Herrn von Hinckeldey's wird Niemand, der ihn wirklich gekannt hat, eine solche Bedeutung mit gutem Gewissen ihm beizulegen vermögen. Herr von Hinckeldey ist durch seinen Tod und den durch ihn hervorgebrachten Eindruck eine historische Person geworden. Seine öffentliche Thätigkeit und sein öffentlicher Charakter gehören daher auch dem öffentlichen Urtheile. Will sich dieses Urtheil von einer nicht kleinen Zahl von Thätigkeiten beherrschen lassen, die, sei es aus persönlicher Freundschaft für den Verstorbenen, sei es aus anderen persönlichen oder auch politischen Motiven, ein Interesse zu einer übertriebenen Verherrlichung dieser Person haben, so muss man sich das gefallen lassen. Hat man aber den Dingen und Personen nahe genug gestanden, um sich eine, sicherlich nicht unfehlbare, aber immerhin wohl berech-

tigte Meinung zu bilden, so hat man auch die Pflicht gegen die Oeffentlichkeit und gegen sich selbst, diese Meinung auszusprechen und nicht einer anderen das Feld allein zu überlassen, zumal wenn das letztere nur auf Kosten der Gerechtigkeit gegen andere öffentliche Personen und gegen das Vaterland selbst geschehen könnte. Wir können dieser Meinungs-Aeusserung nichts Besseres vorausschicken, als die Mittheilung eines sicherlich wenig bekannten, aber sehr ehrenvollen Zuges des Verstorbenen aus dem vergangenen Sommer.

Herr von Hinckeldey war für fremdes Glück und Wehe niemals ohne einige Theilnahme. Ja, diese Theilnahme war so aufrichtig und thatkräftig, dass Niemand als er bereitwilliger sein konnte, ein Unrecht wieder gut zu machen zu versuchen, sobald er eben nur — was bei seinem Naturell immer einige Schwierigkeiten hatte — die Ueberzeugung gewinnen konnte, dass von ihm dem Betheiligten Unrecht geschehen und dadurch Schaden erwachsen war. Denunciationen aus offenbar sehr übel berichteter oder sehr unlauterer Quelle hatten Herrn von Hinckeldey über eine gewisse Persönlichkeit den Glauben beigebracht, dass sie ein „durch demokratische Wühlereien sehr gefährliches Subjekt sei." Dieser Glauben hatte Herrn von Hinckeldey dazu veranlasst, vor mehren Jahren auch über Preussen hinaus den in dieser Beziehung fälschlich Beschuldigten zu verfolgen und ihm hierdurch mannichfache Schwierigkeiten zu bereiten. Aber schon wenige Monate nach jenen Schritten gelang es den Freunden des Verfolgten, Herrn von Hinckeldey den Ungrund jener Beschuldigungen zu beweisen. Er nahm sofort die aus Berlin verhängte Ausweisung zurück. Er that noch mehr. Jetzt, nachdem über zwei Jahre später im Auslande die früheren Beschuldigungen gegen den Betreffenden wieder hervorgebracht wurden, war es nach glaubwürdigen Mittheilungen gerade Herr von Hinckeldey, der die Hand dazu bot, eine Erklärung zu veranlassen, die ganz geeignet gewesen wäre, die erhobenen Schwierigkeiten zu beseitigen und einem Manne, der, was er wirklich gefehlt, auch schwer genug gebüsst hatte, endlich wieder Ruhe und Thätigkeit finden zu lassen, wenn es nur anderen Personen gefallen hätte, von jener Erklärung den rechten Gebrauch zu machen. Das Verfahren, das Herr von Hinckeldey hiebei beobachtet, erscheint um so löblicher, je mehr man aus der Erfahrung weiss, wie selten mächtige Persönlichkeiten geneigt sind, einem geringen Manne gegenüber auch in mildester Form einen Irrthum zu bekennen und wieder gut zu machen, und es hat bei Herrn von Hinckeldey einen um so grösseren Werth, da er in anderen Fällen weder durch Ansichten höher stehender Personen, noch durch Beschlüsse der Kammer zu bewegen war, seine Ansichten über eine Person zu ändern oder eine Maassregel zurückzunehmen.

Hätte man sich daher allseitig begnügt, mit der Betrübniss über den plötzlichen Tod eines braven Mannes, eines zärtlichen Gatten und Familienvaters, seine Dankbarkeit für einen dem Könige treu ergebenen, mit einem grossen organisatorischen Talente ausgerüsteten und rastlos thätigen Beamten auszusprechen, so würden wir hierin nur einen wohlthuenden Akt der Gerechtigkeit erblickt und uns desselben aufrichtig gefreut haben. Man hat sich aber damit eben nicht begnügt. Man spricht von einem schmerzlichen Verlust, den das Vaterland*) erlitten. Man macht ein an und für sich ja sehr löbliches Unternehmen — Stiftungen für die Familie von Hinckeldeys, während Niemand daran gedacht hat, für die Familien gerade ebenso verdienter Beamten auch nur eine Hand zu rühren. Man macht ein Aufhebens von Hinckeldey's Tode, als ob ein zehnmal Grösserer gestorben wäre als z. B. Graf Brandenburg oder Herr von Ladenberg es waren, und doch ist es eine nicht zu bestreitende Thatsache, das jeder der beiden letztgenannten Männer, mit Herrn von Hinckeldey verglichen, eine ungleich glücklichere Bedeutung für Preussen und seine Entwickelung und einen zehnmal besseren Anspruch auf den Dank und die Bewunderung der Patrioten hatte. Man sucht endlich Herrn von Hinckeldey zu einem Vertreter einer politischen, dem Junkerthume entgegengesetzten Richtung darzustellen. Dass dieser letztere Versuch ein sehr gewagter ist, muss sich aber Jeder selbst sagen, der ihn etwas näher in's Auge fasst. Was

*) Man liebt es zuweilen die Stadt Berlin mit dem preussischen Vaterlande zu identificiren. Wenn man darin Recht thäte, so könnte man mit etwas grösserem Rechte auch diese Behauptung aufstellen. Auch sind wir weit entfernt, die Vorzüglichkeit der Einrichtungen zu bestreiten, welche die Stadt Berlin dem organisatorischen Talente und einer nicht genug zu bewundernden Thätigkeit des Verstorbenen verdankt. Aber wahres und bleibendes Verdienst erwirbt man sich doch nur um eine Bürgerschaft, wenn man den Gemeinsinn, die Liebe zum Rechte, den Sinn für Sparsamkeit ohne Engherzigkeit, die Genügsamkeit und die Bürgertugend in ihr fördert, und das kann wieder nur geschehen, wenn man eine ganz unbedingte Achtung vor den Rechten und Befugnissen ihrer Vertreter hat und jeden Druck von Oben und jedes andere nicht streng der Sache entsprechende Mittel vermeidet, um die städtischen Behörden und Vertreter zu Ausgaben und Einrichtungen zu nöthigen, die sie zu der Zeit und in der Form in ihrem Gewissen nicht gerechtfertigt finden konnten. Wie es in dieser Beziehung mit den Verdiensten des Herrn von Hinckeldey um die Stadt Berlin steht, darüber wollen wir nicht urtheilen — die früheren (vielleicht ganz unbegründeten?) Klagen der städtischen Vertreter über ihn geben aber einigen Anhalt zu diesem Urtheile. Blos auf die Einrichtungen und das Aeussere und nicht auf die „Art und Weise" und den Geist zu sehen, das heisst die Dinge doch ganz und gar materialistisch und von einem durch und durch unchristlichen Standpunkte betrachten.

die sogenannten Junker wollen, haben sie durch ihre Anträge, Schriften und Reden zur Genüge dargethan. Worin die royalistischen Gegner ihrer Richtung sie bekämpfen und was sie erstreben, darüber haben sich mehre Stellen dieses Buches in einer nicht misszuverstehenden Weise geäussert. Welche Abweichung nun auch unter diesen Gegnern insonderheit in Bezug auf die Formen-Frage Statt finden mag, ob die Einen ehrliche Absolutisten, die Anderen ehrliche Anhänger einer constitutionellen Verfassung sind, Alle sind darüber einig: dass der König und das Gesetz in Preussen für alle Staatsangehörigen die höchste Autorität sein und bleiben sollen — dass die Bestimmungen der Verfassungs-Urkunde und einzelner Gesetze nicht durch mehr oder weniger kühne und glückliche Auslegungen im Interesse einer Partei benutzt werden dürfen — dass die religiöse Freiheit eine wesentliche Forderung der Bürgerlichen ist — dass die persönlichen Rechte der Staatsbürger wie die Rechte der Kommunen einen starken Schutz gegen die Uebergriffe der Polizeigewalt behalten oder bekommen sollen. Nun fragen wir alle Welt, mit welchem Rechte Herr von Hinckeldey als Träger und Vorkämpfer solcher Principien bezeichnet werden kann?!! Daraus, dass das Gefühl des Widerwillens gegen polizeiliche Allgewalt überhaupt oder gegen die Art und Weise, wie der Verstorbene in seiner Stellung und seinem Einflusse sich behaupten sollte, ihm unter den Anhängern der Junkerpartei viele persönliche Gegner schuf — daraus, dass Herr von Hinckeldey seinen Unwillen über den Widerstand, den er auf jener Seite fand, sehr häufig in der ihm eigenthümlichen kräftigen Weise Luft machte — daraus, dass die Gutmüthigkeit dieses Mannes und sein natürliches Gerechtigkeitsgefühl ihn auch bei anderen Parteien das Gute anerkennen liess, und dass seine Klugheit, die politisch und moralisch verschiedenartigsten Personen und ihre Interessen für seine Zwecke zu benutzen verstand — aus dem Allen ihn zu einem Träger eines grossen politischen Principes zu machen, das könnte doch nur das Werk einer viel grösseren Begriffsverwirrung sein.

Aber es giebt allerdings eine Macht in Preussen, die in ihren traditionellen und reinsten Elementen dem Junkerthume bisher energisch gegenüber gestanden hat — es ist die alte preussische Bureaukratie. Diese alte preussische Bureaukratie — (die von den Gestaltungen der neuesten Zeit wenig gewonnen hat) — verbindet mit der rückhaltlosesten Treue und Hingebung für die Person des Königs, eine aufrichtige und unbegrenzte Achtung vor dem Gesetze, vor dem Instanzengange, vor der Subordination, vor den traditionellen Ueberlieferungen des Beamtenstandes. Zuweilen pedantisch, zuweilen den grünen Tisch über das Leben stellend, zuweilen dem Glauben huldigend, dass das Amt auch den Verstand gebe, und dass man ohne den grossen Examen kein Staatsmann werden kann, — setzt diese

Bureaukratie doch immer den höchsten Werth in die treue Pflichterfüllung, weiss von keinem Rechte und keiner Jagd auf Beförderung und Auszeichnung, hat gegen alle Charlatanerie und marktschreierische Demonstrationen ihrer Schöpfungen eine gründliche Abneigung, giebt nur sehr wenig auf die öffentliche Meinung, aber noch weniger auf den Unterschied der Stände, des Geldes und Ansehens, wo es die Erfüllung ihrer Pflicht gilt. Diese Bureaukratie hat trotz ihrer Mängel einen wesentlichen Antheil an der Grösse und Bedeutung unseres Vaterlandes. Man kann gern zugestehen, dass Herr von Hinckeldey vielleicht gar nicht oder doch sicher nur in sehr geringem Grade an den Einseitigkeiten und Mängeln eines Bureaukraten vom alten Schlage litt, aber Niemand, der mit den einschlagenden Verhältnissen näher vertraut war, kann den Verstorbenen für einen grossen und hervorragenden Repräsentanten der guten Sitten der alten preussischen Bureaukratie ausgeben wollen.

Was seine Treue und Hingebung für die Person Sr. Majestät anlangt, so war der Verstorbene keine Ausnahme, sondern die Regel der preussischen Bureaukratie. Erwägt man aber wie gross das Vertrauen und die Gnade Sr. Majestät für ihn waren, so wäre es wirklich vielmehr zu bewundern, wenn er jene Hingebung und Treue nicht in dem Grade besessen hätte, in dem er sie besass. Es giebt vielleicht kein europäisches Land, in welchem nicht allein die Beamten, sondern auch äusserlich und innerlich unabhängige Privatmänner ein so grosses Gewicht auf die Gnade und das Wohlgefallen des Königlichen Herrn legen, als dies in Preussen der Fall ist. Wäre eine solche Pietät wirklich ein Fehler, so wollen wir auch uns dessen gern bezüchtigen lassen. Aber die besten Patrioten und eifrigsten Royalisten stimmen auch darin überein, dass man mit dem Principe: „Um jeden Preis die Gnade des Königs und die Erhaltung und Erhöhung der persönlichen Stellung bei dem König," wohl zu Macht und Ehre kommen, aber damit allein doch niemals ein grosser Staatsmann werden kann, selbst dann nicht, wenn man es mit einem edlen, reichbegabten, das Gute, das Schöne und sein Volk liebenden Monarchen zu thun hat und daher, um Ihm zu gefallen, manches Vortreffliche fördern und ausführen, und sogar eine gewisse Popularität sich auf jede Weise zu verschaffen und zu erhalten, ernstlich bemüht sein muss. Weder die Gunst eines Fürsten noch die amtlichen Stellungen sind aber in irgend einem Lande die wahren Bürgschaften der allgemeinen Achtung und Sympathie für einen öffentlichen Charakter. Radowitz — wie wenig man mit seiner Politik unter den obwaltenden Verhältnissen einverstanden gewesen sein mag — hat mit dem Augenblicke, wo er von dem auswärtigen Ministerium zurücktrat, sicherlich eine nicht kleine Zahl von Anhängern verloren, aber seine staatsmännische Bedeutung, das Urtheil der

öffentlichen Meinung über ihn, wo es ihm günstig war, ist von diesem Wechsel unberührt geblieben. Ladenberg hat mit seinem Rücktritte von dem Cultusministerium wohl erlebt, dass einige, in Versicherung ihrer Treue und ihrer Anhänglichkeit sowohl für die von ihm vertretenen Principien als für seine Person vielleicht besonders starken „Freunde" zu Gunsten einer entgegengesetzten aber zur Macht gekommenen Richtung „abfielen," aber Ladenbergs Werth für König und Vaterland ist in den Augen seiner Freunde und Anhänger durch jenen Wechsel nicht im Mindesten geschmälert worden, ja er hat noch im Grabe die Freude, dass Männer von grosser wissenschaftlicher Bedeutung — nicht um sich Oben Liebeskind zu machen, sondern auf die Gefahr hin, sich selbst und ihrer Stellung zu schaden, — ihm öffentlich ihre volle Anerkennung bezeugen. Wenn Herr von Manteuffel, der doch ein ganz anderer Repräsentant von Treue und Hingebung für die Person unseres Königlichen Herrn ist, als es Herr von Hinckeldey war, morgen in das Privatleben zurückträte, es würden zwar nicht wenig „gehorsamste Diener" und eifrige Anhänger von ihm abfallen und über seine beharrlichen Anhänger herfallen, aber in dem Herzen und der Geschichte der preussischen Nation würde er Nichts verlieren — vielleicht, dass eine genauere Kenntniss seiner Wirksamkeit als sie heute möglich ist, ihm noch viel Mehr gewinnen liesse.

Vergleicht man nun das Verhältniss, in welchem diese beispielsweise genannten öffentlichen Charaktere zur öffentlichen Meinung standen und stehen, und denkt man sich nun, dass Herr von Hinckeldey auch einmal den Umständen hätte weichen müssen, so kann man leicht in die Versuchung gerathen, seinen tragischen Tod, so traurig er ist, für das glücklichste Ereigniss für seinen Ruhm zu halten. Denn ein Zusammenfluss der verschiedensten Umstände hat diesen Tod gerade einen Eindruck hervorbringen lassen, der als ein nicht geringer Gewinn für die Beurtheilung seines ganzen Wirkens betrachtet werden muss. Im Hintergrunde die Anträge und Reden der äussersten Rechten in der letzten Landtags-Session — im Vordergrunde die kurzen Reden in dem Herrenhause am Tage nach dem traurigen Vorfalle, die in den allerconservativsten Kreisen des Auslandes Meinungen erzeugt haben, die man durch die allerbegründetsten Erklärungen nicht beseitigen wird — im Mittelgrunde die eifrige Thätigkeit von Personen, die wesentlich dabei interessirt sind, das Andenken des Herrn von Hinckeldey auf ein möglichst hohes Piedestal zu setzen und als Chorus zur Tragödie: die wiederum glänzend bewährte Urtheilsfähigkeit und Urtheilsschnelligkeit des „Volkes von Berlin," von dem würdige Strassenrepräsentanten bei dem Anblicke Herrn v. Rochows nach dem Berichte der Zeitungen gerufen haben sollen: „Hängt ihn, hängt ihn" — Alles das ist ja geeignet, den Erfolg zu

erklären, mit dem man die öffentliche Meinung dafür gewonnen zu haben scheint, dass sie Herrn von Hinckeldey als einen Märtyrer der gesetzlichen Freiheit und Herrn v. Rochow als den Vertreter siegreicher Feinde derselben betrachtet. Bei eingetretener Nüchternheit werden aber hoffentlich auch die intelligenten Berliner merken, dass sie wenig gewinnen können, wenn sie aus Furcht vor der Charybdis des Junkerthums sich in die Scylla einer Begriffsverwirrung flüchten, die ihnen bald genug die traurigsten Früchte tragen möchte. Das öffentliche Urtheil wird sehr häufig nicht allein durch die Macht der Stellungen oder Sympathieen, sondern auch durch eine an und für sich vielleicht sehr gerechtfertigte, instinctmässige Abneigung bestochen. Diejenigen, die in diesem Falle von der Bestechung den meisten Vortheil haben werden, möchten unter Anderem auch daran zu erkennen sein, dass sie über ein unbefangenes, den Thatsachen entsprechendes Urtheil mit besonderer Erbitterung herfallen werden. Dem sei, wie ihm wolle, die Wahrheit bleibt deshalb doch Wahrheit und wird endlich den Sieg haben.

Jedenfalls muss der erste allgemeine Eindruck jenes Ereignisses alle Wohlmeinenden wünschen lassen, dass er den Vertretern der junkerlichen Richtung eine ernste Warnung sei. Es möchte sonst, wäre es auch erst nach langer Zeit, doch einmal das kürzlich gesprochene Wort eines Abgeordneten in Erfüllung gehen, dass kein guter Wille im Stande sein wird, eine Partei vor den allerschlimmsten Erlebnissen zu schützen, die im Besitze eines Theiles der Macht so wenig Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit gegen die Forderungen des allgemeinen Staatswohles und gegen die Rechte ihrer anderen Mitbürger zeigt.

Was das Duell im Allgemeinen betrifft, so mag man von diesem und jenem persönlichen Standpunkte nicht bestreiten, dass es sehr einzelne Fälle geben kann, in denen es eine traurige Nothwendigkeit wird. Dass aber die „Anschauung des preussischen Volkes" oder die Pflicht der Erhaltung eines ehrliebenden Sinnes in der Armee eine Protection des Duelles durch die Strafgesetzgebung nothwendig macht, das bestreiten wir ebenso, wie wir diese Protektion mit der „festzuhaltenden christlichen Endbestimmung des Staates" niemals in Einklang zu bringen vermocht haben. Im Namen dieser christlichen „Endbestimmung" einer Anzahl von anders gläubigen Mitbürgern politische und religiöse Rechte versagen und zu Gunsten einer vielleicht vornehmeren, aber weit kleineren Anzahl die Protection des Duelles bestehen zu lassen, das kann doch mit einer ernsten und würdigen Auffassung des Christenthums niemals zu vereinigen sein!

Endlich möchte kaum bestritten werden, dass die anderen gleichzeitigen Ereignisse auf allgemeine Theilnahme und ernstes Nachdenken einen mindestens ebenso gerechten Anspruch haben als jenes

Duell. Gebe Gott, dass sie nicht wirklich die Anzeichen betrübender Zustände, dass sie nicht die Vorboten schlimmerer Erscheinungen sind. Es giebt sicherlich nichts Unmännlicheres als durch pessimistische Anschauungen seine Hoffnung und seine Thatkraft zu Boden drücken zu lassen, aber es wäre wenig staatsmännisch, den Zeichen der Zeit keinen Einfluss auf Denken und Wollen einzuräumen. Nicht allein denen, welche die Macht und ihre Verantwortlichkeit haben, sondern auch dem grossen Publikum mögen zuweilen die Sirenenstimmen der Bewunderung und der Beschönigung lieblicher klingen als eine ernste, rauhe Stimme der Wahrheit und Warnung. Wer aber seinen König und sein Vaterland wahrhaft liebt, der darf Nichts nach vorübergehender und zeitlicher Gunst, er muss Alles nach der Wahrheit und Gerechtigkeit fragen — denn die Lüge und das Unrecht sind der Leute und der Staaten Verderben.

Geschrieben am 22. März 1856.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

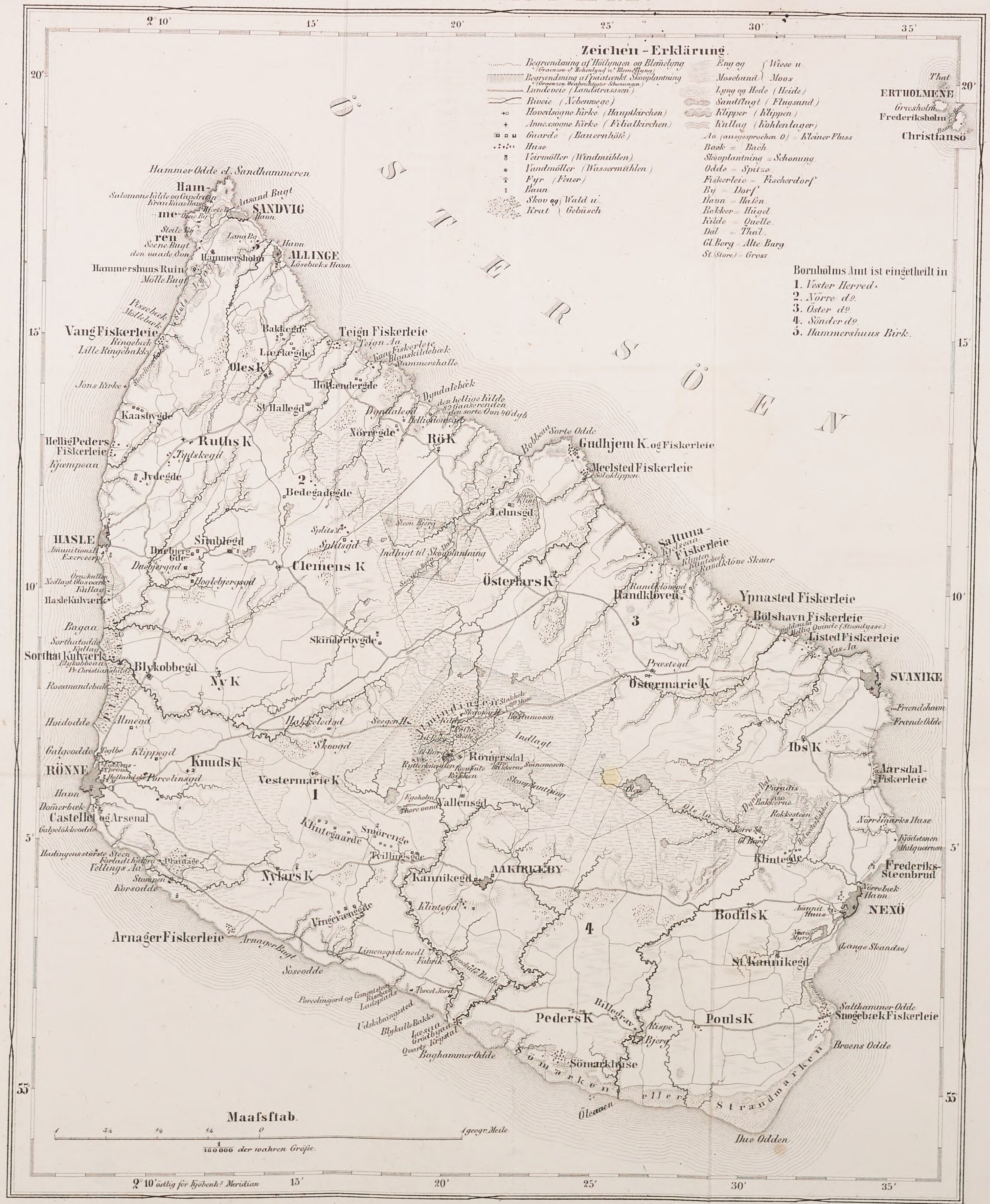
Berichtigungen.

Seite 19	Zeile 24	v. o.	lies:	„ersten Instanzen"	statt:	erster Instanz
- 31	- 4	v. o.	lies:	„da"	statt:	der
- 154	- 2	v. u.	lies:	„Armee"	statt:	Armen
- 156	- 14	v. u.	lies:	„alten"	statt:	allen
- 187	- 4	v. u.	lies:	„Lauenburg"	statt:	Launborg
- 192	- 3	v. u.	lies:	„der Geber"	statt:	derer

- 276 soll zweimal statt des englischen „farewell" das dänische „farvel" stehen.

Berlin,
gedruckt in der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

BORNHOLM.



Lith. Anst. v. F. E. Feller in Berlin.

Im Verlage der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei in Berlin sind ferner erschienen und von derselben, so wie durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Miniatur-Ausgaben.

Bodenstedt, Friedr., Tausend und ein Tag im Orient. 3 Bde. 2. Auflage. 1853. 1854. Gebunden 3 Thlr. 22½ sgr.

— — Die Lieder des Mirza-Schaffy. 4. neu vermehrte Aufl. 1856. geh. 1 Thlr.
Elegant gebunden 1 Thlr. 15 sgr.

Inhalt: Prolog. — Zuleikha. — Lieder der Klage. — Lieder zum Lobe des Weines und irdischer Glückseligkeit. — Lieder und Sprüche der Weisheit. — Tiflis. Verschiedene. — Mirza-Jussuf. — Hafisa. — Nachklänge aus der Schule der Weisheit. — Vermischte Gedichte. — Neue Sprüche der Weisheit. — Abschied von Tiflis. — Epilog.

— — Ada, die Lesghierin. Ein Gedicht. 1853. geh. 1 Thlr. 15 sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr. 25 sgr.

— — Demetrius. Historische Tragödie in fünf Aufzügen. 1856. geh. 1 Thlr. 7½ sgr.
Eleg. gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 17½ sgr.

— — Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. Zweite, gänzlich umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientalische Frage vermehrte Auflage. 2 Bände. 1855. Gebunden in Kattun 3 Thlr. 15 sgr.

Bornemann, Wilhelm, Plattdeutsche Gedichte. 6. Aufl. Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters gesammelt und herausgegeben von Carl Bornemann. 1854. geh. 1 Thlr. 15 sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr. 25 sgr.

— — Humoristische Jagdgedichte. Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters gesammelt und herausgegeben von Carl Bornemann. 1855. geh. 1 Thlr.
Elegant gebunden 1 Thlr. 15 sgr.

— — Die Zeltersche Liedertafel in Berlin, ihre Entstehung, Stiftung und Fortgang, nebst einer Auswahl von Liedertafel-Gesängen und Liedern. 1851. geh. 20 sgr.

Diez, Katharina, Dichtungen nach dem Alten Testament. 1852. Elegant gebunden 1 Thlr.

— — Neue Märchen aus Wald, Feld und Wiese. 1854. geh. 22½ sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr.

— — Joseph. Gedicht nach dem Alten Testament. 1855. Mit 1 Titelbilde. geh. 1 Thlr.
Elegant gebunden 1 Thlr. 10 sgr.

Frühling- Sommer- Herbst- und Winterliebe. Eine Erzählung aus dem Familienleben. Von der Prinzessin ** 1853. geh. 22½ sgr.

Lermontoff's, Michaïl, Poetischer Nachlaß; zum Erstenmal in den Versmaaßen der Urschrift mit Hinzuziehung der bisher unveröffentlichten Gedichte aus dem Russischen übersetzt, mit Einleitung und erläuterndem Anhange und einem biographisch-kritischen Schlußworte versehen von Friedrich Bodenstedt. 2 Bde. 1852. geh. 3 Thlr.

Elegant gebunden 3 Thlr. 20 sgr.

Puschkin's, Alexander, Poetische Werke, übersetzt von Friedr. Bodenstedt. Erster Band: Gedichte. 1854. geh. 1 Thlr. 15 sgr.

— — Zweiter Band: Eugen Onägin. Ein Roman in Versen. 1854. geh. 1 Thlr. 15 sgr.

— — Dritter Band. Dramatische Werke. 1855. geh. 1 Thlr. 15 sgr.

Elegant gebunden à 1 Thlr. 25 sgr.

(Dies Werk ist mit 3 Bänden vollständig, jeder Band hat doppelte Titel und wird einzeln verkauft.)

Reumont, A. von, Die Jugend Caterina's de' Medici. 1856. Zweite umgearbeitete Auflage. geh. Mit einem Titelbilde. 1 Thlr. 15 sgr.

Smidt, H., Liederbuch für Preußens Marine zu Orlog und Kauffarthei. 1853. geheftet. 10 sgr.

Sternberg, A. v., Die Nachtlampe. 4 Bändchen. 1854. 1855. geh. à 1 Thlr.

Waldmüller, Irrfahrten, Gedicht in vier Büchern. 1853. geh. 1 Thlr.

Elegant gebunden 1 Thlr. 10 sgr.

Weiß, Ludwig. Lose Blätter. 1851. geh. 20 sgr.

Woringen, F. von. Märchen. 1854. Mit 8 Illustrationen. cart. 1 Thlr. 7½ sgr.

Gebunden mit Goldschnitt und Deckelverzierung 1 Thlr. 17½ sgr.

Oktav-Ausgaben.

Bachmann, W. Der Fürst „Mein Liebchen" (Fürst Carl Radziwill) und seine Parteigänger. Historischer Roman aus der letzten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. 1856. 2 Bde. geh. Mit einem Brustbilde. 3 Thlr.

Gruppe, O. F. Theudelinde, Königin der Lombarden. Ein Gedicht. 1849. geh. 1 Thlr.

gebunden 1 Thlr. 12 sgr.

Rahden, Baron **Wilhelm von.** Aus Spaniens Bürgerkrieg. 1833—1840. (Auch unter dem Titel: Wanderungen eines alten Soldaten. Dritter Theil.) Mit 2 Karten. 1851. geh. 2 Thlr. 7½ sgr.

Sternberg, A. von. Das stille Haus. Eine Erzählung für Winterabende. 1854. geh. 1 Thlr. 20 sgr.

Im Verlage der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei in Berlin sind ferner erschienen und von derselben, so wie durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Carlyle, Thomas, über Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte. Sechs Vorlesungen. Deutsch von J. Neuberg. 1853. 8. geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Driesen, Dr. Ludw., Leben des Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen, Gen.-Gouvern. von Niederländisch-Brasilien, dann Kurbrandenburgischen Statthalters von Cleve, Mark, Ravensberg und Minden, Meisters des St. Johanniter-Ordens zu Sonnenburg und Feldmarschalls der Niederlande. Mit einem Fac-simile. 1849. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Oeuvres de Frédéric le Grand. Tome I—XXVII. I. 1846—1856. 8. geh. 43 Thlr.

(Die Oeuvres historiques, tom. I—VII., werden einzeln für 7½ Thlr. abgegeben.)

(Eine ausführliche Inhalts-Angabe über sämmtliche Bände ist in der Verlagshandlung gratis zu haben.

Prowe, Dr. L., Mittheilungen aus Schwedischen Archiven und Bibliotheken. Bericht an Se. Excellenz den Herrn Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten Herrn von Raumer. 1853. 4. Mit 2 lithogr. Blättern. geh. 1½ Thlr.

Reumont, A. von, Die Carafa von Maddaloni. Neapel unter Spanischer Herrschaft. 1851. 2 Bde. 8. geh. 4 Thlr.

— — **Beiträge zur Italienischen Geschichte.** 1853. Erster und zweiter Band. 8. geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

— — **Desselben Werkes** dritter und vierter Band. 1855. 8. geh. 4½ Thlr.

— — **Die Jugend Caterina's de' Medici.** 1856. Zweite umgearbeitete Auflage. Miniatur-Ausgabe. geh. Mit einem Titelbilde. 1 Thlr. 15 sgr.

Voigt, Johannes, Geschichte des sogenannten Tugendbundes oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereins. Nach den Original-Akten. 1850. gr. 8. geh. 18 Sgr.

— — **Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach.** 1852. 2 Bände. Mit einem Titelbilde. gr. 8. geh. 4 Thlr.

Wedekind, Dr. E. L., Conrector zu Krossen, **Geschichte des Ritterlichen St. Johanniter-Ordens,** besonders dessen Heermeisterthums Sonnenburg oder der Balley Brandenburg. 1853. 8.geh. 27 Sgr.

Zinkeisen, J. W., Der Jakobiner-Klub. Ein Beitrag zur Geschichte der Parteien und der politischen Sitten im Revolutions-Zeitalter. Zwei Theile. 1852. 53. gr. 8. geh. 6 Thlr. 20 Sgr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Quehl, Ryno,

Aus Dänemark Bornholm und die Bornholmer

Berlin 1856

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.o.135
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11450602-9